



61/2007 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

# LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

## **Umschlagbild**

Malerei von Philipp Jakob Ihle auf Ludwigsburger Porzellan (um 1770)



HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS  
LUDWIGSBURG e.V.

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 61

Mit 97 Abbildungen

2007

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein  
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck  
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr  
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich  
Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:  
Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

# Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort ( <i>Elfriede Krüger</i> )	5
Die »unerbittliche Fehde« zwischen dem Speyerer Fürstbischof Siegfried von Wolfsölden und dem Lorschener Klostersvogt Graf Berthold von Lindenfels (1128/30) von <i>Christian Burkhart</i>	7
»Abgekupfert«. Vorlagenverwendung von Malern und Modelleuren der Ludwigsburger Porzellan-Manufaktur von <i>Hans Dieter Flach</i>	31
Der württembergische Hof im frühen 19. Jahrhundert. Zur Lebenswelt der Hofbediensteten in der Regierungszeit des Königs Friedrich von <i>Eberhard Fritz</i>	43
»Bei Königs unterm Fußboden«. Fundstücke des frühen 19. Jahrhunderts aus den Fehl- und Zwischenböden des Ludwigsburger Schlosses von <i>Daniel Schulz</i>	63
Vorhang auf und Applaus! Theaterleben in Ludwigsburg. Von Hofschauspielern und wandernden Theatergruppen von <i>Günther Bergan</i>	85
Das Oberamt Ludwigsburg in den Jahren der Weimarer Republik von <i>Thomas Schulz</i>	121
50 Jahre Marbacher Stadtteil Hörnle von <i>Albrecht Gübring</i>	155
Marksteine in der Geschichte der Ludwigsburger Katholiken zwischen 1798 und 2006 von <i>Paul Kopf †</i>	167
Gewölbeunterstände und Häuschen aus Stein. Typische Kleindenkmale der historischen Weinberglandschaft von <i>Reinhard Wolf</i>	181
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2006/2007 ( <i>Wolfgang Läßle</i> )	197
	3

Rückblick auf das Jahr 2006 ( <i>Thomas Schulz</i> )	202
Buchbesprechungen	208
Register für die Ludwigsburger Geschichtsblätter 30/1978 bis 60/2006	215
Bildnachweis	215
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900 – 2007	216

## Mitarbeiter an diesem Band

Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg  
 Burkhart, Christian, Historiker, Dossenheim  
 Gühning, Albrecht, Stadtarchivamtsrat, Möglingen  
 Flach, Dr. Hans Dieter, freier Autor, Wenzenbach  
 Fritz, Dr. Eberhard, Archivar des Hauses Württemberg, Altshausen  
 Klusemann, Wolfgang, Oberstleutnant a. D., Ludwigsburg  
 Kopf, Paul (†), Prälat, Direktor des Kath. Büros Stuttgart a. D., Ludwigsburg  
 Krüger, Elfriede, Rektorin, Ludwigsburg  
 Läßle, Wolfgang, Stadtoberarchivrat, Asperg  
 Schulz, Daniel, Kunsthistoriker, Freiberg a. N.  
 Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.  
 Viehöfer, Dr. Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.  
 Wolf, Reinhard, Landeskonservator, Marbach a. N.  
 Zimmerstädt, Karl-Heinz, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

# Vorwort

Die Vorträge im Winterhalbjahr 2006/07 waren, wie auch die beiden Ausfahrten über die Sommermonate, überaus gut besucht. Dies deutet auf vielfältige Themen und die hohe Qualität der Referenten hin. Auch der nun vorliegende neue Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter bietet ein breit gefächertes Programm. Mit sicherer Hand und in bewährter Kompetenz wurde er von Dr. Thomas Schulz redigiert. Er enthält, neben Berichten zum Vereinsleben, Rückblicken, Notizen und Buchbesprechungen, Aufsätze über die »unerbittliche Fehde« zwischen dem Speyerer Fürstbischof Siegfried von Wolfsölden und dem Lorscher Kloostervogt Graf Berthold von Lindenfels (Christian Burkhart), über die Vorlagenverwendung von Malern und Modelleuren der Ludwigsburger Porzellan-Manufaktur (Hans Dieter Flach), zur Lebenswelt der Hofbediensteten am württembergischen Hof in der Regierungszeit des Königs Friedrich (Eberhard Fritz), über Fundstücke des frühen 19. Jahrhunderts aus den Fehl- und Zwischenböden des Ludwigsburger Schlosses (Daniel Schulz), über Hofschauspieler und wandernde Theatergruppen in Ludwigsburg (Günther Bergan), über Marksteine in der Geschichte der Ludwigsburger Katholiken (Paul Kopf), über das Oberamt Ludwigsburg in den Jahren der Weimarer Republik (Thomas Schulz), über die Entwicklung des Marbacher Stadtteils Hörnle seit seiner Gründung vor 50 Jahren (Albrecht Gühring) und über typische Kleindenkmale der historischen Weinberglandschaft (Reinhard Wolf). Ein herzlicher Dank der Stadt Ludwigsburg, dem Landkreis Ludwigsburg und der Wüstenrot-Stiftung, die nach wie vor den Verein unterstützen und damit das Erscheinen der Geschichtsblätter in dieser Form erst ermöglichen.

Der neue Band möge den Leser erfreuen und ihm dabei helfen, Abstand von der Hektik unserer Zeit zu gewinnen. Die Vorgänge in vergangener Zeit können nicht Maßstäbe für unser derzeitiges Handeln setzen, aber sie können uns Anregungen für die Auseinandersetzung mit aktuellen Themen bieten und uns dazu ermutigen, über die Tagesereignisse hinaus längerfristig zu denken und zu planen, damit wir nicht nur heute, sondern auch in weiterer Zukunft eine positive Entwicklung in unserer Gemeinde, in unserem Land und in der menschlichen Gemeinschaft vor uns haben.

Spontan fällt mir dazu die erst vor wenigen Tagen, in Zusammenarbeit mit der Mörrike-Gesellschaft, stattgefundene Sonderveranstaltung »Eduard Mörrike« im Schlosstheater ein. Hanns Wolfgang Rath, nach dem Ersten Weltkrieg der Begründer der ehemaligen Ludwigsburger Gesellschaft der Mörrike-Freunde, befürchtete damals eine feindliche Übernahme durch den Historischen Verein und konnte sich nicht zu einer Zusammenarbeit durchringen. Heute freuen wir uns über diese erste gemeinsame Veranstaltung mit der vor fünf Jahren neu gegründeten Mörrike-Gesellschaft, bei der wir auch erstmals unseren Oberbürgermeister Werner Spec beim Historischen Verein begrüßen konnten. Wir durften einen interessanten Vortrag von Bettina Wild und Mörrike-Texte, beeindruckend vorgetragen von Sprechern des »Studio gesprochenes Wort« unter Leitung von Prof. Uta Kutter, erleben.

In Kooperationen können wir auch größere Veranstaltungen meistern. Der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg beschäftigt sich weiter gerne mit der Geschichte, wir freuen uns aber auch auf weitere Kooperationen und neue Ideen.

In der Stadt Ludwigsburg deuten sich 2007 spannende Veränderungen an. Die lang ersehnte Wilhelm-Galerie wurde im September eröffnet, mit dem Bau der Theaterakademie wurde begonnen. Der Baubeginn für eine große Multifunktionshalle für Sport und Kultur auf dem Nestlé-Areal sowie die Bauerschließung des Areals der ehemaligen Flakkaserne (Hartenecker Höhe) stehen kurz bevor. Besonders freuen wir uns über den Beschluss des Gemeinderates der Stadt Ludwigsburg, den Kunstverein und das Städtische Museum im ehemaligen Kripogebäude Ecke Eberhard- und Wilhelmstraße und einem angrenzenden Neubau gemeinsam unterzubringen. Diese Entwicklungen machen Mut und geben uns die Hoffnung, dass auch für das Stadtarchiv zeitnah eine verbesserte Unterbringung gefunden werden kann.

Für alle Leser, die sich auch später noch mit einzelnen Themen der Geschichtsblätter beschäftigen möchten, hat Dr. Thomas Schulz ein Gesamtverzeichnis der Aufsätze sowie ein Personen- und Ortsregister für die Hefte 30 (1978) bis 60 (2006) angefertigt. Ihm sei dafür herzlich gedankt.

Allen Lesern wünsche ich viel Freude mit dem Band 61 der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

Im Oktober 2007

*Elfriede Krüger*

# Die »unerbittliche Fehde« zwischen dem Speyerer Fürstbischof Siegfried von Wolfsölden und dem Lorsch Klosterabt Graf Berthold von Lindenfels (1128/30)

von Christian Burkhardt

## *Die Hessonen und Herren von Wolfsölden*

An Allerheiligen (1. November) 1007, vor genau 1000 Jahren, wird in einer zu Frankfurt am Main ausgestellten Urkunde König Heinrichs II. (reg. 1002-1024) mit dem darin erwähnten Sülchgaugrafen »Hessinus« der erste Angehörige der in Südwestdeutschland weit verbreiteten, wohlhabenden und einflussreichen, von der Mittelalterforschung nach ihrem Leitnamen bezeichneten Hochadelssippe der »Hessonen« fassbar.<sup>1</sup>

Als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Zeit der Einnamigkeit zu Ende ging und beim Adel die Zubenennung nach den damals aufkommenden Burgsitzen in Mode kam, begannen diese Hessonen sich nach und nach u. a. von Rimsingen, von Blansingen, von Eichstetten, von Üsenberg, von Nimburg, von First, von Sülchen, von Backnang, von Wolfsölden, von Winnenden, von Beilstein und von Schauenburg zu nennen.<sup>2</sup> Wohl im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts fiel der für die Hessonen des mittleren Neckarraumes zunächst namengebende Burgberg von Backnang durch die Verheiratung einer Hessonentochter namens Judith an die (Veroneser) Markgrafen von Lintburg (= Limburg bei Weilheim/Teck), die nachmaligen Markgrafen von Baden, denen die Backnanger Stiftskirche St. Pankratius bis weit ins 13. Jahrhundert hinein als Grablege diente.<sup>3</sup>

Der jüngere und zugleich letzte Backnanger Hesso (urk. 1067) sowie sein Sohn nannten sich unterdessen laut »Codex Hirsaugiensis« um 1100 nach ihrem neuen Machtmittelpunkt direkt an der alamannisch-fränkischen Stammesgrenze »Esso et filius eius Sigehardus de Wolfessleden«.<sup>4</sup> Das war die Burg Wolfsölden<sup>5</sup> in dem gleichnamigen Ort (heute zu Gde. Affalterbach), zu der neben etlichen Gütern und Rechten in den Dörfern der Umgebung vor allem die Vogtei über die Benediktinerabtei Murrhardt gehörte.<sup>6</sup>

Der Hochadelssitz über dem Buchenbachtal sorgte in den vergangenen Jahren wegen einer umstrittenen, schließlich nur teilweise realisierten Baumaßnahme auf dem Burgareal mehrfach und weit über den Landkreis Ludwigsburg hinaus für Schlagzeilen. Er war deshalb von Frühjahr 2005 bis Herbst 2006 Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung durch die Mittelalterarchäologen des Regierungspräsidiums Stuttgart, in deren Verlauf die in der Erde angetroffenen Funde erhoben und die Befunde dokumentiert wurden. In ihrer Gesamtheit gewähren sie bemerkenswerte Einblicke in die Wohnkultur des mittelalterlichen Hochadels und harren nun ihrer wissenschaftlichen Auswertung und Publikation.<sup>7</sup>

Nachfolgend soll unterdessen ein Kapitel Wolfsöldner Vergangenheit nach den in Archiven auf uns gekommenen mittelalterlichen Schriftquellen etwas näher beleuchtet werden. Im Fokus der Betrachtung stehen dabei die dortigen Burgherren und hier vor allem die Nachkommen des vorgenannten Vater-Sohn-Paares Hesso



und Sieghard. Die bereits der dritten nach Wolfsölden heißenden Generation angehörenden Brüder Gottfried, Siegfried und Gerhard dürften wenigstens teilweise noch im späten 11. Jahrhundert auf dem namengebenden Adelsitz das Licht der Welt erblickt haben und auch dort aufgewachsen sein. Insbesondere einer von ihnen, Siegfried, erlangte nach dem Verlassen der elterlichen Burg als Angehöriger des geistlichen Standes schließlich weit über die Herrschaft Wolfsölden hinaus Bedeutung für den Gang der Geschichte, und zwar zu einem Zeitpunkt, als nach dem Aussterben der Salier im Mannesstamm das Reich an einem epochalen Wendepunkt stand.

### *Der Bürgerkrieg um den Thron der Salier*

Ein Großteil des Wolfsöldner Besitzes kam vom Hochstift Speyer und stellte als Kirchenlehen die Grundlage für die Herrschaftsbildung des Adelsgeschlechts dar.<sup>8</sup> Das – einmalige – Vorkommen des Namens Hesso (»Ezzo advocatus«) auch bei den Speyerer Hochstiftsvögten<sup>9</sup> mag vielleicht auf eine Heiratsverbindung der »Hessonen« mit den »Ekberten« schon vor Mitte des 11. Jahrhunderts hindeuten. Auch in kirchlicher Hinsicht zählte die Herrschaft Wolfsölden damals zur Diözese Speyer (Archidiakonats St. Guido, Landdekanat Marbach)<sup>10</sup>, und kein Jahrhundert später gelangte ein Wolfsöldner, »Sigeфридus Spirensis episcopus, filius predicti Sieghardi«, als 37. Bischof an die Spitze des Bistums.<sup>11</sup>

Als 1125 mit Kaiser Heinrich V. (reg. 1106-1125) die seit 1024 herrschende Dynastie der Salier ausstarb, wählten die Großen des Reiches nicht dessen Schwestersonn, Schwabenherzog Friedrich II. von Staufer (Hzg. 1105, † 1147), sondern Sachsenherzog Lothar von Süpplingenburg (Hzg. 1106, † 1137) zum Nachfolger. Indem die Staufer der Aufforderung zur Herausgabe von Königsgut, das sie als Allodialerben der Salier vermischt mit salischem Hausgut in Besitz hatten, nicht nachkamen, verweigerten sie auch Lothars Königtum die Anerkennung. So kam es zu ihrer Ächtung und insbesondere im deutschen Südwesten, entlang des Oberrheins, wo im 12. Jahrhundert laut Bischof Otto von Freising (reg. 1138-1158) »die Hauptstärke des Reiches« lag, zu einem mehrjährigen Bürgerkrieg um die Macht im Reich.<sup>12</sup>

Speyer am Rhein, die »Metropole Germaniens«, mit dem Kaiserdom, dem damals größten Bauwerk der Christenheit und Grablege der Salier, als deren rechtmäßige Erben sich die Staufer sahen, galt den Zeitgenossen als »Hauptstadt der Geächteten«.<sup>13</sup> Als 1126 das dortige Bischofsamt neu zu besetzen war, musste König Lothar III. deshalb darauf achten, dass nur ein ihm besonders ergebener Mann auf diesen Bischofsstuhl gelangte. Das war Siegfried von Wolfsölden, ein Verwandter des mächtigen Pfalzgrafen Gottfried von Calw (Pfgf. 1113-1130), der ebenfalls auf Seiten des gewählten Königs stand.<sup>14</sup> Bei Siegfrieds Wahl während des Hoftags zu Speyer Ende Juni 1126 war neben König und Pfalzgraf auch der Mainzer Erzbischof Adalbert I. von Saarbrücken (reg. 1111-1137) anwesend, um seinen Einfluss geltend zu machen.<sup>15</sup> Ein paar Jahre später (ca. 1130) vermählte der alte Pfalzgraf sogar seine Tochter Uta, eine der reichsten Erbinnen ihrer Zeit, mit Welf VI. (urk. 1129, † 1191), dem jüngeren Bruder von König Lothars Schwiegersohn.<sup>16</sup> Entgegen manchen Aussagen der älteren wie der neueren Literatur<sup>17</sup> war Pfalzgraf Gottfried damals also sicherlich kein Anhänger der Staufer (mehr).

Im Frühjahr 1128 vertrieben die Staufer und die pro-staufisch eingestellte Bürgerschaft den königstreuen Bischof aus Speyer. Der flüchtete zu Lothar, der in Folge

zweimal, zeitweise mit welfischer Unterstützung, die Stadt am Rhein belagerte, um den Wolfsöldner wieder in seine Rechte als bischöflicher Stadtherren einzusetzen. Nachdem Lothar seinen Feldzug gegen die Staufer noch im Juni begonnen hatte, lag er von August bis November 1128 das erste Mal vor den Mauern Speyers, jedoch vergebens; die Weihnachtstage 1128 verbrachten König und Bischof gemeinsam in Worms.<sup>18</sup> Die zweite Belagerung begann im Juli 1129 und dauerte, bis die ausgehungerte Stadt schließlich im Januar 1130 nach Verhandlungen mit dem Mainzer Erzbischof Adalbert kapitulierte.<sup>19</sup> Das Dreikönigsfest begingen die Sieger – König Lothar, der aus diesem Anlass im Festornat mit Krone auftrat, und Bischof Siegfried – feierlich im Dom.<sup>20</sup> Der Bürgerkrieg im Reich wogte aber noch mehrere Jahre hin und her; erst 1135 erkannten die Staufer die Herrschaft Lothars endgültig an.

Lothar von Süpplingenburg starb jedoch bereits Ende 1137, worauf im Frühjahr 1138 nicht sein welfischer Schwiegersohn, Bayernherzog Heinrich der Stolze (Hzg. 1126, † 1139), sondern der vormalige staufische Gegenkönig Konrad (Ggkg. 1127-1135) zum neuen König gewählt wurde. Siegfried von Wolfsölden beeilte sich nun, ins staufische Lager überzutreten. Und so findet man den Speyerer Bischof schon in den ersten Regierungsjahren Konrads III. (reg. 1138-1152) gleich 30-mal bei Hofe.<sup>21</sup> Dieser Kurswechsel zahlte sich in zweifacher Hinsicht aus:

Zum einen auf kurze Sicht, weil der neue König darauf verzichtete, die sofortige Ablösung seines vormaligen Gegners zu betreiben und erst nach dem Tod des Wolfsöldners († 23. August 1146) dafür sorgte, dass ein staufischer Gefolgsmann auf den Speyerer Bischofsstuhl gelangte. Darauf wird später noch einmal zurückzukommen sein.

Zum anderen auf lange Sicht, weil offenbar die gesamte Familie Siegfrieds, um nicht ins politische (und ökonomische) Abseits zu geraten, die Hinwendung zu den nun herrschenden Stauern mitvollzog<sup>22</sup>, wodurch schließlich in der nächsten Generation, unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa (reg. 1152-1190), erneut ein Hessononen-Nachfahre zu hohen kirchlichen Würden aufsteigen konnte: Im Jahr 1167 wurde der Hirsauer Mönch<sup>23</sup> Sieghard von Schauenburg, ein Neffe Bischof Siegfrieds, dank königlich-staufischer Einflussnahme und der seiner ebenfalls pro-staufischen Wittelsbacher Verwandten 46. Fürststab des Lorscher Königsklosters und blieb es über 30 Jahre lang, länger als fast jeder seiner Vorgänger und Nachfolger.<sup>24</sup>

### *Privatfehde oder Stellvertreterkrieg?*

Bei den reformfeindlichen Lorscher Benediktinermönchen war der aus dem um 1075 von seinen Calwer Verwandten gegründeten Reformkloster Hirsau an die Spitze der alten Reichsabtei berufene Sieghard nicht sonderlich beliebt.<sup>25</sup> Gleichwohl ist der während seines Abbatats entstandene »Codex Laureshamensis« (Lorscher Codex) für das 8. bis 12. Jahrhundert eine der bedeutendsten Geschichtsquellen des Rhein-Main-Neckar-Raumes. Neben Abschriften tausender Urkunden, die Auskunft über die Besitzungen der um 764 gegründeten Abtei geben, enthält sie eine bis ins späte 12. Jahrhundert reichende Klosterchronik. Darin ist auch von jener angeblichen »Privatfehde« die Rede, die zwischen Sieghards Onkel, dem Speyerer Fürstbischof Siegfried von Wolfsölden, und dem Lorscher Klostersvogt Graf Berthold von Lindenfels ausgetragen wurde. Die entsprechenden Textstellen lauten in deutscher Übersetzung:

»Außerdem war eine unerbittliche Fehde zwischen Berthold, dem Vogt, und dem Speyerer Bischof Siegfried ausgebrochen, durch welche auch der Lorscher Kirche durch Raubzüge und Brände großer Schaden entstand. Diemo<sup>26</sup> verpfändete auch drei mit Gold, Silber und Edelsteinen kostbar ausgestattete Bücher und ein goldenes Kreuz, von denen er nichts je wieder einlöste. Vom Lehen desselben B[ertholds], das ihm zugefallen war, behielt er allein den Hof Leutershausen in der Hand der Kirche zurück.« Und: »Berthold nun, der Graf und Vogt, im Krieg schändlich besiegt, seiner Burgen beraubt, ging im Elend zugrunde.«<sup>27</sup>

Man geht davon aus, dass sowohl der König selbst als auch der Abt des Königs-klosters Lorsch einem unbotmäßigen Vogt, etwa wenn er sich Befehlen des Herrschers widersetzte, Huld und Amt entziehen konnten.<sup>28</sup> Dass Vogt Berthold d. J. Anhänger des staufischen Gegenkönigs war und die Abtei im Verlauf seiner Fehde mit dem königstreuen Speyerer Bischof offenbar nicht unerheblich geschädigt wurde, dürfte wohl ausgereicht haben, um König und Abt gleichzeitig gegen sich aufzubringen und von ihm das Amt samt den damit verbundenen Lehen zurückzufordern.

Der noch 1131, dann nicht mehr als Vogt und ohne Grafentitel, nachgewiesene Verlierer Berthold von Lindenfels<sup>29</sup> verstarb aber wahrscheinlich nicht, wie man den Lorscher Chronisten zu interpretieren pflegt<sup>30</sup>, zeitnah zu seiner Niederlage »im Elend« – Letzteres ist lediglich ein der zeitgenössischen Kreuzzugsdichtung entlehnter literarischer Topos für »fern der Heimat« bzw. »in der Fremde«. Vielmehr soll Graf Berthold nach seinem Rückzug aus dem Raum Bergstraße-Odenwald die Propstei St. Pelagius in Denkendorf gestiftet haben und erst nach 1142 auf der Rückkehr von einer Pilgerreise ins Heilige Land gestorben und in Bozen bestattet worden sein.<sup>31</sup>

Seine Nachfolge in der Lorscher Vogtei traten unterdessen für eine Übergangszeit andere an: Bereits 1130 nennt der Lorscher Codex einen Neffen Bertholds, Konrad von Lauffen (urk. 1123-1130, † vor 1139), seit 1127 – wie schon seine Popponen-Vorfahren ab 1012<sup>32</sup> – Wormser Lehngraf im Lobdengau, als Inhaber der Lorscher Klostersvogtei, und in einer Mainzer Erzbischofsurkunde vom selben Jahr begegnet als solcher ausgerechnet der mächtige Verwandte des siegreichen Speyerer Bischofs, der alte Pfalzgraf Gottfried von Calw († 1131?).<sup>33</sup> Während die Erwähnung Konrads – ohne Zubenennung<sup>34</sup> – als Nachfolger im Vogtamt allgemein bekannt ist, scheint die Kenntnis der Nennung Gottfrieds als weiterer Lorscher Vogt nicht weit verbreitet zu sein.<sup>35</sup> 1136 und 1142 wird dann Bertholds anderer Neffe, Boppo IV. von Henneberg († 1156), ebenfalls Vogt von Lorsch<sup>36</sup>, in Nachfolge seines Onkels nach dessen Burg Lindenfels im Odenwald zubenannt.<sup>37</sup>

Damit haben wir zwar bereits einen Teil der Ergebnisse der Fehde zwischen Bischof Siegfried und Vogt Berthold kennen gelernt, aber welche tiefer liegenden Ursachen hatte sie und was war der konkrete Anlass, der beide Seiten schließlich zu den Waffen greifen ließ? Bislang weiß man von keiner anderen Geschichtsquelle außer dem Lorscher Codex, welche die Fehde zwischen dem Speyerer Kirchenfürsten und dem Lorscher Klostersvogt überliefert. »Die Ursache dieser Fehde ist weniger bekannt als der große Schaden, der hierdurch dem genannten Gotteshause (...) erwachsen ist«, heißt es deshalb bei Franz Xaver Remling.<sup>38</sup>

Obwohl sich schon der Lorscher Chronist des späten 12. Jahrhunderts über die Hintergründe des Waffengangs ausschweigt, fehlt es in der neuzeitlichen Geschichtsschreibung nicht an – bisweilen abenteuerlichen – Spekulationen darüber.<sup>39</sup> Diese bringen die Fehde zwischen dem Wolfsöldner und dem Grafen von Lindenfels zeitlich und inhaltlich nicht selten auch mit dem nach Pfalzgraf Gottfrieds Tod

(† 1131?) um 1132/33 mit Waffengewalt ausgetragenen Erbstreit der Calwer (verstärkt um Staufer und Zähringer) gegen die Welfen<sup>40</sup> in Verbindung, was bei kritischer Betrachtung aber nicht mit der historischen Überlieferung übereinstimmt.

»Etwa im Anschluss an den Kampf der Stadt und der Staufer gegen Siegfried und Lothar 1128-1130« könnte nach Karl Glöckner die Fehde stattgefunden haben, wodurch auch inhaltlich und sicherlich nicht zu Unrecht ein Zusammenhang des räumlich begrenzten Streits zwischen Bischof und Vogt mit der zeitgleichen großen Auseinandersetzung zwischen König und Gegenkönig um den Thron suggeriert wird.<sup>41</sup> »Gewiss ist nicht auszuschließen, dass der Zorn des auf Seiten Lothars von Supplinburg stehenden Speyerer Bischofs Siegfried in erster Linie Berthold d. J. als einem Anhänger der Staufer galt, doch mag ebenso gut Besitzrivalität im Spiel gewesen sein, d. h. Familiäres«, meint Wolfgang Martin.<sup>42</sup>

Betrachten wir deshalb, um uns Ursache und Anlass der Fehde zu nähern, einmal etwas gründlicher die unterlegene Seite. Wer war der Gegner des Bischofs Siegfried von Wolfsölden? Was weiß man über seine Familie? Was waren die ihrem Handeln zugrunde liegenden längerfristigen machtpolitischen Interessen? Und welcher Konfliktpartei des Bürgerkriegs von 1125/35 stand sie deshalb nahe bzw. gehörte sie an?

### *Bischof Siegfrieds Gegner: Graf Berthold von Lindenfels*

Der Lorscher Klostervogt Graf Berthold wurde nachweislich 1123 bis 1131 nach Burg Lindenfels im Odenwald zubenannt<sup>43</sup> und war der Sohn seines Amtsvorgängers Berthold von Hohenberg, seit 1094 urkundlich bezeugt und am 3. März 1110 verstorben.<sup>44</sup> Dieser wurde nach der Burg auf dem heutigen Turmberg bei Karlsruhe-Durlach zubenannt, war Graf im Pfingzgau und Gründer des benachbarten, 1103 geweihten Benediktinerklosters Gottesaue.<sup>45</sup> Seine Gemahlin hieß Lutgard; ihre Herkunft konnte bislang nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Sie wird aber von einigen, basierend auf etwas unsicherer Quelle und nicht zuletzt wegen des Zähringernamens Lutgard, als Tochter des Markgrafen Hermann I. von Limburg († 1074 in Cluny) angesehen.<sup>46</sup> Zusammen mit ihr hatte er drei Kinder: außer Berthold d. J. noch die Töchter Mathilde und Lutgard. Mathilde wurde mit Boppo III. von Lauffen (urk. 1123, † vor 1127), dem Wormser Lehngrafen im Lobdengau, verheiratet<sup>47</sup>, Lutgard mit dem Würzburger Burggrafen und Hochstiftsvogt Gotebold II. von Henneberg (urk. 1094, † 1144).<sup>48</sup> Der Vater bzw. Großvater der beiden Bertholde war vermutlich jener Vogt Burkhard (»Burchardus advocatus«), der 1065/66 – wie übrigens auch ein Hessone (»Ezzo«) – zu den Lorscher »Getreuen« zählte, die damals unter Führung des mächtigen Grafen Adalbert II. von Calw (urk. 1049, † 1099) die Freiheit der alten Reichsabtei und deren Abt Udalrich (reg. 1056-1075) gegen Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen (reg. 1043-1072) bei Heppenheim an der Bergstraße mit Waffengewalt verteidigten. Er soll mit dem Grafen Burkhard von Staufenberg († 1092) (zu Gde. Durbach, Ortenaukreis) identisch sein.<sup>49</sup>

Bereits damals, im dritten Viertel des 11. Jahrhunderts, deutet sich hier ein struktureller Konflikt an, der dann spätestens im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts zu ernststen Differenzen geführt zu haben scheint:

Da ist zum einen der Inhaber der Lorscher Klostervogtei. Dieser vereinigte im Immunitätsbereich der Reichsabtei die administrative, richterliche und militärische Gewalt und erhielt dafür vom Kloster entsprechende Güter bzw. Einkünfte daraus als

Lehen. Auch ohne selbst Grundherr zu sein, konnte er wohl Kraft seines Amtes roden und sich entsprechend seiner militärischen Funktion auf Abteiboden Burgen bauen, die er später als Eigengut (Allod) besaß. Wohl zur Betonung seiner Unabhängigkeit residierte der Vogt nicht in den grundherrschaftlichen Verwaltungsorten, sondern errichtete in deren Nachbarschaft eigene Burgen.

Da ist zum anderen der überaus vermögende, militärisch mächtige, politisch einflussreiche Hauptlehnsträger der Reichsabtei, in dessen Schutz sich der damalige Lorschler Abt angesichts der äußeren Bedrohung begab und der offenbar gemeinsam mit seinen Verwandten, Freunden und Vasallen die Verteidigung des Klosters organisierte. Auch der Klostervogt hatte sich hier als einer unter vielen, jedenfalls an nachgeordneter Stelle, einzufügen – und tat es wohl auch (noch).

Spätestens unter dem Sohn Graf Adalberts II., dem Pfalzgrafen Gottfried von Calw (urk. 1075, Pfgf. 1113-1130, † 1131?), und unter Klostervogt Berthold d. J. scheint es dann aber mit der Unterordnung des Hochvogtes unter die Interessen der mächtigen Calwer vorbei gewesen zu sein.

Schon Bertholds gleichnamiger Vater und Amtsvorgänger (urk. 1094, † 1110) wurde vom Lorschler Chronisten als Bedrücker des Klosters, Räuber von Klostersgut, Pestgeißel und Tyrann beschimpft. Er sei sogar vor der Entführung Abt Anselms (reg. 1088-1101) nicht zurückgeschreckt, den er gegen 1100 in der Burg seines Verwandten Eginno von Vaihingen habe gefangen setzen, aber auf kaiserlichen Befehl wieder freilassen müssen, wofür er – wie, wissen wir nicht – auch bestraft worden sein soll.<sup>50</sup>

Bereits um 1116/18 hatte dann der junge Graf Berthold einen Zusammenstoß mit dem bei Hofe einflussreichen Calwer. Dieser gilt als Mutterbruder des Speyerer Bischofs Siegfried, war der bedeutendste Lorschler Vasall und vertrat damals als Pfalzgraf – noch gemeinsam mit den Stauferbrüdern Friedrich und Konrad, den Neffen Heinrichs V. – den in Italien weilenden Salierkaiser im Reich. Auch der junge Vogt, der sich maßgeblich an einer Verschwörung der Mönche und Ministerialen gegen den unbeliebten Lorschler Abt Benno (reg. 1111-1119) beteiligt hatte, musste nachgeben. Der vertriebene Abt hatte sich nämlich, angeblich unter Mitnahme von Teilen des Kirchenschatzes, zum Kaiser geflüchtet und dort Unterstützung gefunden. Wie 1065/66 Abt Udalrich sich in den Schutz des Grafen Adalbert von Calw begeben hatte, so half diesmal dessen Sohn, Pfalzgraf Gottfried, dem Abt Benno, ließ sich dafür nach dessen Wiedereinsetzung aber reich entlohnen.<sup>51</sup> Die Vergabe von sieben der zwölf Völl-Lehen der Abtei an nur einen einzigen Vasallen (und dessen welfischen Alleinerben) schwächte laut Lorschler Codex erheblich den klösterlichen Heerbann<sup>52</sup>, dessen Anführung im Kriegsfall auch Aufgabe des Klostervogtes gewesen wäre, und verstärkte noch weiter die ohnehin schon starke Abhängigkeit der Abtei von einem »übermächtigen Lehnsträger«, als den die Geschichtsschreibung den Calwer Grafen völlig zu Recht bezeichnet.<sup>53</sup>

Die Nachricht des Chronisten, Lorsch habe während Diemos Abbatiat (1125-1139) im Königsdienst u. a. wegen der Belagerung Speyers und der Beteiligung am Feldzug gegen Schwabenherzog Friedrich viel zu leiden gehabt<sup>54</sup>, wirft jedenfalls die Frage auf, wer damals an der Seite des Abtes das klösterliche Aufgebot anführte. Der eigentlich auch für Militärisches zuständige Vogt Berthold kam wohl kaum in Frage, denn der Graf von Lindenfels stand während des Bürgerkriegs um die Nachfolge der Salier im Reich – wie bereits oben angeführt und entgegen manch unzutreffender Aussage der älteren Literatur<sup>55</sup> – auf Seiten der Staufer. Missverständlich, ja geradezu falsch sind deshalb Aussagen wie die, Berthold sei »als Vogt von Lorsch«, also



quasi in Ausübung seines Amtes, in die Auseinandersetzungen zwischen König und Gegenkönig »hineingezogen« und nach 1127 in die Fehde mit dem Speyerer Bischof »verwickelt«<sup>56</sup> worden, oder Berthold sei »als Lorscher Vogt Anhänger der Staufer«<sup>57</sup> gewesen. Wirklich von Amtes wegen? Als Hochvogt der Reichsabtei hätte er eigentlich an der Seite des Abtes das wenigstens 50 Panzerreiter<sup>58</sup> umfassende militärische Kontingent des Klosters im Reichsdienst für den rechtmäßig gewählten König Lothar von Süpplingenburg vor Speyer gegen die der Reichsacht verfallenen Staufer ins Feld führen müssen. Stattdessen befähdete Graf Berthold sich mit dem von den Staufern aus Speyer vertriebenen königstreuen Bischof und Verwandten des ihm sicherlich spätestens seit 1116/18 verhassten Pfalzgrafen Gottfried von Calw, der ihn dann nach seiner militärischen Niederlage gegen Bischof Siegfried, wie gesehen, schließlich sogar als Lorscher Vogt ersetzte.

Siegfrieds Kontrahent wird also kaum gegen seinen Willen bzw. ganz ohne eigenes Zutun in die Auseinandersetzung mit einem Anhänger der Königspartei hineingeraten sein. Es waren vielmehr Bertholds persönliche machtpolitische und ökonomische Interessen sowie diejenigen seiner Familie, die sein Handeln bestimmten. Und dabei ging es nicht allein um die sicherlich überaus einträglichen Vogteirechte der Lorscher Reichsabtei. Die Hohenberger verdankten schließlich auch die Pfingzgaugrafschaft und ihre damit zusammenhängenden, auf Weißenburger Klostergut basierenden Lehen den Saliern<sup>59</sup>, weshalb, wie schon an anderer Stelle ein Autor treffend bemerkte, »Berthold ein Parteigänger des letzten Saliers und konsequenterweise auch von dessen staufischen Erben war«<sup>60</sup>, mit denen ihn bzw. seine Gemahlin obendrein wohl auch noch verwandtschaftliche Beziehungen verbanden. Denn Berthold soll in erster Ehe mit Lutgard († vor 1129), einer Schwester des ersten Vogts der Propstei Denkendorf, Graf Ludwig I. von Württemberg (urk. 1134-1154), vermählt gewesen sein. Stimmt es, dass ihr Großvater Konrad ein Bruder jenes 1079 zum Schwabenherzog erhobenen Friedrich I. (1105 †) war, der Burg Staufen erbaut haben soll, wäre Bertholds Gemahlin die Tochter eines Vettters (= Nichte zweiten Grades) des ersten Staufers auf dem Königsthron gewesen.<sup>61</sup>

Aus dem Lorscher Codex erfahren wir lediglich, dass eine Fehde »ausgebrochen« sei, aber nicht, wer von beiden, Bischof oder Vogt, sie wann genau begonnen bzw. zuerst losgeschlagen hat. Sollte tatsächlich Graf Berthold die Initiative ergriffen haben, so wäre nach dem oben Gesagten gut denkbar, dass er, indem er militärisch zunächst gegen den Speyerer Bischof Siegfried vorging, eigentlich dessen pfalzgräflichen Verwandten, den Lorscher Hauptlehnsträger und Anhänger König Lothars, treffen wollte. Nach den 1116/18 mit Gottfried von Calw gemachten Erfahrungen dürfte Berthold im Zusammenwirken mit der Partei des staufischen Gegenkönigs seine einzige Chance erblickt haben, gegen den ansonsten im Vergleich zu seinen eigenen Mitteln wohl übermächtigen Kontrahenten und dessen Anhang, wozu ja auch die Wolfsöldner gehörten, etwas auszurichten. Beim ersten Zusammenstoß mit dem Pfalzgrafen waren dieser und Graf Berthold immerhin beide Anhänger Kaiser Heinrichs V. gewesen, hatten also politisch auf derselben Seite gestanden, und Berthold war offenbar noch mit dem sprichwörtlichen blauen Auge davongekommen. Im Unterschied zu damals saß nun aber kein Salier mehr auf dem Thron, sondern König Lothar, und der mag vielleicht nur auf eine Gelegenheit gewartet haben, die Lorscher Vogtei mit einem Gefolgsmann aus den eigenen Reihen zu besetzen.

Nach der Aufgabe Speyers und dem Rückzug der Staufer vom Oberrhein in ihre schwäbischen Stammlande stand Berthold von Lindenfels im Lorscher Gebiet allein

mit dem Rücken zur Wand, die Anhänger König Lothars zwischen sich und den Staufern. Und einer der mächtigsten war Gottfried von Calw, der, obwohl einst Anhänger des letzten Saliers, sich zeitig dem neuen Herrscher zugewandt hatte. Obwohl König Lothar die lothringische Pfalzgrafschaft alsbald Wilhelm von Orlamünde (Pfgf. 1126-1140), dem Sohn von Gottfrieds Amtsvorgänger Siegfried von Ballenstedt (Pfgf. 1099-1113) und der Gertrud von Northeim, der Schwester seiner Gemahlin Königin Richenza, verlieh, beließ er dem alten Gottfried die Pfalzgrafenwürde auf Lebenszeit. Der scheint diese Neuregelung widerspruchlos akzeptiert zu haben.<sup>62</sup> Die einem Anhänger der staufischen Gegenpartei entzogene einträgliche Lorsche Vogtei könnte dem Calwer Pfalzgrafen auch als Ausgleich dafür überlassen worden sein.

In der ausweglosen Situation, in der sich Graf Berthold 1130 befand, scheint er zunächst in nördliche Richtung ausgewichen zu sein. Jedenfalls hielt er sich um die Jahreswende 1130/31 einige Zeit in der näheren Umgebung des Mainzer Erzbischofs Adalbert I. aus dem Saarbrücker Grafenhaus auf, für den er in fünf Urkunden Zeugendienste leistete.<sup>63</sup> Dass der Geschlagene sich damals gerade nach Mainz wandte, dürfte kein Zufall sein.

Der Erzbischof, der neueren genealogischen Forschungen zufolge Sohn einer Calwer Grafentochter namens Agnes gewesen sein soll<sup>64</sup>, hatte ein knappes Jahr zuvor für König Lothar die Kapitulation der staufischen Verteidiger Speyers ausgehandelt. Schwabenherzog Friedrichs II. erste Gemahlin, die Welfin Judith<sup>65</sup>, die sich damals in der vom königlichen Belagerungsheer ausgehungerten Stadt aufgehalten und Anfang Januar 1130 ehrenvoll hatte abziehen dürfen, war nicht lange nach diesen Strapazen verstorben. Nur wenig später, vielleicht bereits 1131, heiratete der Herzog Friedrich dann in zweiter Ehe Agnes von Saarbrücken, eine Nichte des Mainzer Erzbischofs. Der ging damals, als sich seine Familie gerade mit den Staufern verbündete und er selbst in der Gunst König Lothars hinter den militärisch mächtigen Bayernherzog, den Welfen Heinrich den Stolzen, zurückfiel, seinerseits wieder mehr auf Distanz zu König Lothar, dessen Politik seinen Interessen inzwischen auf verschiedenen Feldern zuwiderlief.<sup>66</sup>

Die im Lorsche Codex zum Jahr 1130 (Sonntag, 30. November ?) erwähnte Weihe der nach der Brandkatastrophe von 1090 wiedererrichteten Klosterkirche in Lorsch sowie die am 29. November 1130 in Anwesenheit derselben hochrangigen auswärtigen Gäste erfolgte Weihe und Dotierung der Kapelle auf der Burg des Adligen Konrad von Bickenbach (urk. 1130-1133)<sup>67</sup> könnten den gesellschaftlichen Rahmen für die Neuordnung der Verhältnisse nach Vogt Bertholds Niederlage abgegeben haben. Jedenfalls wird auf Burg Alt-Bickenbach, der Motte »Weilerhügel« bei Alsbach-Hähnlein<sup>68</sup>, – und zwar in Gegenwart des Grafen Berthold von Lindenfels – ausgerechnet dessen großer Gegenspieler Pfalzgraf Gottfried von Calw an der Seite des Lorsche Abtes Diemo als Inhaber der Lorsche Vogtei bezeichnet.<sup>69</sup> In der Urkunde des Mainzer Erzbischofs Adalbert über die Weihe der Burgkapelle St. Bartholomäus sowie deren »consensu Lauracensis abbatis Thimonis et advocati Godefridi Palatini comitis« erfolgten Dotierung werden als Zeugen aufgeführt: die Bischöfe von Worms, Chur, Konstanz und Straßburg<sup>70</sup>, Abt Diemo von Lorsch<sup>71</sup>, mehrere Kleriker der Mainzer Kirche sowie Pfalzgraf Gottfried von Calw, Graf Berthold von Lindenfels, Graf Gerhard und sein Bruder Heinrich von Bernbach, Dammo und Sigebodo von Buchen<sup>72</sup>, Heinrich von Katzenelnbogen<sup>73</sup> und Konrad Sporo.<sup>74</sup> Bei den vor Erzbischof Adalbert versammelten Edelfreien aus dem Rhein-Main-Gebiet scheint es sich



um eine Gruppe untereinander verwandter bzw. verschwägerter Adliger zu handeln, die wohl auch politisch in dasselbe Lager gehörten, also wie Graf Berthold zu den Staufern. Dagegen waren die anwesenden Bischöfe sowie der Lorscher Abt und Pfalzgraf Gottfried um 1130 alle mehr oder weniger stark auf Seiten König Lothars engagiert.

Zu einem weiteren vom Mainzer Metropolitenausgehandelten Friedensschluss zwischen staufischen Parteigängern und Anhängern König Lothars, diesmal zwischen Berthold von Lindenfels und den hier wohl durch ihren Verwandten, den alten Pfalzgrafen Gottfried von Calw, vertretenen Wolfsöldnern, könnte passen, dass Bertholds aus dem staufischen Lager stammende erste Gemahlin Lutgard bereits vor 1129 verstorben war und er der Denkendorfer Überlieferung zufolge danach in zweiter Ehe die Welfin Sophia († vor 1142) geheiratet haben soll.<sup>75</sup> Sie war eine Tochter des Bayernherzogs Heinrich des Schwarzen († 1126) und somit eine Schwester Welfs VI., der um 1130 Pfalzgraf Gottfrieds Tochter Uta ehelichte. Vor dem Grafen Berthold von Lindenfels war Sophia in erster Ehe mit Herzog Berthold III. von Zähringen († 1122) und in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Leopold von Steiermark († 1129) vermählt gewesen. Die Heiratsverbindung zwischen dem Witwer und der zweifachen Witwe könnte anlässlich der Beendigung der Fehde den zwischen beiden Parteien geschlossenen Frieden besiegelt haben.

#### *Bischof Siegfrieds Bruder: Graf Gerhard I. von Schauenburg*

Im Gegensatz zu mehr als der Hälfte seiner Amtsbrüder aus den oberrheinischen und schwäbischen Suffraganbistümern des Mainzer Erzbistums scheint der in jener für Lorsch so verlustreichen Fehde siegreiche Speyerer Bischof weder auf Alt-Bickenbach noch bei der Lorscher Kirchweihe persönlich anwesend gewesen zu sein.<sup>76</sup> Sein Triumph in dem in den Zusammenhang der großen Auseinandersetzung der Jahre 1125/35 gehörenden Streit mit Vogt Berthold ebnete aber offensichtlich den Weg für die Herrschaftsbildung seines jüngeren Bruders Gerhard (urk. 1130-1157). Denn dieser nannte sich just ab Herbst 1130 – und zwar erstmals in einer der vorgenannten Urkunden des Mainzer Erzbischofs, also ebenfalls im Beisein des Grafen Berthold von Lindenfels – nach einem im vormaligen Lorscher Einflussbereich an der Bergstraße bei Dossenheim, gut 76 Kilometer nordwestlich von Wolfsölden gelegenen Adlssitz »von Schauenburg«.<sup>77</sup>

Die namengebende Burg über Dossenheim samt den daran hängenden Herrschaftsrechten zählt offenbar zur Speyerer Kriegsbeute, denn sie ist später (urk. 1312) als Lehen der Speyerer Kirche »seit ältesten Zeiten« bezeugt. Gemeint ist damit aber wohl nur seit Ende der Auseinandersetzung um 1130, als deren Ergebnis die Lehnshoheit vom Kloster Lorsch auf das Bistum Speyer übergegangen sein muss<sup>78</sup>, denn ursprünglich resultierte die Dossenheimer Ortsherrschaft aus der in karolingischer Zeit begründeten Lorscher Grundherrschaft. Durch zahlreiche Stiftungen hatte sich die Reichsabtei nämlich im 8. und 9. Jahrhundert zum bedeutendsten Grundeigentümer am Ort entwickelt. Im 11. Jahrhundert musste sie aber laut Lorscher Codex erste Verluste hinnehmen, da ihr auch dort insbesondere die ertragreichen Weingüter durch nicht namentlich genannte adlige Lehnsträger (die Lorscher Vögte?) entfremdet worden seien, welche dieselben von ihrem Verwandten Abt Humbert (reg. 1032-1037) erhalten hätten.<sup>79</sup>

Ein wichtiges Argument für den in dem Bergstraßendorf angenommenen Herrschaftswechsel ist der Patrozinienwechsel<sup>80</sup> der dortigen Pfarrkirche: Ein karolingisches Gotteshaus (»basilica«) in Dossenheim wurde 794 dem Lorscher Klosterheiligen Nazarius geschenkt.<sup>81</sup> Der über Resten eines romanischen Vorgängers errichtete gotische Nachfolgebau ist später (Bauinschrift von 1375<sup>82</sup>) aber einem neuen Schutzpatron geweiht, und zwar ausgerechnet dem Sippenheiligen der Hessononen, zu denen auch die Wolfsölden-Schauenburger gehörten. Das ist der Märtyrer St. Pankratius<sup>83</sup>, jener insbesondere bei dem der Kirchenreform anhängenden südwestdeutschen Adel des 11. Jahrhunderts beliebte »alle(s) besiegende« Ritterheilige. Die Patronats- und Zehntrechte der Dossenheimer Pfarrkirche trugen die Herren von Schauenburg und nach ihnen ihre Erben vom Wormser Bischof, in dessen Diözese sie lag, zu Lehen. In den 1290er Jahren veräußerten die im Zabergäu ansässigen Herren von Magenheim und die von Neuffen sowie die von Strahlenberg aus dem Lobdengau diese Rechte dann an das Wormser Domkapitel.<sup>84</sup>

Auch in Burkheim (Breisgau), Bühl (Sülchgau) und Backnang (Murr gau), wo die Hessononen einflussreich waren, wurden in der zweiten Hälfte des 11. und im frühen 12. Jahrhundert ältere Kirchenheilige durch den Pankratius-Kult verdrängt. St. Pankratius begegnet uns übrigens auch im Landkreis Ludwigsburg und somit in unmittelbarer Nähe von Wolfsölden: In Möglingen (Glemsgau), dessen hochmittelalterlichen Herrschaftsverhältnisse im Dunkeln liegen, gibt es eine alte, ihm geweihte Kirche, die mit den Markgrafen von Baden, Nachfahren der Hessonontochter Judith, in Verbindung gebracht wird.<sup>85</sup>

Was die urkundliche Ersterwähnung der aus Wolfsölden im Murr gau stammenden Herren von Schauenburg in Dossenheim im Lobdengau angeht, so hat hier eine Interpolation des Genealogen Walther Möller, Gerhard von Schauenburg werde bereits 1127 als Bruder des Speyerer Bischofs Siegfried genannt<sup>86</sup>, bei späteren Bearbeitern zu einiger Unsicherheit hinsichtlich des Zeitpunkts des ersten bezeugten Auftretens jenes Gerhards an der Bergstraße geführt. Tatsächlich geben einige Autoren die Regierungszeit des zwar vermutlich bereits Ende Juni 1126 zum Bischof von Speyer erhobenen, aber nicht vor Ende Mai 1127 in diesem Amt urkundlich bezeugten<sup>87</sup> Siegfried von Wolfsölden mit »1127-1146« an<sup>88</sup>, während der »Codex Hirsaugiensis« den urkundlich nicht vor Herbst 1130 nachgewiesenen »Gerhardus de Schowenburg, frater Sigefridi episcopi«<sup>89</sup> nennt. Damit ist zwar beider Verwandtschaftsverhältnis fürs Erste beschrieben, doch muss nach sorgfältiger Prüfung der Quellen festgehalten werden, dass Bischof Siegfrieds Bruder Gerhard keinesfalls schon 1127 unter dem Namen »von Schauenburg« bezeugt ist. Eine Urkunde solchen Inhalts existiert zu diesem Datum nicht.

»Fürs Erste« bedeutet, dass bislang nicht befriedigend geklärt werden konnte, ob Gerhard tatsächlich ein etwa gleichaltriger Bruder oder vielleicht doch nur ein deutlich jüngerer Halbbruder Siegfrieds und Gottfrieds aus einer zweiten Ehe ihres Vaters Sieghard ist, wie manche Autoren meinen. Nach ihnen wären die älteren Brüder Söhne einer Calwerin, der jüngere Halbbruder Sohn einer noch nicht identifizierten Bergsträßer Adligen.<sup>90</sup> Aus deren Familie müsste dann wohl auch der bis dahin bei den Hessononen-Wolfsöldnern gänzlich ungeläufige männliche Taufname Gerhard herkommen, der im 12. und 13. Jahrhundert zum »Leitnamen« der Herren von Schauenburg avancierte. Tatsächlich kommt der Name Gerhard im Raum Bergstraße-Odenwald schon vor der urkundlichen Ersterwähnung des ersten Schauenburgers vor, wo »Gerharde« in Angelegenheiten der Lorscher Mutterabtei und der Lorscher

Propstei St. Stephanus («Heiligenberg» bei Heidelberg) unter den Vasallen der Reichsabtei erscheinen. Im Lorscher Codex werden sie sowohl zu 1065/66 als auch zu 1094 gleich nach den jeweiligen Lorscher Hochvögten Burkhard bzw. Berthold d. Ä. genannt.<sup>91</sup> Diese Nachweise können aber nicht als hinreichende Belege für einen genealogischen Zusammenhang der »Gerharde« des 11. Jahrhunderts mit den Gerharden von Schauenburg im 12./13. Jahrhundert gewertet werden.

Ein Autor meint ferner, aus dem oben bereits mitgeteilten einmaligen Auftreten eines 1065/66 im Calwer Gefolge an der Bergstraße bezugten Hessonon (Ezzo) vielleicht ein frühes Interesse dieser Sippe an jenem Gebiet ableiten zu dürfen.<sup>92</sup> In konsequenter Fortführung dieses Gedankens wurde dann kürzlich die Frage gestellt, ob nicht schon eben jener Ezzo als Vasall der Reichsabtei über ein Lorscher Lehen an der Bergstraße verfügt haben könnte.<sup>93</sup> Angesichts der europäischen Dimension der Lorscher Grundherrschaft muss ein mögliches, vielleicht sogar wahrscheinliches, bei der derzeitigen Quellenlage aber gar nicht zu verortendes Lehnsverhältnis freilich mitnichten eine dauerhafte Präsenz der Hessonon-Sippe im Unteren Neckarland schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bedeuten. Dies umso weniger als der dafür in Frage kommende, sich nach Wolfsölden nennende Zweig damals sein Hauptaugenmerk gerade erst auf den dortigen Herrschaftsaufbau gerichtet haben wird. Als Vögte der im Kaiserstuhlgebiet gelegenen Güter des schwäbischen Klosters Einsiedeln waren die Hessonon um 1050 z. B. auch im Breisgau einflussreich.<sup>94</sup> Der ist aber seit dem 8./9. Jahrhundert als bedeutende Lorscher Besitzlandschaft anzusehen, und an etlichen Lorscher Besitzorten im nördlichen Breisgau waren damals auch die Hessonon begütert<sup>95</sup>, so dass ein den Einsatz jenes Hesso für die Abtei 1065/66 rechtfertigendes Lehnsverhältnis zu Lorsch auch dort bestanden haben kann.

Da, wie gezeigt wurde, Ende 1130 sowohl Calwer (wegen der Erlangung der Lorscher Klostersvogtei) als auch Wolfsöldner (wegen des Erwerbs der Herrschaft Schauenburg) zu den Nutznießern der vorangegangenen Fehde zählen, werden beide dem bischöflichen Verwandten in deren Verlauf wohl auf die eine oder andere Weise, nicht zuletzt auch durch die Leistung von Waffenhilfe gegen den Lorscher Klostersvogt beigestanden und ihm mit vereinten Kräften zum Sieg verholfen haben. Da der Lorscher Chronist die Rolle, die Pfalzgraf Gottfried in der ganzen Angelegenheit sicherlich gespielt haben wird, nicht anspricht, mag dieser hier vielleicht – auch altersbedingt – eher im Hintergrund die Fäden gezogen und das Kämpfen den Jüngeren (den Wolfsöldner Neffen?) überlassen haben. Während die Calwer, bedingt durch den baldigen Tod des alten Pfalzgrafen († 6. Februar 1131?), der den allmählichen Niedergang dieses Geschlechts einläutete, keinen dauerhaften Vorteil mehr aus dem Sieg über den Lorscher Vogt ziehen konnten, bereitete dessen Niederlage den Boden für den Aufstieg einer jüngeren Wolfsöldner Linie an der Bergstraße. Die nannte sich ab da und bis weit in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinein nach ihrer dortigen Burg, und schon ihr erster Vertreter beanspruchte für sich den Grafentitel.<sup>96</sup>

Aber: Die heute den Namen Schauenburg tragende Bergsträßer Höhenburg zeigt kein aufgehendes Mauerwerk mehr, das ins frühe 12. Jahrhundert zurückreicht, während der historische Name des anderen, augenscheinlich älteren Adelsitzes (Volksmund: »Altes Schlössel«, seit dem 19. Jahrhundert in topographischen Karten ahistorisch »Kronenburg«) längst nicht mehr bekannt ist. Auf welche der beiden Dossenheimer Burgruinen bezieht sich also die urkundliche Ersterwähnung von 1130? Als ehemalige Burg des Lorscher Klostersvogts über Dossenheim, Speyerer bzw. Wolf-

söldner Kriegsbeute und namengebende Schauenburg des Jahres 1130, ist nach derzeitigem Forschungsstand der Mittelalterarchäologie und Bauforschung höchstwahrscheinlich das etwas in den Odenwald zurückgezogene, auf einem Westausläufer des Weißen Steins gelegene »Alte Schlössel«, ein ausgedehnter Hochadelssitz aus der Zeit um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert, anzusprechen.<sup>97</sup>

Wie erst kürzlich entdeckt bzw. wiederentdeckt wurde, weisen sowohl die Wolf-söldner Stammburg als auch das »Alte Schlössel« über Dossenheim eine ganz bemerkenswerte Rarität auf: Beide waren mit einer sehr aufwändigen, im 10. bis 12. Jahrhundert sonst nur in einer Handvoll Kaiserpfalzen vorkommenden Unterbodenwärmeluftheizung ausgestattet. Dieser Heizungstyp erlaubte dem Hochadel schon damals in den Genuss rauchfreier Wärme zu kommen – ein Luxus, von dem seine leibeigenen Untertanen an ihren verräucherten Herdstellen nur träumen konnten. Es sind dies übrigens die beiden einzigen derartigen Heizungsanlagen, die bislang in Baden-Württemberg auf hochmittelalterlichen Adelsburgen archäologisch nachgewiesen werden konnten.<sup>98</sup>

Diese ältere Schauenburg scheint noch im 12. Jahrhundert um eine an der entlang des westlichen Odenwaldrandes verlaufenden Bergstraße neu errichtete Schauenburg ergänzt worden zu sein. Diese bestand zunächst aus einem mächtigen, donjonartigen Wohnturm mit unregelmäßigem polygonalem Bering auf einer Spornkuppe am Südwesthang des Ölbergs und ersetzte nach einer archäologisch nachgewiesenen, etliche Jahrzehnte andauernden Phase paralleler Nutzung das »Alte Schlössel« im Laufe des 13. Jahrhunderts schließlich ganz.

Die Existenz einer weiteren selbständig agierenden hochadeligen Familie auf Dossenheimer Gemarkung ist für die Zeit der Schauenburger weder urkundlich belegt noch innerhalb des bestehenden Herrschaftsgefüges vorstellbar. Deshalb dürfte sich ein Teil der Schauenburg-Nachweise des 12. und 13. Jahrhunderts tatsächlich auf die ältere Burg beziehen, obwohl die zeitgenössischen Quellen nicht explizit zwischen »Alt-« und »Neu-Schauenburg« differenzieren. Zwei Urkunden des frühen 14. Jahrhunderts tun dies zwar auch nicht, bestätigen meines Erachtens aber indirekt ihre Existenz, wobei die ältere Burg zum damaligen Zeitpunkt bereits aufgegeben war, was auch dem bauarchäologischen Befund entspricht:

Als nämlich um 1280 herum die Herren von Schauenburg im Mannesstamm ausstarben, fielen Burg und Herrschaft über eine Erbtöchter an die 1268 bis 1303 im Bereich der Herrschaft Schauenburg als Rechtsnachfolger auftretenden Herren von Magenheim.<sup>99</sup> Nach bereits 1294 von pfalzgräflicher Seite aus aufgenommenen Verhandlungen und danach offenbar gewaltsam ausgetragenen Streitigkeiten mit den Bayernherzögen und Pfalzgrafen bei Rhein Rudolf (Pfgf. 1294-1319, † 1319) und Ludwig (Pfgf. 1294-1329, Kg. 1314, Ks. 1328, † 1347) verkaufte schließlich erst 1303 Erkanger VI. von (Unter-)Magenheim (urk. 1297-1309) diesen die Schauenburg samt allem Zubehör und allen Rechten einschließlich der Lehen vom Speyerer Stift.<sup>100</sup>

Die auffallende Abweichung in der Formulierung dieser Urkunde von 1303 (Verkaufsobjekt = Schauenburg + Zubehör + Speyerer Lehen) zu der 1312 ausgefertigten Belehnungsurkunde des Speyerer Bischofs für den Pfalzgrafen (Schauenburg + Zubehör = Speyerer Lehen von alters her)<sup>101</sup> lässt sich meines Erachtens nur so schlüssig erklären: Die ältere Schauenburg samt den daran hängenden Gütern und Rechten war ein seit 1130 von der Speyerer Bischofskirche an die Herren von Schauenburg und später deren Erben ausgegebenes Lehen, die neuere Schauenburg aber deren Eigengut, über das auch besagte Erben frei verfügen konnten. Militärisch

relevant war 1303 aber nur noch die jüngere Schauenburg, die damals sicherlich schon in Trümmern liegende alte Schauenburg nur noch wegen der Einnahmen aus dem damit verbundenen Zubehör von Bedeutung. Der Magenheimer urkundete deshalb 1303 über alles, was er verkaufte (Neu-Schauenburg + Zubehör = Allod; Alt-Schauenburg + Zubehör = Speyerer Lehen), der Speyerer Bischof 1312 dagegen folgerichtig allein über das, was ihn betraf, nämlich das Lehen der Speyerer Kirche (Alt-Schauenburg + Zubehör).

Die archäologisch nicht auf eine Generation genau datierbare Errichtung einer weiteren Wolfsöldner Höhenburg bei Dossenheim (»Neu-Schauenburg«) dürfte in die Regierungszeit Konrads III. (reg. 1138-1152), des ersten Staufers auf dem deutschen Königsthron, fallen. Sie wird zum einen der Sicherung der neu erworbenen Bergsträßer Besitzungen der Wolfsölden-Schauenburger gedient haben, zum anderen entsprach die in den Odenwald zurückgezogene Lage der vorgefundenen spätsalischen Turmburg auch nicht mehr den Vorstellungen der frühen Stauferzeit von einem wehrhaften und repräsentativen Adelsitz.

Als Bauherr ist Gerhard I. von Schauenburg (urk. 1130-1157) anzusehen, der damals nach der Thronbesteigung des Stauferkönigs von der nach dem Ableben seines älteren Bruders anstehenden Neubesetzung des Speyerer Bischofsstuhls nichts Gutes erwartet haben wird. Dass Konrad III. dann trotz der zwischenzeitlich erfolgten Annäherung des Wolfsöldners an den neuen Herrscher dafür sorgte, dass Gunther von Henneberg zum Nachfolger Siegfrieds gewählt wurde<sup>102</sup>, mag die schlimmsten Befürchtungen Gerhards noch übertroffen haben. Denn der neue Bischof war ausgerechnet der Neffe des von seinem Wolfsöldner Amtsvorgänger 1128/30 besiegten Lorscher Klostersvogts und staufischen Parteigängers Graf Berthold von Lindenfels. Würde er nach dem Tod des alten Bischofs (Herrenfall = Tod des Lehnsherrn) als neuer Lehnsherr Gerhards dessen Speyerer Kirchenlehen – die Burgen Wolfsölden und Schauenburg samt deren Zubehör – unter einem Vorwand (z. B. Felonie) einziehen bzw. später, nach Gerhards Tod (Mannfall = Tod des Vasallen) trotz des längst üblichen Anspruchs auf Neubelehnung (»Erblichkeit«) dessen Nachkommen nicht erneut damit belehnen? Diese unsicheren Zukunftsaussichten waren sicherlich Motivation genug für eine Forcierung des Ausbaus der neuen Wolfsöldner Herrschaft an der Bergstraße und deren Absicherung durch die Errichtung eines weiteren Burgsitzes – und zwar auf eigenem Grund und Boden, aus eigener Machtvollkommenheit heraus, ohne jede erkennbare Legitimation durch den König. Dem stand nämlich, jedenfalls theoretisch, das Befestigungsrecht als Regal zu, doch entsprach das damals schon längst nicht mehr der allgemeinen Praxis.

Dass auf lange Sicht aber nur eine vorbehaltlose Hinwendung zum staufischen Herrscherhaus eine dauerhafte Absicherung des bislang Erreichten gewährleisten und Aussichten auf mehr eröffnen konnte, mag der folgende Vorgang Gerhard klar gemacht haben: Seine älteren Brüder Gottfried von Wolfsölden (ca. 1110-1138/46 †) und Bischof Siegfried von Speyer († 1146), die um 1110 bzw. zwischen 1138 und 1146 ihre Besitzungen in Sülchen dem Reformkloster Hirsau stifteten<sup>103</sup>, besaßen 1138 als Reichslehen auch das Gut Tirschenreuth im ehemals bayerischen Nordgau, einen beachtlichen Besitzkomplex, der sich von Tirschenreuth<sup>104</sup> entlang der Wondreb in einem nach Nordwesten ausgreifenden Bogen bis nach Waldsassen erstreckte.<sup>105</sup> Seit wann sie dieses rund 241 Kilometer nordöstlich von Wolfsölden gelegene Gut besaßen, ist nicht bekannt, doch verzichteten die Brüder damals nach einem Streit mit dem 1133 vom Markgrafen Diepold III. von Cham-Vohburg gegründeten



Zisterzienserkloster Waldsassen zu dessen Gunsten vor König Konrad III. in Mainz auf den zu ihrem Gut gehörenden, ca. elf Kilometer nordnordwestlich vom Ort Tirschenreuth gelegenen Weiler Hoffeich.<sup>106</sup> Nach dem Tod der kinderlosen Brüder Gottfried und Siegfried nutzte der König den Heimfall des Reichsgutes und belehnte mit Tirschenreuth Graf Gebhard II. von Sulzbach, den Bruder seiner Gemahlin Gertrud.<sup>107</sup>

Bereits unter Gerhard I. von Schauenburg, der 1157 unter den gräflichen Zeugen einer Urkunde des rheinischen Pfalzgrafen und Barbarossa-Halbbruders Konrad für das Zisterzienserkloster Maulbronn nachgewiesen ist<sup>108</sup>, scheint es zu einer Annäherung an die nun herrschenden Staufer gekommen zu sein. Und spätestens die Königs- und Kaiserurkunden der Zeit Barbarossas und Heinrichs VI., in denen die Söhne Gerhards, Graf Gerhard II. von Schauenburg (urk. 1159-1198), Graf Berthold von Schauenburg-Wolfsölden (urk. 1165-1192), Gottfried von Schauenburg-Winnenden (urk. 1168-1196) und Sieghard von Schauenburg (urk. 1167-1198), Fürstabt des Reichsklosters Lorsch, häufig im Gefolge der Majestäten zu finden sind, zeigen, dass die vormaligen Parteigänger Lothars von Süpplingenburg bzw. deren Nachkommen nun ganz im staufischen Lager angekommen waren und dem weiteren Aufstieg des Adelsgeschlechts nichts mehr im Wege stand.<sup>109</sup>

### *Schlussbetrachtung*

Der nun schon mehrfach gefallene Name Schauenburg setzt sich aus dem verbalen Bestimmungswort »schauen« (von ahd. »scouwon« / mhd. »schouwen« = schauen, spähen) und dem Grundwort »Burg« (von »bergen« = schützen durch Erhöhen) zusammen und bedeutet freilich viel mehr als nur, dass man von dort – wie eigentlich von jeder Höhenburg aus – eine gute Aussicht hat.<sup>110</sup> Als typischer Programm-, Prunk- oder Trutzname des späten 11./frühen 12. Jahrhunderts diente er – wie der Bau selbst – vor allem der Selbstdarstellung des Burgherrn. Dieser wollte zeigen, wer er ist; er wollte nicht nur selbst sehen, sondern dort oben auch weithin ins Land von anderen (Untertanen, Standesgenossen, Kontrahenten) gesehen und beachtet werden. Der Burgname Schauenburg ist auch ein »Modename« seiner Zeit, der in Variationen (z. B. Schaumburg, Schaunberg usw.) für gut 30 Adelssitze im deutschsprachigen Raum bezeugt ist. Er ist geradezu geprägt vom stolzen Bewusstsein eines Angehörigen der adligen Führungsschicht, wobei nicht ganz klar ist, wo der Stolz aufhörte und die Drohgebärde anfang. Denn (spätestens) von seiner trutzigen (neuen) Schauenburg, die seit dem fortgeschrittenen 12. Jahrhundert eine weithin sichtbare Anhöhe krönte, überblickte und kontrollierte der Burgherr schließlich alles, was in weiter Runde vor sich ging. Bei klarem Wetter genießt man von der Bergstraße Schauenburg eine herrliche Fernsicht. Nach Südwesten blickt man auf den Luftlinie fast 24 Kilometer entfernten Kaiserdom zu Speyer, und dahinter erkennt man die Berge des Pfälzer Waldes mit der keine 60 Kilometer entfernten Reichsburg Trifels bei Annweiler, im 12./13. Jahrhundert lange Zeit Hort der Reichsinsignien.

Der Dossenheimer Burgname Schauenburg muss aber nicht notwendigerweise auf eine Calwer Herkunft oder Mitwirkung beim Erwerb der Burg hindeuten, indem man argumentiert, es sei, um diese zu betonen, eigens ein Calwer Burgname aus der Ortenau an die Bergstraße übertragen worden.<sup>111</sup> Sollte jene Forschungsmeinung sich als richtig erweisen, dass die Mutter des besiegtens Lorschener Klosters Berthold von

Lindenfels mit dem Zähringernamen Lutgard tatsächlich eine Tochter des (Veroneser) Markgrafen Hermann von Lintburg war, so könnte vielleicht auch ohne Calwer Einflussnahme eine Translation des Burgnamens von der Schauenburg bei Oberkirch zur Schauenburg bei Dossenheim vorliegen. Die Ortenauer Schauenburg war bekanntlich ursprünglich eine Zähringer-Burg gewesen und erst über Pfalzgraf Gottfrieds Zähringer Gemahlin, die ebenfalls Lutgard hieß, an die Calwer gekommen.<sup>112</sup> Da die ältere Dossenheimer Schauenburg vor 1130 dem Lorscher Klostervogt Berthold gehört haben dürfte<sup>113</sup>, könnte es sein, dass dieser seinen Burgen im Raum Odenwald-Bergstraße, damit ganz bewusst seine Zähringer Abstammung mütterlicherseits dokumentierend<sup>114</sup>, Zähringer Burgnamen gegeben hat, nämlich – modisch abgewandelt – »Lindenfels« (urk. 1123) nach der älteren »Lintburg« (= »Lindenburg«) bei Weilheim/Teck (chron. 1078, urk. 1100)<sup>115</sup> und »Schauenburg« (urk. 1130) nach der Schauenburg bei Oberkirch in der Ortenau (zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts?)<sup>116</sup>.

Sollte ferner auch noch die Forschungsmeinung zutreffen, die in Markgraf Hermanns I. († 1074) Gemahlin Judith († 1091) jene Hessonentochter sehen möchte, die den späteren Markgrafen von Baden Backnang einbrachte<sup>117</sup>, dann hätten wohl die Gegner der Fehde von 1128/30, der königstreue Speyerer Bischof Siegfried von Wolfsölden einerseits und der zum Gegenkönig haltende Lorscher Klostervogt Graf Berthold von Lindenfels andererseits, im älteren Grafen Hesso von Backnang (urk. 1067) und seiner Gemahlin Judith obendrein gemeinsame Urgroßeltern gehabt.

Fassen wir zusammen: Nach dem bisher Gesagten ergibt eine Datierung von Bischof Siegfrieds Fehde mit Vogt Berthold in die fortgeschrittenen 1130er Jahre<sup>118</sup> oder gar eine Verbindung derselben mit der ersten, für das Jahr 1137 überlieferten Brandkatastrophe im Speyerer Dom<sup>119</sup> keinen Sinn. Wir können vielmehr Folgendes festhalten:

Siegfried von Wolfsölden wurde nach derzeitigem Forschungsstand höchstwahrscheinlich Ende Juni 1126 im Beisein von König und Pfalzgraf zum Bischof von Speyer erhoben und verstarb im August 1146. Graf Berthold d. J. folgte seinem Anfang März 1110 verstorbenen Vater im Lorscher Vogtamt nach; 1123 wird er erstmals nach Burg Lindenfels zubenannt. Im Mai 1127 sind beide, Bischof und Vogt, anlässlich der Belehnung des jungen Grafen Konrad von Lauffen, Bertholds Neffen, noch in friedlicher Eintracht gemeinsam am Hof des Wormser Bischofs bezeugt.

Mit der Erhebung des Staufers Konrad III. zum Gegenkönig, im Dezember 1127, fanden sich die beiden, deren Verhältnis durch Bertholds Antagonismus zu und Siegfrieds Verwandtschaft mit Pfalzgraf Gottfried von Calw bereits zuvor belastet gewesen sein könnte, dann aber auf feindlichen Seiten wieder. Im ersten Halbjahr 1128 wurde der königstreue Siegfried von den Staufern – vielleicht sogar unter aktiver Beteiligung des Staueranhängers Berthold – aus Speyer vertrieben und konnte erst im Januar 1130, dann allerdings als Sieger, zurückkehren.

Noch im selben Jahr wird der vorgenannte Neffe Bertholds, Konrad von Lauffen, bereits als Nachfolger des Verlierers im Lorscher Vogtamt erwähnt. Im November 1130 wird auch noch Pfalzgraf Gottfried von Calw, Bertholds langjähriger Gegenspieler und Bischof Siegfrieds Verwandter, in einer Mainzer Erzbischofsurkunde explizit als Lorscher Vogt bezeichnet. Obendrein wird Gerhard, der Bruder des siegreichen Bischofs, in einer weiteren, etwa zeitgleich ausgestellten Urkunde des Mainzer Metropoliten erstmals als Herr von Schauenburg genannt. 1131 wird Berthold letztmals mit der Zubenennung »von Lindenfels« erwähnt; 1136 nennt sich dann



erstmalig sein anderer Neffe, Boppo IV. von Henneberg, nach Burg Lindenfels im Odenwald, während der in der Fehde unterlegene Onkel längst aus der schriftlichen Überlieferung dieses Raumes verschwunden ist.

Die Fehde zwischen Bischof Siegfried und Vogt Berthold ist zeitlich also wohl zwischen Sommer 1128 und Herbst 1130 anzusetzen, möglicherweise schon während Siegfrieds Vertreibung, vielleicht auch im ersten Halbjahr 1129, zwischen den beiden Belagerungen Speyers, am wahrscheinlichsten aber nach der Rückgewinnung Speyers, als die Anhänger Lothars Oberwasser gewonnen hatten und im Rhein-Neckar-Raum die Gelegenheit für eine Abrechnung mit den dortigen Stauferanhängern genutzt haben werden.<sup>120</sup> Irreführend sind deshalb Aussagen wie, »der jüngere [von Hohenberg]« habe sich »nach Auseinandersetzungen mit Speyer in den Odenwald (Lindenfels) abgesetzt«. <sup>121</sup> Nein, gerade von dort verschwand er damals, und andere nahmen seinen Platz ein, denn in den Jahren nach der Fehde tauchen im Raum Bergstraße-Neckar-Odenwald plötzlich mehrere neue Geschlechter auf, die hier vorher nicht ansässig gewesen zu sein scheinen und nun mit dem Aufbau eigener Herrschaften beginnen: Insbesondere die Herren von Schauenburg (urk. 1130) bei Dossenheim, die Herren von Hirschberg (urk. 1142) bei Leutershausen und die Herren von Steinach (urk. 1142) bei Neckarsteinach sind hier zu nennen, allesamt u. a. Lehns-träger der Wormser Bischofskirche. Auch diese, mit der Reichsabtei Lorsch in Sachen Rodung und Besiedlung des vorderen Odenwaldes schon lange konkurrierend, wird die 1142 beurkundete Gründung des Zisterzienserklosters Schönau im Steinachtal sicherlich nicht zufällig gerade in den Jahren nach der Niederlage des Lorschener Klostersvogtes und der damit einhergehenden Schwächung der Lorschener Position forciert haben.

Der Sieger von 1130, der Speyerer Bischof Siegfried II. von Wolfsölden, verstarb am 23. August 1146 und wurde im Kreuzgang des Stiftes St. German bei Speyer bestattet.<sup>122</sup> Festzuhalten bleibt: Nicht, wie vielfach angenommen, bereits in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, unter Hesso (von Sülchen/Backnang/Wolfsölden?), oder um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert, unter Sieghard von Wolfsölden<sup>123</sup>, sondern offenbar erst unter Siegfried bzw. seinem von ihm mit einem Teil der Speyerer Kriegsbeute belehnten jüngeren Bruder Gerhard fassten die Wolfsöldner auch im unteren Neckarraum, an der Bergstraße auf Dauer Fuß.

#### Anmerkungen

Abkürzungen:	BEO	Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften
	CH	Codex Hirsaugiensis
	CL	Codex Laureshamensis
	HW	Historia Welforum
	MGB	Mannheimer Geschichtsblätter
	MGH	Monumenta Germaniae Historica
	MUB	Mainzer Urkundenbuch
	RI	Regesta Imperii
	WUB	Württembergisches Urkundenbuch
	ZGO	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
	ZWLG	Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte

- 1 MGH DD 3: H. II. (1903), 161 ([www.dmgh.de](http://www.dmgh.de)); RI 2/4: H. II. (1971), 1667 ([www.regesta-imperii.de](http://www.regesta-imperii.de)).
- 2 Zu diesen vgl. u. a. Th. Steffens: Eichstetten und seine Herren vor 1200, in: Eichstetten. Die Geschichte des Dorfes, Bd. 1, Eichstetten 1996, S. 89-106; H. Maurer: Die Freiherren von Üsenberg und ihre Kirchenlehen, in: ZGO 67 (1913) S. 370-427; U. Parlow: Die Grafen von Nimburg, in: Teningen, ein Heimatbuch, Teningen 1990, S. 45-74; G. Bossert: Die Herkunft Bischof Siegfrieds von Speier, in: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 6 (1883) S. 253-262; A. Klemm: Die Verwandtschaft der Herren von Backnang, in: ZGO 51 (1897) S. 512-528; G. Fritz: Kloster Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter, Sigmaringen 1982, S. 129-138, 142; O. Kilian: Sülchgau-Wolfsölden-Schauenburg. Das machtpolitische Streben eines mittelalterlichen Adelsgeschlechts (1000-1300), in: MGB NF 6 (1999) S. 115-188, insb. S. 121-136; F. Lamke: Die frühen Markgrafen von Baden, die Hessononen und die Zähringer, in: ZGO 154 (2006) S. 21-42; Ch. Burkhart: Die Hessononen, Wolfsöldner und Schauensburger an Oberrhein und Neckar, in: Hierzuland 22/40 (2007) S. 31-34.
- 3 K. Schmid: Vom Werdegang des badischen Markgrafengeschlechts, in: ZGO 139 (1991) S. 45-77, insb. S. 56-65; dazu kritisch Kilian (wie Anm. 2) S. 131-136 und Lamke (wie Anm. 2) S. 31 ff.
- 4 E. Schneider (Hg.): Codex Hirsaugiensis (Anhang zu Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1887, S. 1-78), hier CH fol. 26 b (»Wolfessleden« hier verschrieben für »Wolfessölden« = Wolfsölden).
- 5 P. Sauer: Die Hochadelsburg Wolfsölden im Licht historischer Quellen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 60 (2006) S. 13-19; ders.: Affalterbach 972-1972, Affalterbach 1972, S. 8-15.
- 6 Fritz (wie Anm. 2) S. 94-97; ders.: Die Geschichte der Grafschaft Löwenstein und der Grafen von Löwenstein-Habsburg vom späten 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Sigmaringen 1986, S. 117, 131 f.
- 7 Ch. Burkhart: Idyllisch wohnen am »Schlosshof« in Affalterbach-Wolfsölden, in: Burgen und Schlösser 46 (2005) S. 197-200; ders.: Affalterbach will keine Burgruine, in: ebd. 46 (2005) S. 255-257; ders.: Die Hochadelsburg Wolfsölden kommt nicht aus den Schlagzeilen, in: ebd. 47 (2006) S. 239-241; Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2005 (2006) S. 230-233 und 2006 (2007) S. 243-248 (Berichte von S. Arnold und U. Gross über die Ausgrabungen in Wolfsölden).
- 8 Kilian (wie Anm. 2) S. 136-140.
- 9 A. Doll: Vögte und Vogtei im Hochstift Speyer im Hochmittelalter, in: ZGO 117 (1969) S. 245-273, hier S. 250, 252.
- 10 A. Seiler: Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer, Stuttgart 1959, S. 25, 131, 173, 234.
- 11 CH fol. 27a; F. X. Remling: Geschichte der Bischöfe zu Speyer, Bd. 1, Mainz 1852, S. 368-380.
- 12 F.-J. Schmale (Hg.): Ottonis episcopi Frisingensis et Rahewini gesta Frederici seu rectius cronica, Darmstadt 2000, S. 144 f.; vgl. M.-L. Crone: Untersuchungen zur Reichskirchenpolitik Lothars III. (1125-1137) zwischen reichskirchlicher Tradition und Reformkurie, Frankfurt a. M. 1982, S. 121 f., S. 168 f.
- 13 M. Chibnall (Hg.): Orderici Vitalis Historia Ecclesiastica, Bd. 6, Oxford 1978, S. 360; MGH Dt. Chron. 1/1 (1895), S. 389.
- 14 W. Petke: Kanzlei, Kapelle und königliche Kurie unter Lothar III. (1125-1137), Köln 1985, S. 251 f.; M. Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Bd. 1, Stuttgart 1988, S. 31 schreibt, vermutlich habe Pfalzgraf Gottfried sich frühzeitig mit Lothar gegen die Staufer arrangiert.
- 15 W. Bernhardt: Jahrbücher der Deutschen Geschichte: Lothar von Supplinburg, Leipzig 1879, S. 86 f.; W. Kurze: Adalbert und Gottfried von Calw, in: ZWLG 24 (1965) S. 241-308, hier S. 299; Fritz (wie Anm. 2) S. 134 f.; Crone (wie Anm. 12) S. 125, 270; L. Speer: Kaiser Lothar III. und Erzbischof Adalbert I. von Mainz, Köln 1983, S. 90, 116 (S. 144 f. deutet er an, Siegfried sei nicht Adalberts Kandidat gewesen); Petke (wie Anm. 14) S. 204, 260, 284, 288, 292, 434 f. (S. 288 meint er, Lothar und Adalbert hätten zugunsten Siegfrieds Einfluss genommen); H.-J. Krey: Bischöfliche Herrschaft im Schatten des Königtums, Frankfurt a. M. 1996, S. 46-50, 136 f.; O. Hermann: Lothar III. und sein Wirkungsbereich, Bochum 2000, S. 110, 259.

- 16 E. König (Hg.): *Historia Welforum*, Sigmaringen 1978, K 20-21.
- 17 Ph. Simonis: *Historische Beschreibung aller Bischoffen zu Speyr*, Freiburg i. Br. 1608, S. 70 ff.; M. Schaab: *Zeitstufen und Eigenart der pfälzischen Territorialentwicklung im Mittelalter*, in: *Der Griff nach der Krone. Die Pfalzgrafschaft bei Rhein im Mittelalter*, Regensburg 2000, S. 15-36, schreibt S. 17 entgegen seiner früheren Einschätzung (vgl. Anm. 14), Pfalzgraf Gottfried habe zum staufischen Gegenkönig gehalten; Speer (wie Anm. 15) S. 49 f. u. S. 157 differenziert: Gottfried habe bis zur Wahl 1125 bzw. bis zur Thronbesteigung Lothars zu den Freunden Friedrichs v. Schwaben gezählt.
- 18 MGH DD 8: Lo. III. (1927), 14 (Worms, 27.12.1128); vgl. RI 4/1,1: Lo. III. (1994).
- 19 Bernhardi (wie Anm. 15) S. 194 f., 243-247; Speer (wie Anm. 15) S. 91, 116 f., 128; Crone (wie Anm. 12) S. 126 f.
- 20 Remling (wie Anm. 11) S. 371.
- 21 Vgl. MGH DD 9: K III. (1969); Krey (wie Anm. 15), S. 49, meint, der König habe versucht, den Wolfsöldner durch die Verpflichtung zu häufigen Hofbesuchen zu kontrollieren.
- 22 Von 1138 bis 1223 finden sich die Angehörigen verschiedener Familienzweige Dutzende Male in Urkunden der staufischen Könige und Kaiser. Graf Berthold v. Schauenburg(-Wolfsölden) erscheint 1165-1190 wenigstens 17-mal als Begleiter Friedrichs I., vielleicht schon auf dessen 3. Italienzug (1163/64), denn 1164 gilt er als kaiserlicher Statthalter »Bertaldus« im lombardischen Brescia (MGH SS rer. Germ., N.S. 7, S. 177 f.), sicher aber auf dessen 4. und 5. Italienzug (MGH DD 10/1-5; RI 4/2,1-2). Sein Bruder Gottfried v. (Schauenburg-)Winnenden gilt manchen als »Berater« Heinrichs VI., wovon im Zeitraum 1190-1196 insgesamt 16 Urkunden zeugen (RI 4/3,1-2). Unter den jüngeren Staufern geht die Anzahl der Aufenthalte bei Hofe dann drastisch zurück; vgl. RI 5/1,1, 5/1,2 u. E. Rotter (Bearb.): *Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451*, Bd. 2, Köln 1994.
- 23 K. Glöckner (Hg.): *Codex Laureshamensis*, 3 Bde., Darmstadt 1929-1936, hier CL 1, K 164; CH fol. 18b.
- 24 CL 1, K 164, U 164 ff.; CL 3, 3822. - Abt Sieghard (reg. nach 28.9.1167-14.7.1198/1200 †). Einzig der fünfte Abt, Adalung (804-837), kann eine vergleichbar lange Regierungsdauer aufweisen.
- 25 P. Wackwitz: *Urkundliche Erwähnungen des Abtes Sigehart von Lorsch während der Zeit seiner Amtsführung (Der Wormsgau, Beiheft 20/1964)*, S. 167 f.; F. Knöpp: *Das letzte Jahrhundert der Abtei*, in: ders. (Hg.): *Die Reichsabtei Lorsch*, Bd. 1, Darmstadt 1973, S. 175-226, hier S. 193 ff.; M. Schaab: *Bergstraße und Odenwald. 500 Jahre Zankapfel zwischen Kurmainz und Kurpfalz*, in: *Oberrheinische Studien 3* (1975) S. 237-265, hier S. 244; Kilian (wie Anm. 2) S. 149 ff.; S. Weinfurter: *Der Untergang des alten Lorsch in spätaufischer Zeit*, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 55* (2003) S. 31-57, hier S. 43 f.; S. Scholz u.a.: *Lorsch*, in: *Germania Benedictina 7: Hessen*, St. Ottilien 2004, S. 768-853, hier S. 794 ff.; Ch. Burkhart: *Schauenburg, Weinheim und Kloster Lorsch*, in: *Unser Museum [Weinheim] 18* (2007) S. 7-17, insb. S. 11 f.
- 26 Diemo, Kurzform von Dietmar, der seit 1125 regierende Abt († 1139). - H.-P. Wehl: *Reichsabtei und König*, Göttingen 1970, S. 71, interpretiert diese Textstelle so, dass der Lorsch Abt die »Privatfehde« des Lorsch Vogts gegen den Speyerer Bischof unterstützt habe. Da er gerade noch mit dem Lorsch Aufgebot auf Seiten König Lothars ins Feld gezogen war, um den von den Staufern aus Speyer vertriebenen Bischof Siegfried wieder zum Herrn über seine Stadt zu machen, erscheint dies wenig glaubhaft. Die Behebung der entstandenen Kriegsschäden wird die Verpfändungen notwendig gemacht haben.
- 27 CL 1, K 144, K 155a; vgl. Ch. Burkhart: *Einige Gedanken zu den »unerbittlichen Fehde« zwischen dem (Lorsch) Klostersvogt Berthold (von Hohenberg-Lindenfels) und dem Speyerer Bischof Siegfried (von Wolfsölden)*, in: *Der Odenwald 41* (1994) S. 154-160.
- 28 J. Semmler: *Die Geschichte der Abtei Lorsch von der Gründung bis zum Ende der Salierzeit*, in: Knöpp, *Reichsabtei* (wie Anm. 25) S. 75-173, hier S. 131.
- 29 MUB 1, U 571 (»Bertolfus de Lindevelse«).
- 30 Vgl. z. B. Knöpp (wie Anm. 25) S. 212.
- 31 R. Deuschle, H. Raisch: *Kloster Denkendorf und sein Stifter Berthold, Graf von Hohenberg/Lindenfels*, in: *Esslinger Studien 20* (1981) S. 7-35, hier S. 30 f.

- 32 MGH DD 3: H II. (1903), 227 (1011), 247 (1012).
- 33 CL 1, U 143; MUB 1, U 561.
- 34 Er wird nicht selten irrig als ein Herr von Bickenbach und Lorschert Untervogt bezeichnet. So schon von H. B. Wenck: *Hessische Landesgeschichte*, Bd. 1, Darmstadt 1783, S. 212, 215 f., und zuletzt von M. Schaab (Red.): *Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim*, Bd. 2, Stuttgart 1968, S. 98 (»Vogt über die Klöster am Heiligenberg«) sowie ders.: *Heidelberg, St. Michael und St. Stephan auf dem Heiligenberg*, in: *Germania Benedictina 5: Baden-Württemberg, St. Ottilien 1987*, S. 269-273, hier S. 271 (»Untervogt«).
- 35 Eine Ausnahme ist F. Trautz: *Das untere Neckarland im früheren Mittelalter*, Heidelberg 1953, S. 125.
- 36 CL 1, K 144 (1140 Nov.), U 150 (1147 Jan. 30.), U 153 (1148, vor März 13.), U 154 (~ 1142/48), K 155 a (~ 1140/48); vgl. ferner MGH DD 9: K III. (1969) und MGH DD 10/1: F I. (1975).
- 37 W. Engel (Bearb.): *Urkundenregesten zur Geschichte der kirchlichen Verwaltung des Bistums Würzburg im hohen und späten Mittelalter*, Würzburg 1954, S. 17; H. Wagner: *Poppo von Henneberg, Vogt von Lorsch, Graf von Lindenfels*, in: *BEO 7 (2005)* S. 1-16, insb. S. 9-12.
- 38 Remling (wie Anm. 11) S. 372.
- 39 Vgl. z. B. M. Huffschnid: *Zur Geschichte von Dossenheim*, in: *MGB 4 (1903)* Nr. 5, Sp. 118-124, hier Sp. 120; J. Münch: *Ruine Schauenburg an der Bergstraße*, in: *Frisch auf! 9/1 (20.1.1929)* S. 2-7, hier S. 4 f., u. *9/2 (20.2.1929)* S. 20 (Nachtrag); K. Christ: *Die Burg Dossenheim*, in: *Illustrierter Haus- und Familien-Kalender für Heidelberg und Umgebung (1899)*, S. 6-10, hier S. 7; *Die Schauenburg. Geschenk für Waffenhilfe in Bedrängnis*, in: *Volksgemeinschaft/Heidelberger Beobachter*, 5.9.1936; H. Buchmann: *Burgen und Schlösser an der Bergstraße*, Stuttgart 1986, S. 206-209; A. Schäfer: *Die Grafen von Hohenberg im Pfingzgau, Vögte der Reichsabtei Lorsch, Gründer von Gottesau*, in: *Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch, Lorsch 1980 (= Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße, Sonderband 4)*, S. 359-367, hier S. 365 f.; *Deuschle/Raisch (wie Anm. 31)* S. 10; W. Becher: *Gedanken über eine Urkunde zur frühesten Erbacher Geschichte*, in: *Der Odenwald 21 (1974)* S. 111-120, insb. S. 117 Anm. 10 (S. 119).
- 40 Zum Erbstreit vgl. HW, K 20-21. Zur Lorschert Herkunft eines Teils des Calwer Erbes vgl. CL 1, Kap. 143a-b.
- 41 CL 1, K 144, Anm. 2.
- 42 W. Martin: *Zum Umkreis hochmittelalterlicher Adelsgeschlechter im und am Odenwald*, in: *BEO 4 (1986)*, S. 151-214, hier S. 180.
- 43 *Monumenta Boica 29 (1831)*, U 447; MUB 1, U 571.
- 44 CL 1, U 134; A. Seeliger-Zeiss (Bearb.): *Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe*, München 1981, Nr. 11.
- 45 P. Rückert (Bearb.): *Gottesau. Die Urkunden der Benediktinerabtei 1110-1150*, Stuttgart 2000, insb. U 1, U 2.
- 46 *Chronicon Episcoporum Spirensium*, in: S. A. Würdtwein (Hg.): *Nova Subsidia Diplomatica 1*, Heidelberg 1781, S. 118-196, hier S. 136; H. Werle: *Die Vögte der Reichsabtei Lorsch im 11. und 12. Jahrhundert*, in: *Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch (wie Anm. 39)* S. 351-357, hier S. 352.
- 47 Vgl. u. a. H.-J. Breuer: *Die politische Orientierung von Ministerialität und Niederadel des Wormser Raumes im Spätmittelalter*, Darmstadt 1997, S. 121-125; H. Hoffmann: *Grafschaften in Bischofshand*, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 46 (1990)* S. 375-480, hier S. 449 ff.; H. Schwarzmaier: *Geschichte der Stadt Eberbach am Neckar bis zur Einführung der Reformation 1556*, Sigmaringen 1986, S. 30-54, insb. S. 33-43, 46; ders.: *Die Reginswindis-Tradition in Lauffen*, in: *ZGO 131 (1983)* S. 163-198; Trautz (wie Anm. 35) S. 81 ff.; H. Bauer: *Die Grafen von Lauffen*, in: *Zeitschrift des historischen Vereins für das württ. Franken 7/3 (1867)* S. 467-488; Ch. F. Stälin: *Württembergische Geschichte*, Bd. 2, Stuttgart 1847 (ND Aalen 1975), S. 415-421.
- 48 H. Wagner: *Entwurf einer Genealogie der Grafen von Henneberg*, in: *Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 11 (1996)* S. 33-152, hier S. 41-54; ders.: *Poppo von Henneberg (wie Anm. 37)*. Dazu kritisch Ch. Burkhart: *Die »Comitissa in Schönberg« kommt nicht von der hessischen Bergstraße*, in: *Der Odenwald 54 (2007)* S. 79-84.

- 49 CL 1, K 123c bis K 128; vgl. Werle (wie Anm. 46) S. 351; H. Bauer: Bemerkungen über die Lorsche Vögte im 11. und 12. Jahrhundert, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 8/2 (1855) S. 261-281, insb. S. 272 ff.
- 50 CL 1, K 134a (1077/88), K 134b (1088/1101), U 134 (1094), U 139 (1088/1101), U 141 (27.10.1095), K 142a (1088/1101), K 142c (1106/10); CL 2, U 661 (1077/88).
- 51 CL 1, K 143a-b.
- 52 H.-P. Wehl: Das Aufgebot der Lorsche Abtei für das Reichsheer, in: Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch (wie Anm. 39) S. 173-176.
- 53 Scholz (wie Anm. 25) S. 791.
- 54 CL 1, K 143b.
- 55 Knöpp (wie Anm. 25) S. 212.
- 56 Schäfer (wie Anm. 39) S. 367.
- 57 Deuschle/Raisch (wie Anm. 31) S. 9.
- 58 Wehl (wie Anm. 52) S. 174 f.; 1066 konnte die Reichsabtei angeblich bis zu 1200 »milites armatos« mobilisieren (so CL 1, K 126).
- 59 Deuschle/Raisch (wie Anm. 31) S. 28.
- 60 Wagner (wie Anm. 37) S. 4.
- 61 R. Deuschle, H. Raisch: Kloster Denkendorf, die Württemberger und die Staufer, in: Hohenstaufen, Helfenstein 7 (1997) S. 33-68, insb. S. 36, 41.
- 62 Petke (wie Anm. 14) S. 241 f. (Ballenstedt) u. S. 251 f. (Calw); Schaab (wie Anm. 14) S. 30 f.
- 63 Ch. Waldecker: Zwischen Kaiser, Kurie, Klerus und kämpferischen Laien. Die Mainzer Erzbischöfe 1100 bis 1160, Mainz 2002, S. 274; MUB 1, U 561-564, 571.
- 64 H. Frin: Zur Verwandtschaft Adalberts I., Erzbischof von Mainz, gest. 1137, in: Genealogisches Jahrbuch 33/34 (1993/94) S. 15-19.
- 65 Die Welfin Judith († 1130/31), seit ca. 1119/21 mit Schwabenherzog Friedrich von Staufen verheiratet und Mutter Friedrich Barbarossas, war eine Schwester von Bayernherzog Heinrich dem Stolzen, Kg. Lothars Schwiegersohn, und von Welf VI., Schwiegersohn des Pfalzgrafen Gottfried v. Calw (vgl. HW, K 15-21).
- 66 T. Weller: Auf dem Weg zum »staufischen Haus«. Zu Abstammung, Verwandtschaft und Konubium der frühen Staufer, in: H. Seibert, J. Dendorfer (Hgg.): Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079-1152), Sigmaringen 2005, S. 41-63, hier S. 49 f. (vor 1135); O. Engels: Die Staufer, Stuttgart 1994, S. 30 (um 1131); P. Neumeister: Adalbert I. von Saarbrücken, Erzbischof von Mainz (1109-1137), in: E. Holtz, W. Huschner (Hgg.): Deutsche Fürsten des Mittelalters, Leipzig 1995, S. 163-173, S. 171 f. (um 1132/33); Petke (wie Anm. 14) S. 302; Speer (wie Anm. 15) S. 91, 128 f., 144 f.; Crone (wie Anm. 12) S. 45-51, insb. S. 48.
- 67 Vgl. D. M. Feineis: Die Stammtafeln der Herren von Bickenbach, in: Würzburger Diözesan-geschichtsblätter 62/63 (2001) S. 1003-1019.
- 68 H. Göldner: Der Weilerhügel bei Alsbach-Hähnlein, Wiesbaden 1989.
- 69 CL 1, K 143b; MUB 1, U 561.
- 70 Crone (wie Anm. 12) S. 122 f., 128-132, 174-182.
- 71 Ebd. S. 123 f.
- 72 Dammo v. Buchen (urk. 1122-1144) gilt als Schwiegervater des Gastgeber-Sohnes Heinrich v. Bickenbach (urk. 1151); vgl. Waldecker (wie Anm. 63) S. 275; K.-H. Spiess: Königshof und Fürstenhof. Der Adel und die Mainzer Erzbischöfe im 12. Jahrhundert, in: E.-D. Hehl, H. Seibert, F. Staab (Hgg.): Deus qui mutat tempora. Menschen und Institutionen im Wandel des Mittelalters, Sigmaringen 1987, S. 203-234, hier S. 222 f.; F.-R. Hermann: Die Burg der von Buchen, Wiesbaden 1994.
- 73 Heinrich II. v. Katzenelnbogen (urk. 1124-1160), der als Schwager des gastgebenden Burg-herrn gilt, war der Gemahl von Graf Bertholds Nichte Hildegard v. Henneberg; K. E. Demandt (Bearb.): Regesten der Grafen von Katzenelnbogen 1060-1486, Bd. 1, Wiesbaden 1953, S. 53, 55, 71-75; vgl. Spiess (wie Anm. 72) S. 225.
- 74 W. Möller: Genealogische Beiträge zur Geschichte des Odenwaldes und der Bergstraße, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 23/2 (1950) S. 229-252, hier S. 240-243. - Konrad Sporo (urk. 1111/19-1150), ein Lorsche Vasall aus dem Raum Weinheim an

- der Bergstraße, ist mehrfach als Begleiter Graf Bertholds nachgewiesen, dem er bereits 1122 nach Würzburg folgte, als dieser dort seinen Neffen Gebhard von Henneberg aufsuchte, um ihm die Zustimmung des Mainzer Erzbischofs zu seiner Investitur zum Bischof von Würzburg durch Kaiser Heinrich V. zu übermitteln; vgl. Ph. Jaffé (Hg.): *Bibliotheca rerum Germanicarum*, Bd. 5, Berlin 1869, S. 406.
- 75 Deuschle/Raisch (wie Anm. 61) S. 56 ff.
- 76 Außer ihm fehlten von den oberrheinischen und schwäbischen Bischöfen nur der pro-staufische Bischof des nicht zu Mainz, sondern zum Erzbistum Besançon gehörenden Suffraganbistums Basel sowie der als wankelmütig bekannte und wohl auch wegen seines hohen Alters nicht mehr allzu unternehmungslustige Bischof von Augsburg; vgl. Crone (wie Anm. 12) S. 132-136, 169-174.
- 77 MUB 1, U 564 (1130: »Bertolfus comes de Lindeneves, [...], Gerardus de Scoweburch«); CH fol. 43b (~ 1140: »Gerhardus de Schowenburg, frater Sigefridi [Spirensis] episcopi«).
- 78 F. X. Remling (Hg.): *Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speyer*, Bd. 1, Mainz 1852 (ND Aalen 1970), U 494 (1312); Huffs Schmid (wie Anm. 39) Sp. 120; Trautz (wie Anm. 35) S. 126; M. Schaab: *Die Grundherrschaft der Abtei: Der Lobdengau*, in: Knöpp, Reichs-abtei (wie Anm. 25) S. 539-577, hier S. 546. Zu weiteren Speyerer Kirchenlehen der Schauenburger vgl. W. Ossfeld: *Obergrombach und Untergrombach in Mittelalter und früher Neuzeit*, Stuttgart 1975, S. 50-55.
- 79 Schaab 1968 (wie Anm. 34) S. 47. Zu den Lorscher Erwerbungen (40 Schenkungen, 2 Verkäufe!) und Verlusten in Dossenheim vgl. CL 1-3; W. Selzer: *Lorsch und der Odenwald*, in: BEO 1 (1972) S. 231-247, hier S. 237; R. Conzelmann: *Dossenheim. Die Geschichte einer 1200jährigen Bergstraßengemeinde*, Dossenheim 1966, S. 17-22.
- 80 W. Pötzl: *Patrozinien. Zeugnisse des Kultes - auch »Wegweiser durch die terra incognita der ältesten Landesgeschichte«?*, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 68 (2005) S. 1-15, insb. S. 13 f.
- 81 CL 2, U 412.
- 82 R. Neumüllers-Klausner: *Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg*, Stuttgart 1970, Nr. 56.
- 83 Zum hl. Pankratius vgl. *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* 23 (2004), Sp. 1039-1058.
- 84 Ch. Burkhardt: *Der Verkauf der Patronats- und Zehntrechte zu Dossenheim 1292/93*, in: *Schriesheimer Jahrbuch* 5 (2001) S. 23-46.
- 85 R. Kretschmar: *Möglingen im Mittelalter und zu Beginn der frühen Neuzeit*, in: A. Gühring: *Möglingen. Pforte zum Strohgäu*, Möglingen 2000, S. 57-90, insb. S. 60.
- 86 W. Möller: *Burgenkunde für das Odenwaldgebiet*, Mainz 1938, S. 61 (»Die Schauenburg bei Dossenheim [...] finden wir bei ihrer ersten Nennung 1127 im Besitze eines freien nach ihr benannten Herrenschlechts, jedoch als Speyerer Lehn.«); ders. (wie Anm. 74) S. 230 (»Nun wird 1127 ein Gerardus v. Sch. als Bruder des Bischofs Sigfrid von Speyer bezeichnet.«).
- 87 H. Boos (Hg.): *Urkundenbuch der Stadt Worms*, Bd. 1, Berlin 1886, U 63. Der Speyerer Bischof Siegfried ist am 27. Mai 1127 zu Worms Spitzenzeuge, als Graf Konrad von Lauffen dem Bischof von Worms bestätigt, dass er von diesem diejenigen Güter zu Lehen empfangen habe, welche vor ihm schon sein (verstorbener) Vater Graf Boppo von Lauffen innegehabt habe, wofür er der Wormser Kirche nach fränkischem Recht durch die Hand (seines Mutterbruders) des Grafen Berthold (von Lindenfels) acht seiner besseren Ministerialen samt Familien und Eigentum übergibt.
- 88 So z. B. Remling (wie Anm. 11) S. 368 f.
- 89 Wie Anm. 77.
- 90 Bossert (wie Anm. 2) S. 254; Klemm (wie Anm. 2) S. 523 f.; Fritz (wie Anm. 2) S. 142, Taf. 2.
- 91 CL 1, K 128 u. U 134. Letzterer nach Glöckner (wie Anm. 23) S. 409, Anm. 10 »wahrscheinlich ein Schauenburger«.
- 92 Fritz (wie Anm. 2) S. 112, 133 f. u. Anm. 44.
- 93 S. Lorenz: *Im Dunkel des früheren Mittelalters: Zur Geschichte Besigheims. Rahmenbedingungen und Strukturen*, in: H. Schwarzmaier, P. Rückert (Hgg.): *Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg*, Sigmaringen 2005, S. 11-72, hier S. 58, Anm. 361.



- 94 H. Keller: Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben, Freiburg 1964, S. 182.
- 95 M. Wellmer: Die Grundherrschaft der Abtei: Der Breisgau, in: Knöpp, Reichsabtei (wie Anm. 25) S. 639-643, insb. Karte auf S. 641, z. B. mit den Orten Kenzingen, Riegel, Burkheim, Bötzingen, Rimsingen und Hartheim, wo außer dem Kloster Lorsch auch die Hessonen begütert waren.
- 96 MUB 2/1, U 109 (20.2.1148: »Gerardus comes de Scouwenburg«); WUB 2, U 359 (4.6.1157: »Comites: ... Gerhardus des Scowenburc«). Lediglich die Lorschener Überlieferung enthält ihm den Grafentitel vor, vgl. CL 1, U 153 (13.3.1148: »Gerhardus de Scowenburg«).
- 97 Ch. Burkhart: Die mittelalterlichen Burgruinen auf Dossenheimer Gemarkung, in: Dossenheim. Eine traditionsreiche Bergstraßengemeinde im Wandel ihrer Geschichte, Dossenheim 2005, S. 152-167.
- 98 Ch. Burkhart: Eine hochmittelalterliche Luftheizung vom Alten Schlüssel (sog. »Kronenburg«) bei Dossenheim an der Bergstraße, in: Der Odenwald 53 (2006) S. 161-167.
- 99 M. Huffschnid: Beiträge zur Geschichte der Cisterzienserabtei Schönau bei Heidelberg, in: ZGO 45 (1891) S. 415-449, hier S. 441 f. u. Anm. 4, mit dem unzutreffenden Hinweis, Burg und Herrschaft Schauenburg seien »ursprünglich Lehen der Abtei Lorsch, dann des Erzbischofs von Mainz« gewesen. Erst um 1319/20, unter veränderten machtpolitischen Rahmenbedingungen, gelang es dem Mainzer Metropolitan, Burg und Herrschaft mit Zustimmung des 1314 zum deutschen König avancierten vormaligen Pfalzgrafen Ludwig des Bayern käuflich zu erwerben. Vgl. dazu A. Koch, J. Wille (Bearb.): Regesten der Pfalzgrafen am Rhein, Bd. 1, Innsbruck 1894, R. 1965 (1320), R. 1998 (1323), R. 6592 (1333/richtig: 1323!); E. Vogt (Bearb.): Regesten der Erzbischöfe von Mainz, Bd. 1/1, Leipzig 1913, R. 2094, R. 2095, R. 2129 (alle 1319), R. 2152 (1320), R. 2454, R. 2459 (beide 1323).
- 100 U. Rödel (Bearb.): Urkundenregesten zur Tätigkeit des Deutschen Königs- und Hofgerichts, Bd. 4, Köln 1992, R. 325; Hauptstaatsarchiv München (GehHA), Ghzm Baden 41/1/40; Koch/Wille (wie Anm. 99) R. 1325 (1294), R. 1487 (1303), R. 1691 (1312).
- 101 Remling (wie Anm. 78) U 494; Koch/Wille (wie Anm. 99) R. 1691.
- 102 Krey (wie Anm. 15) S. 50 f., allerdings mit unzutreffenden Angaben zur Fehde zwischen Bischof und Vogt.
- 103 CH fol. 27a; K. O. Müller: Traditiones Hirsaugiensens, in: ZWLG 9 (1949/50) S. 21-46, hier S. 26, 39.
- 104 Übrigens finden sich ausgerechnet südlich des Guts Tirschenreuth, und zwar auf bzw. bei den Burgen Flossenbürg, Parkstein und Falkenberg Burgkapellen bzw. Kirchen mit dem damals ansonsten in der Oberpfalz eher seltenen Pankrätius-Patrozinium; vgl. J. B. Lehner: Die mittelalterlichen Kirchen-Patrozinien des Bistums Regensburg, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 94 (1953) S. 5-82, hier S. 48.
- 105 In diesem Zusammenhang ist interessant, dass die am Mittleren Neckar ebenfalls vorkommenden Ministerialen von Wolfsölden sich im 14. Jahrhundert dann den Beinamen Nothaft zulegen, den auch eine im Raum Waldsassen begüterte Ministerialenfamilie führt, mit der ein genealogischer Zusammenhang vermutet wird, der in die Zeit zurückreichen dürfte, da die edelfreien Herren von Wolfsölden dort begütert waren. Vgl. Fritz, Grafschaft Löwenstein (wie Anm. 6) S. 146 f.; H. Stark: Die Familie Notthafft, Weißenstadt 2006, S. 218 f.; M. Heitland: Die Nothaft in Bayern und die Nothaft von Hohenberg in Schwaben, in: Blätter des Bayerischen Landesvereins für Familienkunde 59 (1996) S. 59-63, hier S. 61.
- 106 MGH DD 9: K III. (1969), 9; H. Gradl (Hg.): Monumenta Egrana, Eger 1886, Nr. 56, Nr. 179; Kilian (wie Anm. 2) S. 123 f.
- 107 Weller (wie Anm. 66) S. 50; J. Dendorfer: Adlige Gruppenbildung und Königsherrschaft. Die Grafen von Sulzbach und ihr Beziehungsgeflecht im 12. Jahrhundert, München 2004, S. 64-69, 89-95.
- 108 WUB 2 (1858), U 359.
- 109 Wie Anm. 22.
- 110 E. Schröder: Deutsche Namenkunde, Göttingen 1944, S. 200-211, 235-242; H. Boxler: Die Burgnamengebung in der Nordostschweiz und in Graubünden, Frauenfeld/Stuttgart 1976, insb. S. 109, 191, 255 f.
- 111 Dies vermuten z. B.: F. C. Freudenberg: Der Lobdengau, Heidelberg 1924, S. 45; Münch



- (wie Anm. 39) S. 4 f.; Fritz (wie Anm. 2) S. 134; Kilian (wie Anm. 2) S. 144; Sauer, Hochadelsburg (wie Anm. 5) S. 17.
- 112 H. Weisert (Bearb.): *Annales Sindelfingenses 1083-1482*, Sindelfingen 1981, S. 18; HW, K 20-21; vgl. H. Schwarzmaier: Uta von Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI., in: R. Jehl (Hg.): *Welf VI., Sigmaringen* 1995, S. 29-42.
- 113 So bereits: Trautz (wie Anm. 35) S. 126; Schaab (wie Anm. 34) S. 448; Kilian (wie Anm. 2) S. 119 f.
- 114 Martin (wie Anm. 42) S. 172.
- 115 H.-M. Maurer: *Weilheim bis zur Stadtgründung*, in: *Heimatchbuch Weilheim a. d. Teck*, Bd. 3, Weilheim 1969, S. 15-61, hier S. 32-36; L. Reichardt: *Ortsnamenbuch des Kreises Esslingen*, Stuttgart 1982, S. 64 f.
- 116 H.-M. Pillin: *Die Schauenburg*, in: H. Schneider (Hg.): *Burgen und Schlösser in Mittelbaden*, Offenburg 1984, S. 204-216, hier S. 211 f.
- 117 Wie Anm. 3. - K. Schmidts Auffassung teilen u. a.: U. Parlow: *Die Zähringer*, Stuttgart 1999, S. 2 u. Stammtafel; H. Schwarzmaier: *Baden. Dynastie, Land, Staat*, Stuttgart 2005, S. 52, 86, 265.
- 118 Vgl. z. B. J. Geissel: *Der Dom zu Speyer*, Bd. 1, Mainz 1828, S. 84 f. (nach 1130); Remling (wie Anm. 11) S. 372 (August 1136); Huffs Schmid (wie Anm. 39) Sp. 120 (1133/39); Krey (wie Anm. 15) S. 50 f. (um 1137/38).
- 119 C. Ehlers: *Metropolis Germaniae. Studien zur Bedeutung Speyers für das Königtum (751-1250)*, Göttingen 1996, S. 159 (um 1137). Zu den Brandkatastrophen vgl. S. Kabat: *Brände im Dom zu Speyer*, in: *Pfälzer Heimat* 43/1 (1992) S. 1-10.
- 120 Vgl. CL 1, K 144, Anm. 2. Auch Wehl (wie Anm. 26), S. 71, datiert die Fehde in die Zeit, unmittelbar nachdem Bischof Siegfried gerade nach Speyer zurückgekehrt war, also bald nach Januar 1130.
- 121 R. Kunze: *Annäherung an Eppingen*, in: *MGB NF* 8 (2001) S. 48-82, hier S. 81.
- 122 W. Metz: *Das älteste Nekrolog des Speyrer Domstifts*, in: *Archiv für Diplomatik* 29 (1983) S. 193-208, hier S. 204; K. Kaiser: *Das Kloster St. German vor Speyer*, Speyer 1955, S. 70.
- 123 So nach Fritz (wie Anm. 2) S. 138, auch Sauer, Hochadelsburg (wie Anm. 5) S. 16.



## »Abgekupfert«

### Vorlagenverwendung von Malern und Modelleuren der Ludwigsburger Porzellan-Manufaktur\*

von Hans Dieter Flach

Während die Große Kunst eine Vorlage als ein »Kunstwerk ... zur übenden Nachbildung«<sup>1</sup> verwendete, wurde sie im Kunsthandwerk pragmatischer eingesetzt: Man benutzte sie zur Gestaltung und Herstellung von fertigen und damit endgültigen Produkten. Die hohe Ethik der Großen Kunst ging dem damaligen Handwerk ab, was bei der großen Zahl der jeweiligen persönlichen Arbeiten eines Mitarbeiters (»Serienfertigung«) im Vergleich zur Großen Kunst (Einzel-, oft Auftrags-Fertigung) verständlich wird. Nur wenige Porzellankünstler, seien es Modelleure oder insbesondere Maler, konnten sich durch herausragende Leistungen in ihrem Beruf so freischaffen, dass sie eigene Ideen erarbeiten und danach auch am Arbeitsplatz verwirklichen durften. Das sind überwiegend diejenigen, von denen heute Arbeiten bekannt sind. Die allermeisten aber kopierten ihnen vorgelegte Gemälde, Zeichnungen oder – in der Regel – die damals preiswerten Kupferstiche mehr oder weniger gut auf Porzellan. Wohl alle von ihnen sind in Ludwigsburg durch Archivfunde dem Namen nach bekannt.<sup>2</sup> Ihre Arbeiten aber kann man in weit überwiegender Zahl bis heute bestimmten Porzellanen nicht zuordnen. Solche oder ähnliche Aussagen treffen für praktisch alle Porzellan-Manufakturen der Frühzeit des europäischen Porzellans zu; gerade in Meißen ist diese Unkenntnis wegen der Vielzahl der Maler mit am größten, obwohl sich dort ausführliche Fabrikakten erhalten haben.

Alle Manufakturen besaßen einen gewissen Vorrat an Zeichnungen und Stichen. Dieser Vorrat war umfangreicher, als man heute erwarten würde. In Ludwigsburg fand man im Inventurverzeichnis der Manufaktur vom 24. Oktober 1793, das zum Todestag des Eigners, Herzog Carl Eugen, erstellt werden musste, im Malerzimmer 2926 (!) Zeichnungen und Drucke. Sie sind zu einem großen Teil heute in den Graphischen Sammlungen der Staatsgalerie in Stuttgart und des Kunsthistorischen Instituts in Tübingen erhalten. Eine Art der »Vorlagen« soll hier nicht behandelt werden: die Wiedergabe von realistischen Motiven wie insbesondere Stadt- oder Gebäudeansichten.

Stecher gab es im 18. Jahrhundert, der Startphase der deutschen Porzellan-Manufakturen, zuhauf. Allein in Augsburg sind mehrere hundert nachgewiesen. Eigenartig ist, dass zahlreiche Künstler als Vorlagenhersteller im Keramikbereich nicht ausgewählt wurden, während andere sehr häufig herangezogen wurden. Bereits Siegfried Ducret weist auf dieses Phänomen hin.<sup>3</sup> Es kann wohl nur mit dem Zeitgeschmack erklärt werden. Besonders häufig verwendet wurde in deutschen Manufakturen

---

\* Die Ludwigsburger Porzellan-Manufaktur wurde im April 1758 von Herzog Carl Eugen von Württemberg gegründet und feiert somit im Frühjahr 2008 ihr 250. Gründungsjubiläum. Gewissermaßen als Einstimmung auf das Jubiläumsjahr beschäftigt sich der folgende Beitrag mit einem bislang kaum bekannten Kapitel aus der reichen Geschichte der Manufaktur.

Johann Esaias Nilson, während zum Beispiel Martin oder Christian Engelbrecht nach Kenntnis des Autors noch auf keinem Keramikstück entdeckt wurden. In Ludwigsburg traf man nach heutiger Kenntnis eine auch für andere Manufakturen festzustellende Auswahl, wenn auch dem langjährigen Mitarbeiter Gottlieb Friedrich Riedel Vorteile eingeräumt wurden.

Die Signaturen der einzelnen Vorlageblätter sagen hierbei nichts Eindeutiges über den ursprünglichen Erfinder und Zeichner des Motivs aus. Es war damals wegen fehlenden Urheberschutzes verbreitet, dass auch Stecher Bilder oder Teile aus vorhandenen Arbeiten anderer Kollegen kopierten und mit ihrer Unterschrift versehen veröffentlichten. Ja, es war sogar die damalige Praxis, durch Drucke Gemälde großer Meister zu verbreiten. Doch auch die Stecher untereinander »kupfereten ab«. Keineswegs kopierten hierbei immer die Unbekannten von den Berühmten. Ein gutes Beispiel für ein umgekehrtes Vorgehen zeigt der Katalog der Ausstellung im Jagdschloss Kranichstein, in dem jeweils identische, stehende oder schreitende Hirsche vorgestellt werden, und Martin Elias Ridinger zum Beispiel die des Georg Adam Eger kopiert hat.<sup>4</sup>

Wer Vorlagen zu Porzellanen finden will, unterzieht sich einer Sisyphus-Sucharbeit, soll nicht der Zufall irgendwann weiterhelfen. Die für die Porzellan-Manufakturen geeigneten Kupferstiche waren entweder in Einzelblättern publiziert und damit in alle Welt verstreut, was heute ihr Auffinden besonders erschwerte, oder sie waren bereits in ihrer Entstehungszeit in gesammelten Werkausgaben zusammengebunden. Letztere sind zwar heute weitgehend noch existent, können jedoch wegen ihrer Seltenheit und ihres heutigen Wertes nur in den Bibliotheken, in deren Besitz sie sind, eingesehen werden. Es gibt allerdings auch Sammelwerke und Serien, die gar nicht mehr in öffentlichen Bibliotheken vorhanden sind.<sup>5</sup> Helfen können jüngere oeuvreatige Zusammenstellungen, die für einige der Künstler (Nilson, Ridinger, Rugendas u.a.), leider zum Teil ohne Abbildungen, veröffentlicht sind.

Vorlagen benutzen hieß in der Keramik aber nicht 1:1 kopieren. Selten wurde eine ganze Vorlage hundertprozentig übernommen. Es wurden meist Teile herausgegriffen, dabei nicht immer das Wesentliche gewählt. Interessante Partien wurden dann mit Teilen anderer Quellen vermischt. Dies war ein Rest Freiheit, der den Manufakturisten geblieben war. Und dies gilt besonders für die Maler und zwar für alle Bildgattungen. Bei Blumen, bei denen man es am wenigsten erwarten würde, hat dies Jacques Bastian sehr ausführlich und überzeugend in seiner Dissertation über Malereien der Straßburger Manufaktur aufgezeigt<sup>6</sup>, was aber ebenso für andere Manufakturen Gültigkeit hat. Es wurden oft eine Blüte oder wenige, häufig kompliziert strukturierte Teile eines Straußes herausgegriffen und meist wieder mit anderen Bildausschnitten kombiniert. Solche Ausschnittkombinationen zu finden ist wegen der extremen Aufteilung der Vorlagen und der komplizierten neuen Zusammensetzungen äußerst schwierig; Bastian arbeitete hierfür mit über 18 000 Blumenfotos.

### *Vorlagen für plastische Arbeiten*

Die Modelleure waren enger an ihre Vorlagen gebunden als die Maler, weil ihre Produkte häufiger als bei den Malereien *ein* Thema – sei es zum Beispiel mythologischen, emblematischen, religiösen oder geschichtlichen Inhalts – wiedergeben, das große Veränderungen seiner Bestandteile oder gar Kombinationen mit anderen Vorlagen

nicht erlaubte. Jedes Teil kann ein Attribut, ein Element sein, ein notwendig und unersetzlich zu eben dieser Figur oder Szene gehörendes Wesentliches. Die Motive der Maler sind meist unverfänglicher.

Zu den Übernahmen von Vorlagen bei den figürlichen Werken aus Ludwigsburg kann man die von Johann Christian Friedrich Wilhelm Beyer in seinem Buch über »Österreichs Merkwürdigkeiten« gezeigte »Sybille« anführen, die Johann Friedrich Leybold 1778 gestochen hatte und nach der Johann Valentin Sonnenschein zunächst in Ludwigsburg, dann nochmals in der Züricher Manufaktur seine klassizistische »Gelehrsamkeit« geschaffen hat. Siegfried Ducret hat sie entdeckt und in seinem Buch über Keramik und Graphik publiziert.<sup>7</sup> In Beyers beiden Büchern kann man noch mehrere Vorlagen entdecken, die aber meist von ihm selbst in Porzellan umgesetzt wurden.

Eine andere treffende Vorlage fand Reinhard Jansen für eine Herkules-Gruppe von Johann Wilhelm Götz. Sie gibt die Szene wieder, die beweist, wie häuslich der starke Herkules unter Omphales Einfluss geworden war; denn er hält nicht nur eine Handspindel in der Hand, sondern auf seiner Keule befindet sich in einer Ausformung auch ein Spinnrocken. Der Kupferstich, der die Vorlage zu dieser beachtlichen Gruppe abgab, wurde von Louis Jacob nach einem Gemälde von Francois Le Moines gestochen.<sup>8</sup>

Zahlreiche Entwürfe stammen von Nicolas Guibal, der wie Beyer als Hofkünstler Carl Eugens der Manufaktur nahe stand<sup>9</sup>, im Gegensatz zu Beyer aber nicht selbst dort modellierte.

### *Vorlagen für malerische Anwendungen*

Zu Malereien sind mittlerweile zahlreichere Nachweise von Vorlagen geglückt, und zwar insbesondere von Manufaktur unabhängigen Künstlern. Aus mehreren Bildgattungen sollen Beispiele von unterschiedlichen Stechern vorgestellt werden.

Bei Blumen existieren speziell für Vorlagenzwecke erstellte Zeichnungen bereits für die Frühzeit der Ludwigsburger Manufaktur von Joseph Jakob Ringler<sup>10</sup>, dem langjährigen Direktor der Manufaktur. Vom später in Ludwigsburg arbeitenden Martin Friedrich Kirschner<sup>11</sup> kennt man ebenfalls für die Porzellanmalerei erarbeitete Blumenvorlagen. Ringler zeichnete seine Ideen lässig in ein kleines Buch, das auch Farbrezepte und andere technische Geheimnisse enthielt. Kirschner muss eine Serie von Kupferstichen herausgegeben haben, weil ein Blatt bekannt ist, das er mit »II. Cahier de Fleurs, Blatt-Nr. 8« bezeichnete<sup>12</sup>; eine (oder gar mehrere) komplette Serien sind allerdings nach Kenntnis des Autors bisher nirgends nachgewiesen. Für beide Entwerfer gilt, dass trotz der Kenntnis dieser Vorlagen konkret noch keine ihrer Auswertungen auf Porzellan nachgewiesen werden konnte. Den Schwierigkeitsgrad dieser Zuordnung verdeutlicht die oben erwähnte Anzahl von Malereien, die für eine solche Suche herangezogen werden muss, bis sich Erfolge einstellen.

Der am meisten in deutschen Manufakturen als Vorbild für Porzellanmalereien des 18. Jahrhunderts gewählte Stecher ist Johann Esaias Nilson (1721-1788). Der durch viele Manufakturen gereiste Porzellanmaler Louis Victor Gervert war offensichtlich gänzlich von ihm eingefangen, wie seine Hinterlassenschaften in mehreren Manufakturen zeigen. Denn für praktisch jede seiner Personenszenen lässt sich ein Nilson-Blatt nachweisen. Ein sitzendes junges Paar, das eine Tasse schmückt (Abb. 1),

findet man in Nilsons Stich »Der Wegweiser« (Abb. 2; Schuster/Helke<sup>13</sup> Nr. 112). Ein sich unterhaltendes stehendes Paar auf der Untertasse (Abb. 3) ist enthalten in seinem Kupferstich »October« (Abb. 4; Schuster/Helke Nr. 123). Auffallend ist, dass Dargestellte verunstaltet werden, sobald der Maler von der Vorlage abweicht. Der rechte Arm der sitzenden Dame (Abb. 1) ist durch die Änderung seiner Haltung zu kurz geraten; die Dame wirkt dadurch insgesamt verzerrt, gar leicht verkrüppelt. Unter seinem »Wegweiser« schrieb Nilson:

»Der Wegweiser dient, daß man die richtige Strasse  
nach dem gewünschten Ort sich richtig führen lasse.  
Allein die eitle Welt treibt just das Gegenspiel,  
und wo sie weiter soll, da hält sie ruhig still.  
Nur wenige sind klug und wandlen hie auf Erden,  
daß sie von Nacht und Noth nicht übereilet werden.«

Ducret zeigt in seinem erwähnten Buch über Keramik und Graphik auf einer Tasse mit Akanthusranken-/Muschelung-Relief – also nicht vor 1770 hergestellt – eine andere Übernahme von Nilson, und zwar aus seinem Stich »L'Eau« (Schuster/Helke Nr. 101). Eine weitere Anregung von Nilson, sein Blatt »L'Automne« (Schuster/Helke Nr. 42), wurde auf einer Ludwigsburger Tabatiere umgesetzt.<sup>14</sup>

Eine in der plastischen und malerischen Porzellan-Produktion sehr häufig verwendete Vorlage ist Nilsons um 1754 entstandenes Blatt »La Musique pastorale« (Schuster/Helke Nr. 46), das eine Frau am Hackbrett zeigt, vor der ein flötespielender Mann steht (Abb. 5). Auf einen Ludwigsburger Teller mit Altozier-Relief übernahm Philipp Jakob Ihle dieses Motiv mit Abwandlungen bei den umgebenden Elementen in sehr feiner Malweise (Abb. 6). Identische Verwendung dieses Motivs auf oder in Porzellanen findet man zum Beispiel in Frankenthal, Fulda, Höchst, Nymphenburg, Riga oder Stockelsdorf.<sup>15</sup>



Abb. 1: Niedrige Tasse mit polychrom gemaltem sitzenden Paar in einem Park von Louis Victor Gervert; Höhe 4,6 cm; gespiegeltes Doppel-C unter Herzogshut in unterglasurblau; um 1765/67.



Abb. 2: Johann Esaias Nilson, »Der Wegweiser« (Ausschnitt); Kupferstich 19,0 x 29,0 cm; um 1765.





Abb. 3: Glatte Untertasse mit polychrom gemaltem stehenden Paar in einem Park von Louis Victor Gerverot; Durchmesser 12,5 cm; gespiegeltes Doppel-C in unterglasurblau; um 1765/67.



Abb. 4: Johann Esaias Nilson, »October«; Kupferstich 26,5 x 19,6 cm; um 1765.



Abb. 5: Johann Esaias Nilson, »La Musique pastorale«; Kupferstich 28,5 x 18,6 cm; um 1754.



Abb. 6: Teller mit der polychromen Szene der Hirtenmusik von Philipp Jakob Ihle; Durchmesser 24,0 cm; gespiegeltes Doppel-C unter Herzogshut in unterglasurblau; um 1770.



Abb. 7: Johann Esaias Nilson,  
»L'Été«; Kupferstich 18,1 x 23,2 cm  
(Ausschnitt).



Abb. 8: Rechteckige Tabatiere mit Rocaille-  
bündel-Relief; außen polychrom bemalt mit  
Personen und Landschaften, innen mit einem  
Liebespaar von Johann Wilhelm Stoll;  
7,0 x 5,4 x 3,3 cm; ohne Marke; um 1765.

Weniger bekannt ist Nilsons Blatt »L'Été«, auf dessen linker Seite Getreide erntende Bauern die typische Arbeit dieser Jahreszeit verrichten, auf dessen rechtem Teil ein galanter Liebhaber auf einer Bank eine junge Frau umwirbt (Abb. 7; Schuster/Helke Nr. 141). Johann Wilhelm Stoll benutzte nur die rechte Szene des Stiches für die Bemalung des Innendeckels einer Tabatiere (Abb. 8) und gibt damit ein Beispiel dafür, dass ihn das Thema der Vorlage nur wenig interessierte: Er konzentrierte sich auf das Liebespaar, weil einerseits die zur Verfügung stehende Fläche sehr klein war, andererseits sich die arbeitenden Bauern bei der potentiellen Porzellan-Kundschaft einer Tabatiere wohl nicht so gut hätten vermarkten lassen.

Gottlieb Friedrich Riedel arbeitete von 1759 bis um 1779 als Obermaler (Leiter der Buntmalabteilung) in der Ludwigsburger Manufaktur. Schon früh zeichnete er insbesondere Landschaften als Vorlagen für seine Malermitarbeiter, und bereits in seinen letzten Jahren in Ludwigsburg begann er, Landschaften, Vögel und Jagden zu stechen und zu veröffentlichen. Nach bisheriger Kenntnis wurde der früheste datierte Stich 1776 hergestellt<sup>16</sup>, also einige Jahre vor Riedels Umzug nach Augsburg, wo er sich um 1780 als Stecher niederließ.

Bisher ist nur für ganz wenige seiner zahlreichen Graphiken belegt, dass sie auf Porzellan übernommen wurden.<sup>17</sup> Durch intensive Vergleiche der umfangreichen Stichsammlung von Riedel konnte jetzt ein erster Vogel gefunden werden. Es ist ein Raubvogel, der auf einem Ast sitzt und der von Riedel selbst auf eine Ovalplatte übertragen wurde (Abb. 9). Aus der Tatsache, dass der Porzellanmaler seine eigene Vorlage (Abb. 10) verarbeitete, erklärt es sich, dass Kopf und Flügel in ihrer Haltung modifiziert wurden. Die im Gegensatz zur Vorlage jetzt unnatürliche Fußhaltung beweist, dass sich Riedel an dieser Vorlage orientierte.

Durch einen Fund von Christoph Kirsch konnte eine weitere Porzellanmalerei nach einer Riedel-Vorlage auf einer Kaffeekanne mit ungewöhnlich reliefgeschmückten Füßen und Schnaupe festgestellt werden. Sie zeigt eine Jagdszene, in der ein



Abb. 9: Raubvogel neben anderen Vögeln auf einer Altozier-Ovalplatte, bemalt von Gottlieb Friedrich Riedel; Länge 32,1 cm; gespiegeltes Doppel-C unter Herzogshut in unterglasurblau.



Abb. 10: Gottlieb Friedrich Riedel, »Accipetres« (aus: Angenehmes und Lehrreiches Geschenk für die Jugend, Augsburg 1783, Tafel III Aves, Blatt Nr. 33); 10,2 x 6,7 cm (Ausschnitt).



Abb. 11: Glatte birnförmige Kaffeekanne auf drei vielfältig reliefierten Volutenfüßen und Schnaupe; polychrome Jagdszene mit einem Hirsch verfolgenden Reiter mit Hund; Höhe o. D. 19,6 cm; gespiegeltes Doppel-C unter Herzogshut in unterglasurblau; um 1775.



Abb. 12: Kupferstich aus der Serie »Die Vergnügungen der Jagd, gesammelt, erfunden und gestochen von Gottlieb Friedrich Riedel, Fabriquen nutzbar«, Nr. 2, XV; Platte 15,9 x 22,5 cm (Doppelblatt); spiegelbildlich wiedergegeben.



Reiter mit der typischen Haltung seiner Hetzpeitsche mit seinem Hund einen Hirsch verfolgt (Abb. 11). Es sprechen Kriterien sowohl für den Maler Johann Friedrich Steinkopf<sup>18</sup> als auch für Riedel, so dass die Urheberschaft vorläufig noch offen bleiben muss, auch wenn die Vorlage eindeutig von Riedel stammt und die Kernszene exakt übernommen wurde (Abb. 12).

Auch Arbeiten des bekannten niederländischen »italianisierenden« Malers Nicolaes Pietersz Berchem (1621-1683) wurden als Vorlagen herangezogen. Das Landesmuseum Württemberg besitzt eine Vase mit einer Reiterin in einer Menschengruppe; sie wurde wohl von Riedel bemalt und übernimmt die wesentlichen und für Berchem typischen Teile eines seiner Gemälde.<sup>19</sup>

Carl Gustav Klingstedt (1657-1734) ist ein in Ludwigsburg sehr seltener Lieferant von Vorlagen, jedoch ein bekannter lettischer Miniaturmaler, der lange in Paris lebte. Seine auf Pergament erstellte Grisaillemalerei »La leçon d'enfilage« (Abb. 13) verwendete der Porzellanmaler – vielleicht war es Gottlieb Friedrich Riedel – im Innendeckel einer Tabatiere (Abb. 14). Mechthild Landenberger interpretiert die Szene als »Kupplerin und Mädchen«.<sup>20</sup>

Als ein weiterer Künstler, dessen Werke – allerdings ebenfalls nur selten – als Vorlagen gewählt wurden, sei Carlo Maratti, auch Maratta genannt (1625-1713), erwähnt, auf den Horst Reber den Autor hinwies. So wurde z. B. eine von ihm gemalte Anbetungsszene der Heiligen Drei Könige (Abb. 15) auf eine Ludwigsburger Milchkanne übernommen (Abb. 16). Dieselbe Vorlage wurde auch auf Fayence eingesetzt.<sup>21</sup>

Dass auch aus den umfangreichen Arbeiten der bekannten Augsburger Stecherfamilie Rugendas, bekannt besonders durch ihre zahlreichen Schlachtendarstellungen, Szenen übernommen wurden, musste erwartet werden. So ist ein Stich von Georg Philipp Rugendas bekannt (Abb. 17), aus dem unterschiedliche Maler gleich mehrere Szenen für Porzellanmalereien entnommen haben. Ihle benutzte sowohl den linken Reiter<sup>22</sup> als auch den rechten Reiter (Abb. 18), Georg Michael Steinbrenner ebenfalls den in Rückenansicht gezeigten linken Reiter (Abb. 19).

Auch der in späteren Jahren in Sevres und Sankt Petersburg sehr berühmte Maler Jean Jacques Schwebach-Desfontaine, der in Ludwigsburg eine Tochter des Manufaktur-Direktors geheiratet hatte und der zu dieser Zeit schon Große Kunst



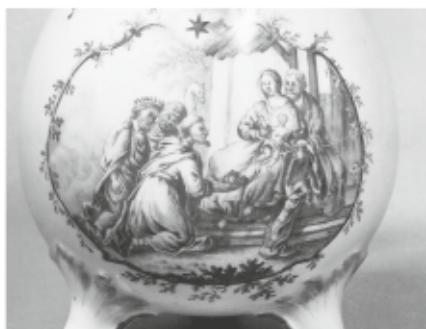
Abb. 13: Carl Gustav Klingstedt, »La leçon d'enfilage«; Grisaille auf Pergament, 6 x 8 cm (beschnitten).



Abb. 14: Tabatiere mit Genreszene in purpur-camaïeu im Innendeckel sowie Blumenmalerei; 7,5 x 5,6 x 4,4 cm; o. Marke; spiegelbildlich wiedergegeben.



*Abb. 15: Carlo Maratti,  
»L'Adorazione dei Magi«; Radierung  
20,8 x 14,0 cm (Ausschnitt).*



*Abb. 16: Milchkanne mit Altozier-Relief;  
purpur-camaïeu-farbene Malerei der  
Anbetung der Heiligen Drei Könige; Höhe  
13,1 cm; gespiegeltes Doppel-C unter  
Herzogshut in unterglasurblau; um 1780.*

*Abb. 19: Fahmentragender Reiter von  
Georg Michael Steinbrenner auf einer  
Tasse; Höhe 6,3 cm; gespiegeltes Doppel-C  
unter Herzogshut in unterglasurblau;  
um 1775. ▷*



*Abb. 17: Reitergefecht, Radierung von Georg  
Philipp Rugendas; Platte 12,5 x 16 cm.*



*Abb. 18: Schlachtenszene von Philipp Jakob  
Ihle auf einer Untertasse; Durchmesser  
13,5 cm; gespiegeltes Doppel-C unter  
Herzogshut in unterglasurblau; um 1775.*





Abb. 20: Bataillenszene von Jean Jaques Schwebach-Desfontaine auf einer Untertasse; Durchmesser 12,7 cm; gespiegeltes Doppel-C in unterglasurblau; um 1780 (Ausschnitt).



Abb. 21: Christian Rugendas, Reiterschlacht; Schabkunstblatt 16 x 24 cm; Augsburg 1697.

in Paris ausstellte, orientierte sich an Rugendas. Das zentrale Motiv eines seiner Schlachtenbilder auf einer Ludwigsburger Untertasse (Abb. 20) entnimmt er einem Stich des Christian Rugendas (Abb. 21).

Verständlicherweise wurden auch die vielfältigen und im 18. Jahrhundert noch sehr beliebten emblematischen Motive als Malvorlagen nicht verschmäht. Eine Tasse der 1790er Jahre (Abb. 22) zeigt das verbreitete Thema des »Omnia vincit Amor« (Amor besiegt alles). Schon Daniel Heinsius wählte es als Leitmotiv seiner holländischen »Emblemata Amatoria« aus dem Jahre 1608 (Abb. 23), einer der frühen konzeptionellen emblematischen Ein-Themen-Zusammenstellungen, die erstmals Ende des 16. Jahrhunderts aufgekomen waren. Es handelt sich hier mehr um eine Ideenvorlage.



Abb. 23: »Omnia vincit Amor«, aus: Daniel Heinsius: Emblemata Amatoria, 1608.

Abb. 22: Tasse mit Amor auf einem Löwen reitend in sepia; Höhe 6,2 cm; f-Marke in unterglasurblau; um 1794.



Auch im 19. Jahrhundert setzte man die Methode der Motivübernahme aus Stichvorlagen fort. Aus der Zeit König Friedrichs I. von Württemberg stammt ein glatter, flacher, aber schwerer Teller, dessen Spiegel die Ansicht einer Felsenlandschaft mit fünf Löwen trägt (Abb. 24). Die Vorlage hierfür ist ein Kupferstich (Abb. 25) von Johann Elias Ridinger aus seiner Großblatt-Serie »Gruendliche Beschreibung und Vorstellung der wilden Thiere nach ihrer Natur, Geschlecht, Alter und Spur«. <sup>23</sup> Die Verwendung von Ridinger-Stichen ist in Ludwigsburg bisher unbekannt.



*Abb. 24: Teller mit polychromer Löwen-  
gruppe vor Felslandschaft, Fahne mit  
Buchsbaumzweigen und Naturhörner in  
Schwarzfond-Reserven auf Fahne; Durch-  
messer 23,5 cm; rote Stempelmarke FR  
unter Krone aufglasur; um 1810/16.*



*Abb. 25: Johann Elias Ridinger,  
»Löwenszene«; 62,2 x 45,6 cm; um 1736.*

Anhand einer kleinen Auswahl konnten hier einige Beispiele von Vorlagenverwendung auf Porzellan gezeigt werden, gewissermaßen als Anregung, sich mit diesem interessanten Thema weitergehend zu beschäftigen. Denn ganz sicher ist die erreichbare Erfolgsquote noch lange nicht ausgeschöpft.

### Quellen und Anmerkungen

- 1 Lexikon der Kunst, hrsg. von Ludger Alscher, Günter Feist u.a., Westberlin 1983, Bd. 5, S. 476.
- 2 Hans Dieter Flach: Ludwigsburger Porzellan, Fayence, Steingut, Kacheln, Fliesen. Ein Handbuch, Stuttgart 1997, S. 739-1018.
- 3 Siegfried Ducret: Keramik und Graphik des 18. Jahrhunderts. Vorlagen für Maler und Modelleure, Braunschweig 1973, Einleitung.
- 4 Wer hat das Thierreich so in seines Pinsels Macht? Die Tierdarstellungen von Johann Elias Ridinger. Katalog zur Ausstellung des Museums Jagdschloss Kranichstein vom 29. Mai bis 2. August 1999, bearb. von Stefan Morét, Darmstadt 1999, S. 50 ff.

- 5 Ein Desiderat-Beispiel für alle deutschen Bibliotheken ist z. B. Riedels »Vergnügungen der Jagd«.
- 6 Jacques Bastian: Les Hannong: Etude des Décors Peints sur les Faiences et Porcelaines à Strasbourg et Haguenau (1721-1784), Strasbourg 1986, passim.
- 7 Ducret (wie Anm. 3), S. 209.
- 8 Reinhard Jansen: Johann Wilhelm Götz. Modelleur der Frühzeit an der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, in: Keramos Heft 163 (1999), S. 3-58, hier S. 21.
- 9 Vgl. Nicolas Guibal 1725-1784, Zeichnungen. Katalog zur Ausstellung der Staatsgalerie Stuttgart vom 18. März bis 21. Mai 1989, bearb. von Michael Semff, Stuttgart 1989, passim.
- 10 Siegfried Ducret: Die Rezeptbücher des Arkanisten Johann Jakob Ringler in Ludwigsburg, in: Weltkunst Heft 10, 15. Mai 1957, S. 15.
- 11 Hans Dieter Flach: Cornelius Martin Friedrich Kirschner (\*Hamburg 1748 † Wildberg 1788), ein Ludwigsburger Maler, in: Keramos Heft 165 (1999), S. 9-34, hier S. 23; ders.: Malerei auf Ludwigsburger Porzellan 1759 bis um 1850, Regensburg 2005, S. 54.
- 12 Flach, Malerei (wie Anm. 11), Abb. 63.
- 13 Marianne Schuster: Johann Esaias Nilson. Ein Kupferstecher des süddeutschen Rokoko 1721-1788, München 1936; Gun-Dagmar Helke: Johann Esaias Nilson. Augsburger Miniaturmaler, Kupferstecher, Verleger und Kunstakademiedirektor, in: Beiträge zur Kunstwissenschaft, hrsg. von Matthias Klein, Bd. 82, München 2005.
- 14 Ducret (wie Anm. 3), S. 105 und 107 unter Nr. 119 und 120.
- 15 Frankenthal: Barbara Beaucamp-Markowsky: Die Porzellanmanufaktur Frankenthal, in: Schloss Benrath. Eine Vision wird Wirklichkeit, Worms 2006, S. 117-133, Abb. S. 137. - Fulda: Keramos Heft 35 (1967), S. 28 f. - Höchst: Christie's London, Juli 2002, Los 310. - Nymphenburg: Alfred Ziffer: Nymphenburger Porzellan, Sammlung Bäuml, Stuttgart 1997, S. 244. - Riga: Keramik-Freunde der Schweiz, Mitteilungsblatt Nr. 71 vom Dezember 1966, Tafel VI. - Stockelsdorf: Ulrich Pietsch: Steingut und Fayence, Lübeck 1979, S. 108 f., Abb. 23; ders.: Stockelsdorfer Fayencen, Lübeck 1987, S. 245.
- 16 Abgebildet bei Flach (wie Anm. 2), S. 41.
- 17 Siehe Vogelszene in Nymphenburg (Robert Schmidt: Das Porzellan als Kunstwerk und Kulturspiegel, München 1925, S. 122 f.); siehe einen Hirsch bei Flach, Malerei (wie Anm. 11), S. 116 f.
- 18 Vgl. Flach, Malerei (wie Anm. 11), S. 117-120.
- 19 Mechthild Landenberger: Genremalerei von und nach Gottlieb Friedrich Riedel, Obermaler an der Ludwigsburger Manufaktur von 1759-1779, in: Keramos Heft 100 (1983), S. 83-98, hier S. 94 f.
- 20 Landenberger (wie Anm. 19), S. 97.
- 21 Konrad Hüseler: Deutsche Fayencen. Ein Handbuch der Fabriken, ihrer Meister und Werke, Bd. 1, Stuttgart 1956, Abb. 62.
- 22 Siehe Flach, Malerei (wie Anm. 11), S. 186 f.
- 23 Georg August Wilhelm Thienemann: Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger (Leipzig 1856), RP Amsterdam 1979, S. 49 lfd. Nr. 193.

# Der württembergische Hof im frühen 19. Jahrhundert

## Zur Lebenswelt der Hofbediensteten in der Regierungszeit des Königs Friedrich\*

von Eberhard Fritz

Diese Studie bildet in gewisser Weise eine Ergänzung zu einem Aufsatz, der 2004 in den »Ludwigsburger Geschichtsblättern« erschienen ist.<sup>1</sup> Ging es damals um die höfische Repräsentation in der Sommerresidenz des Königs Friedrich von Württemberg in Ludwigsburg, so soll nun die Kehrseite dieser schönen Medaille beleuchtet werden, nämlich die Organisation des Hofes in Stuttgart und Ludwigsburg im frühen 19. Jahrhundert.<sup>2</sup>

Im Archiv des Hauses Württemberg gibt es sehr viele Personalakten von Beamten und Angestellten am württembergischen Hof aus der Zeit des Königreichs. Diese Akten wurden anders geführt als heute, nämlich nicht für einzelne Personen, sondern nach den verschiedenen Berufsgruppen. Wenn also ein junger Mann als Hofknecht anfing und bis zum Kammerdiener aufstieg, wurde für ihn in jeder Rangstufe eine neue Personalakte angelegt. Dadurch sind die Informationen zu einer einzelnen Person sehr zerstreut in den Akten zu finden. In den letzten Jahren wurden die Personalakten vollständig aufgearbeitet und Informationen zu über 3000 Personen, die am württembergischen Hof während der Zeit des Königreichs beschäftigt waren, erhoben. Aus dieser Datenfülle lässt sich die Lebenswelt der Hofangestellten zum Teil rekonstruieren. Ein vollständiges Bild kann man aber daraus nicht gewinnen, weil gerade über die Alltagsverhältnisse keine schriftlichen Zeugnisse vorhanden sind. So gibt es keine Tagebücher, in denen ein Beamter oder Angestellter das Leben bei Hof oder seine Tätigkeit detailliert beschrieben hätte. Mit diesem Problem sieht man sich jedoch als Historiker häufig konfrontiert.

Bei Recherchen über vergleichbare Projekte für andere deutsche Höfe wird deutlich, dass noch für keinen Hof des 19. Jahrhunderts eingehende Forschungen zur Lebenswelt der Angestellten vorliegen. Dies galt bis in die jüngste Zeit hinein auch für den württembergischen Hof.<sup>3</sup> Zwar gibt es zwei größere Arbeiten über den württembergischen Hof im 19. Jahrhundert – eine Dissertation von Gisela Herdt über die Rolle des Adels am Hof<sup>4</sup> und ein Aufsatz von Paul Sauer, der sich mit der äußeren Hoforganisation beschäftigt<sup>5</sup> –, aber über die Situation der Hofangestellten ließ sich nichts finden. Das Thema verdient jedoch aus mehreren Gründen Interesse, nicht nur für Historiker, die sich mit der württembergischen Königsfamilie beschäftigen.

Zwischen 1806 und 1918 regierten in Württemberg vier Könige, die eine große Hofhaltung unterhielten. Im Laufe dieser mehr als hundert Jahre waren einige tausend Menschen, von den untersten Chargen bis hinauf zu den Inhabern höchster Ämter, am Hof beschäftigt. Die Hofhaltung erforderte Hunderte von Angestellten, um ihre Aufgaben erfüllen zu können, denn als vollständiges Gemeinwesen musste

---

\* Bearbeitete und um Fußnoten ergänzte Fassung des am 14. Dezember 2006 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

sie sämtliche Lebensbereiche abdecken. Unterhalb der führenden Hofpositionen, also im Bereich der Dienerschaft bis hinunter zu den niedrigsten Positionen, rekrutierte sich der Hofstaat aus Angehörigen bäuerlicher und handwerklicher Schichten. Damit trafen zwei völlig unterschiedliche Lebenswelten aufeinander. Die Erforschung dieser interkulturellen Begegnung lässt das Wesen monarchischer Herrschaft sehr deutlich hervortreten und ist von hoher Relevanz für die Bewertung einer Staatsform, die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs im Jahr 1918 auch für die Bevölkerung des Deutschen Reiches einen grundlegenden Lebensrahmen bildete. Auch unter sozialgeschichtlichen Aspekten verdient diese besondere Konstellation Beachtung.

Dass der Hofstaat als soziale Gemeinschaft in der historischen Forschung bislang fast unbeachtet geblieben ist, hat zeitbedingte Gründe: Bis zum Ende des »Dritten Reiches« verbot sich dieses Forschungsgebiet von selbst, da einerseits die Akten nicht zugänglich waren, andererseits aber die Monarchie als letztlich gescheiterte Staatsform erschien und ihre Erforschung als inopportun betrachtet werden musste. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg bildete die zeitliche Nähe das größte Hindernis, zumal ehemalige Hofdiener aus der letzten Phase der Monarchie noch lebten. Überhaupt zog damals die Geschichte des 19. Jahrhunderts nur begrenztes Interesse auf sich, während das »Württembergische Dienerbuch« mit biografischen Angaben zu den Angehörigen des württembergischen Hofstaats und der Verwaltung der gesamten Herzogszeit (1495-1803) in einer umfangreichen dreibändigen Neubearbeitung von Walther Pfeilsticker erschien.<sup>6</sup> Obwohl dann seit den späten 1960er Jahren die Sozialgeschichte einen starken Aufschwung erlebte, blieb der Hof ausgespart, da man ihn von vornherein als Instrument der Herrschaft, der Verschwendung und der Unterdrückung verstand. Nur Bereiche wie die Küche fanden aus eher praktischen Gründen Beachtung. Aber auch hier fehlt es bis heute an systematischen, breit angelegten Untersuchungen. Lediglich in der Zeitschrift »Schlösser Baden-Württemberg« erscheinen immer wieder Artikel, die auch den Hofstaat betreffen.<sup>7</sup>

Befasst man sich nun mit dem Hofstaat des ersten württembergischen Königs Friedrich, so gibt es zunächst ein Quellenproblem. Denn die Personalakten aus dieser Zeit sind, so weit sie erforscht sind, entweder sehr lückenhaft überliefert oder auf verschiedene Archive verstreut. Darüber hinaus schwankt der Informationsgehalt ganz erheblich, weil sie noch nicht so systematisch geführt wurden wie später nach der Hofreform von 1816. Vor allem fehlen auch grundlegende Akten wie beispielsweise Namenslisten oder Organisationsschemata. Vielleicht gibt es ergänzende Akten in den staatlichen Archiven, die bislang noch nicht bearbeitet sind. In diesem Bereich würde sich eine gründliche Arbeit lohnen. Allgemein ist jedoch von den Staatsbehörden bekannt, dass vor 1816 in der Verwaltung überhaupt eine sehr große Unordnung herrschte, die man erst in der Regierungszeit des Königs Wilhelm I. in den Griff zu bekommen suchte.<sup>8</sup>

Darüber hinaus muss man zunächst die äußeren Bedingungen der Regierungszeit des ersten württembergischen Königs berücksichtigen. Dazu seien kurz noch einmal die Erkenntnisse aus dem Aufsatz über das Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz gestreift. Als Herzog Friedrich II. im Dezember 1797 die Regierung antrat, traf er auf eine traditionelle Hofhaltung, in der alles seinen gewohnten Gang ging. Nach dem Glanz der barocken höfischen Repräsentation unter Herzog Karl Eugen um die Mitte des 18. Jahrhunderts<sup>9</sup> hatte sich in der späteren Lebensphase dieses Landesherren auch die Hofhaltung den neuen Verhältnissen angepasst. Diese Prozesse sind noch nicht genügend erforscht, aber zweifelsohne fand die verschwenderische barocke

Hofhaltung schon aus finanziellen Gründen ein Ende. Aber auch die Zeit veränderte sich, so dass zwar ein gewisser Glanz erhalten blieb, doch unverkennbar andere Schwerpunkte gesetzt wurden. Nun beschäftigte sich Herzog Karl Eugen zunehmend mit der Landwirtschaft und der Pädagogik, gärtnernte in Hohenheim und besuchte die Schüler der von ihm gegründeten Hohen Karlsschule in Stuttgart.<sup>10</sup>

Beim Regierungsantritt des Herzogs Friedrich II. wirkte das Hofleben eher beschaulich.<sup>11</sup> Das änderte sich bald, als eine Rangerhöhung des Herzogs abzusehen war.<sup>12</sup> Deshalb renovierte und modernisierte man die Schlösser in Ludwigsburg und Stuttgart, um sie auf die Mode der Zeit zu bringen.<sup>13</sup> Als der Herzog zum Kurfürsten und schließlich zum König aufstieg, belebte er vor allem in der Sommerresidenz Ludwigsburg den barocken Glanz des 18. Jahrhunderts wieder. Denn als König wollte er durch eine standesgemäße Hofhaltung seinen Rang unter den deutschen Fürsten demonstrieren.

Deshalb wuchs auch die Hofhaltung stark an. Nach den Angaben von Paul Sauer waren schließlich zwischen 1000 und 1500 Menschen am Hof beschäftigt, von denen mehrere hundert alljährlich im Frühling den Umzug von Stuttgart nach Ludwigsburg mitmachten und dann im Herbst wieder mit der Herrscherfamilie nach Stuttgart zurückkehrten.<sup>14</sup> Man muss jedoch bei dieser eindrucksvollen Zahlenangabe bedenken, wie viele Menschen man um die Wende zum 19. Jahrhundert benötigte, um die Hofhaltung in Gang zu halten. Sehr viele Arbeiten konnte man nur manuell verrichten, und da die niederen Diener nur geringe Einkommen bezogen, war es möglich, am Hof sehr viele Knechte und Mägde zu beschäftigen.

Es gab aber auch Berufe am Hof, an die man heute kaum mehr denkt. So verweisen beispielsweise einige ausgestellte Sänften im Schloss Ludwigsburg auf den Beruf des Portechaisen-Trägers, der bis in die frühe Regierungszeit König Wilhelms I. hinein nachzuweisen ist und erst verschwand, als die Sänfte vollständig durch die Kutschen abgelöst wurde. Da die Schlösser mit Rüböl beleuchtet wurden, benötigte man »Lichterjungen«, um das Öl regelmäßig aufzufüllen. Dabei handelte es sich aber um erwachsene, zum Teil verheiratete Männer. Aschenträger beaufsichtigten die vielen Öfen und trugen die glimmende Asche weg, um die Brandgefahr zu minimieren. Auch Hofmohren gab es bis in die Regierungszeit Wilhelms I. hinein.<sup>15</sup>

Bei Studien zur Lebenswelt der »niederen Hofdienerschaft« ist es unerlässlich, sich die Struktur des Hofes vor Augen zu führen. Um die Verhältnisse der Regierungszeit des Königs Friedrich korrekt wiederzugeben, kann man die prägnanteste Beschreibung der Hoforganisation von Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen im Jahr 1908 in etwas abgeänderter Form heranziehen: »Für den Hofdienst besteht der K[önigliche] Hofstaat. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten in Tätigkeit tretenden vier Kronerbämtern, deren Inhaber alsdann mit ihren Insignien: Schwert (Reichserbmarschall), Krone (Reichserboberhofmeister), Scepter (Reichserboberkammerherr) und Fahne (Reichserbpanner) den Thron umgeben, und den für den eigentlichen Hofdienst bestimmten ... Hofämtern. Zum Hofstaat gehört auch das K[önigliche] Hoftheater.«<sup>16</sup>

Bei Hof unterschied man zwischen den »ordentlichen« und den »außerordentlichen« Funktionen, also zwischen den tatsächlich ausgeübten Tätigkeiten und den Ehrendiensten. Dabei waren die Kronerbämter auf Dauer bestimmten standesherrlichen Häusern zugeordnet. Die »Präsentationen feyerlicherer Art« und »alle Hof-Feste und Feyerlichkeiten in Bezug auf Ceremoniel im ausgedehntesten Sinn des Wortes« leitete der Oberstkammerherr, unterstützt von Zeremonienmeistern. Zur Erfüllung



dieser Aufgabe war der Oberstkammerherr ermächtigt, von allen anderen Hofbehörden das erforderliche Personal anzufordern. Zu den Ehrendiensten zählte vor allem die Würde des Kammerherren. Diese repräsentative Stellung konnten sich Adlige mit entsprechend vielen ebenbürtigen Vorfahren gegen Geld erkaufen.<sup>17</sup> Am Hof König Friedrichs gab es so viele Kammerherren und Kammerjunker, dass die Liste ihrer Namen im Hof- und Staatshandbuch von 1807/1808 zehn Druckseiten einnimmt.<sup>18</sup> Die Dualität von tatsächlichen und repräsentativen Funktionen blieb bis zum Ende der Monarchie für einen Hof kennzeichnend.

Doch nun zum eigentlichen Thema dieses Aufsatzes: zur Lebenswelt derjenigen Personen, die als Diener am Hof angestellt waren. Einen ersten Überblick über den Hofstaat bieten die Angaben im Württembergischen Hof- und Staatshandbuch. Zieht man die bereits erwähnte Ausgabe 1807/08, also das erste Staatshandbuch nach der Begründung des Königreichs, heran, dann springt die Größe des königlichen Hofstaats auf den ersten Blick ins Auge. Allein der Hofstaat des Königs beansprucht 40 Seiten, während der Hofstaat der Königin Charlotte Mathilde auf einer Seite aufgelistet ist.<sup>19</sup> Lässt man die zehn Seiten außer Acht, auf denen die Kammerherren und Kammerjunker aufgeführt sind, dann erhält man ein klareres Bild von denjenigen Menschen, die jeden Tag für die königliche Familie arbeiteten.

Neben den unabdingbar notwendigen Hofbediensteten waren auch Leute für rein repräsentative Aufgaben angestellt, da König Friedrich den Glanz des Hofes durch eine große Anzahl von prächtig gekleideten Dienern ohne eigentliche Funktion erhöhen wollte. Die Leibpagen, die Trabanten<sup>20</sup> und die Heiducken<sup>21</sup> sind dem repräsentativen Bereich zuzuordnen; im Gegensatz zu den Kammerherren und Kammerjunkern waren sie aber am Hof fest angestellt. Wenn man bedenkt, dass allein 40 Trabanten am Hof Dienst taten, so ergibt sich das Bild einer Repräsentation, die der des Herzogs Karl Eugen in seiner glänzendsten Phase kaum nachsteht.

Die Größe des Hofes wird auch an den zehn Bereichen deutlich, in welche die Hofverwaltung eingeteilt war: Oberhofmarschallamt, Oberschlossdepartement, Obriststallmeisteramt, Obrist-Jägermeisteramt, Hofökonomiekommission, Kammer-, Hof- und Kirchenmusik mit Hoftheater, Gärtnerei, Bau- und Gartenkommission in Ludwigsburg, Hofkapelle und öffentliche Bibliothek.<sup>22</sup> Die meisten dieser oberen Hofbehörden hatten ihren Sitz im Stuttgarter Residenzschloss. Diese Bereiche wiederum zerfielen in weitere Ämter, so dass bei der Organisation eines größeren Ereignisses am Hof eine umfangreiche Kommunikation notwendig wurde. Auch wenn die Zusammenarbeit sicher eingespielt war, kann man sich die Schwierigkeiten bei der Koordination größerer Ereignisse unschwer vorstellen. Dazu kam, dass die Angestellten auch den Dienstweg einhalten mussten, also häufig nicht direkt miteinander kommunizieren durften. Nicht umsonst schränkte König Wilhelm I. sofort nach seinem Regierungsantritt den Hofstaat nicht nur bedeutend ein, sondern er organisierte auch die Hofverwaltung einfacher und übersichtlicher.<sup>23</sup>

Der Eindruck einer vorwiegend auf Pracht und Repräsentation angelegten Hofhaltung verstärkt sich beim weiteren Studium der Liste des Hofpersonals. Nach wie vor wurden neben den Hauptresidenzen auch Schlösser im ganzen Land unterhalten. Mit Ellwangen, Hohenheim, Scharnhausen, Solitude, Grafeneck, Urach, Göppingen, Kirchheim unter Teck, Winnental, Bönningheim, Wildbad und Teinach zählten zwölf Schlösser zu den königlichen Landschlössern.<sup>24</sup> Überall war ein »Hauschneider« angestellt, der für die Verwaltung zuständig war. Später kam noch das königliche Jagdschloss Freudental hinzu, in dem sich König Friedrich in den



letzten Jahren seines Lebens gerne und häufig zur Jagd aufhielt. Mit den Schlössern demonstrierte der König seine herrschaftliche Repräsentanz im ganzen Land.

Da es für die meisten alltäglichen Tätigkeiten noch keine Maschinen gab, war ein hoher Personalaufwand erforderlich, um den Hof in Gang zu halten. Die erhaltenen Personalakten geben Einblick in die Lebenswelt von Hofknechten, Lakaien, Kammerdienern, Leinwandverwalterinnen, Kutschern, Reitknechten, Köchen und all der anderen Personen, die am Hof arbeiteten. Sozial nahmen die Hofangestellten eine Sonderstellung ein, weil sie nicht wie die meisten ihrer Zeitgenossen in der Landwirtschaft oder im Handwerk ihren Lebensunterhalt verdienten. Vielmehr standen sie in einer besonderen Beziehung zum Königspaar. Bei einem Aufstieg innerhalb der Hierarchie rückten sie der königlichen Familie näher. Ein einfacher Hofknecht konnte es im Laufe seines Berufslebens bis zum königlichen Kammerdiener bringen und sich damit eine ganz besondere Vertrauensstellung erwerben. Freilich erreichten nur wenige Männer diese höchste Stufe der Laufbahn.

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein bestand die Besoldung in Geld, Holz und Naturalien. In der Regierungszeit König Friedrichs erhielten die Hofbediensteten auch ein bestimmtes Quantum an Lichtern zur Beleuchtung ihrer Zimmer.<sup>25</sup> Bei den oftmals nicht sehr günstigen Einkommensverhältnissen verkauften manche Hofangestellten ihre Naturalienbezüge. Schon kurz nach der Reform des Hofes im Jahr 1816 mussten die Behörden verfügen, dass Naturalien ausschließlich zum eigenen Gebrauch dienen sollten. Bei Verlust des Dienstes durften sie weder verkauft noch vertauscht noch sonst veräußert werden. Zur Besoldung kam in den gehobeneren Funktionen noch eine Dienstwohnung, die freilich beim Austritt aus dem Dienst oder bei einer Zuruhesetzung geräumt werden musste. Nicht wenige Hofdiener vermieteten einzelne Zimmer ihrer ohnehin sehr engen Wohnungen an Untermieter. So herrschte in den meisten Wohnungen drangvolle Enge. Auch der Ruß aus den Öfen, schlechte Lüftungsmöglichkeiten oder eindringende Feuchtigkeit beeinträchtigten die Wohnqualität.

Alle grundsätzlichen Verhaltensmaßregeln für die niedere Dienerschaft waren in der Hofordnung prägnant zusammengefasst.<sup>26</sup> Als gedruckte Broschüre war die Hofordnung bei allen Hofbehörden jederzeit greifbar. Beim Dienstantritt erhielt jeder Hofdiener ein Exemplar der Hofordnung, was er durch seine Unterschrift bestätigen musste. Nach dem Tod des Dieners hatten die Erben sein Exemplar der Hofordnung an das Oberhofmarschallamt zurückzugeben. Im 18. Jahrhundert war die Hofordnung in der Regel einmal jährlich vor der versammelten Dienerschaft vorgelesen worden, um allen Bediensteten die Regeln einzuschärfen. Erst in der Regierungszeit Herzog Friedrichs II. gab man diese Gewohnheit auf.

Herzog Ludwig Eugen hatte Ende 1794 eine 25 Punkte umfassende Hofordnung<sup>27</sup> erlassen, die beim Amtsantritt Friedrichs II. gültig blieb. Besondere Schwerpunkte dieser Ordnung lagen auf der ordentlichen Aufführung der Hofdienerschaft, dem Verbot von Diebstählen bei Hof und dem Gebot der Verschwiegenheit in dienstlichen Angelegenheiten. Innerhalb der königlichen Residenzen gab es jeweils einen Bezirk, in dem der »Burgfrieden« herrschte; Ruhestörungen oder Gewaltvergehen waren dort mit erhöhten Strafen belegt. Damit sollte sicher gestellt werden, dass in der unmittelbaren Umgebung der Regentenfamilie eine Atmosphäre herrschte, die einer herzoglichen Hofhaltung angemessen erschien. Ansonsten war die Hofverwaltung nach einer strikten hierarchischen Ordnung aufgebaut, indem den Vorgesetzten eine fast unangreifbare Stellung eingeräumt wurde. Damit waren Intrigen und Willkür Tür und Tor geöffnet.

Nach der Annahme der Königswürde erließ König Friedrich im März 1807 eine neue Hofordnung, welche 24 Punkte umfasste.<sup>28</sup> Manche der Vorschriften sind unspektakulär, etwa die Ermahnung zu Treue, Fleiß und Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten oder die Bestrafung von Diebstählen am Hof. Auch die Ermahnung zur Reinlichkeit und zur Sauberhaltung der Livreen<sup>29</sup> erschien vor allem bei den jungen Männern sinnvoll, da viele von ihnen in bäuerlichen Familien aufgewachsen waren, wo man es damit häufig nicht so genau nahm. Aber die Hofbehörden überwachten auch die persönliche Lebensführung der Diener, die ein »anständiges Leben« führen sollten. Bei schlechter Aufführung in der Öffentlichkeit drohten Strafen. Wer häufig im Dienst betrunken war oder sich mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt hatte, sollte sofort aus dem Dienst entlassen werden. Ein Diener hatte sich also auch eine Kontrolle bis in sein Privatleben hinein gefallen zu lassen.

Damit sind bereits die beiden wichtigsten Probleme angesprochen, mit denen die Hofverwaltung bezüglich der »niedereren Dienerschaft«, wie man sie allgemein nannte, konfrontiert war. Da die jungen Männer aus der geordneten Welt ihrer dörflichen Umgebung an einen herrschaftlichen Hof kamen, der im Grunde militärisch organisiert war, mussten sie sich an völlig andere Verhältnisse gewöhnen. Es herrschte eine strenge Ordnung, das pünktliche Erscheinen bei Dienst war Pflicht, und der Vorgesetzte hatte eine fast unbeschränkte Befehlsgewalt. Zudem war der Bedienstete völlig vom Vorgesetzten abhängig, da er den Dienstweg einzuhalten hatte und somit nicht direkt bei höheren Beamten Beschwerden vortragen konnte. Fern von der Familie und den Freunden, in einer engen Gemeinschaftsunterkunft, fehlte die Privatsphäre. Um zehn Uhr abends wurde bei den unverheirateten Hofdienern das Licht gelöscht. Da ohnehin allgemein viel Alkohol getrunken wurde, bekam mancher Diener ein Problem damit. Einer Untersuchung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zufolge hatten etwa fünf Prozent der Hofbediensteten in den niedrigeren Chargen Alkoholprobleme. Auch die Prostitution scheint eine gewisse Rolle gespielt zu haben, da es nicht einfach war, als junger Mann mit einem äußerst geringen Einkommen eine junge Frau für eine ständige Beziehung kennen zu lernen.

In der niedrigsten Eingangsstufe der Hofknechte wurden überhaupt nur unverheiratete junge Männer angestellt, von denen freilich auch viele noch nicht das für eine Eheschließung vorgeschriebene Mindestalter von 25 Jahren erreicht hatten. Stieg man dann im Hofdienst auf, dann bot das noch keineswegs die Gewähr dafür, dass man heiraten konnte, auch wenn man eine geeignete Partnerin hatte. Denn für die Eheschließung war nicht nur ein Mindestalter, sondern auch ein Mindestvermögen vorgeschrieben, welches viele Hofdiener nicht nachweisen konnten. Deshalb lebten zahlreiche männliche Bedienstete unverheiratet mit einer Frau zusammen und hatten auch Kinder mit ihr, so dass die Eheschließung häufig erst nach der Geburt des ersten oder gar des zweiten Kindes stattfand. Die Hofverwaltung sah sich nicht imstande, diesen Zuständen abzuwehren, da sie an die gesetzlichen Vorschriften gebunden war.

In der Hofordnung von 1807 wird auch das Verhalten bei Hof geregelt. So waren alle Hofbediensteten verpflichtet, nachteilige Informationen über den Hof oder die Herrscherfamilie anzudeuten. Es war verboten, in Unterlagen des Herzogs zu blättern oder vertrauliche Informationen weiterzugeben. Ebenso wenig war es gestattet, über Staats- und Regierungsgeschäfte zu »räsonieren«. Damit sollte einer Einmischung der Dienerschaft in Angelegenheiten, die sie nichts angingen, vorgebeugt werden. Wenn sich Bedienstete fremder Herrschaften am Hof aufhielten, sollten sich die Diener des Königs mit ihnen vertragen.

Weitere Vorschriften lassen darauf schließen, dass viele Hofdiener ihre Stellung auszunutzen suchten, um sich Vorteile zu verschaffen. Da sie ständig mit hochgestellten Persönlichkeiten zu tun hatten, die in großem Luxus lebten, war die Versuchung dazu natürlich besonders groß. So musste man zum Beispiel die Geschenkannahme von fremden Herrschaften verbieten, zumal die Gefahr bestand, dass manche Dienste nur noch gegen eine entsprechende Gegenleistung getan würden. Besonders heikel gestaltete sich die Situation offenbar auf den königlichen Landreisen. Wenn es die politische Lage zuließ, unternahm König Friedrich im Sommer eine ausgedehnte Reise, um seine neu erworbenen Gebiete kennen zu lernen, aber auch, um seine Stellung als Herrscher zu demonstrieren. Ein Tross von Dienern reiste dem König und seinem Gefolge voraus, um alle notwendigen Vorbereitungen für den Aufenthalt zu treffen. Manche misshandelten die Untertanen oder stellten unbillige Forderungen, was in der Hofordnung verboten wurde. Beispielsweise ist von der herzoglichen Sommerreise des Jahres 1801 in den Schwarzwald bekannt, dass die Angehörigen der Hofdienerschaft ihre »zum Theil übermäßige« Mahlzeiten nicht aus eigener Tasche bezahlten, sondern die Wirte aufforderten, das Geld bei den Gemeinden einzuziehen. Dabei erhielten sie eigens Zulagen wegen der erhöhten Kosten auf den königlichen Reisen. Herzog Friedrich II. verbot diesen »Unfug«, weil dadurch der Ruf seines Hofstaats in Misskredit geriet.<sup>30</sup>

Die Landreisen Friedrichs stellten für die Dienerschaft eine besondere Situation dar, galt es doch, die Hofhaltung auf den verschiedenen Stationen so weit wie möglich aufrechtzuerhalten.<sup>31</sup> Ein Reisemarschall war für die Organisation und die Einteilung der Diener zuständig. Bei längeren Reisen verließen einige eingeteilte Hofdiener schon einige Tage vor dem Reiseantritt des Herrschers die Residenz, um vor Ort alles für die Ankunft der Reisegesellschaft vorzubereiten. Als Kurfürst Friedrich im Juli 1805 zu einem einwöchigen Aufenthalt nach Hall reiste, wurden vorher vier Wagen mit Bediensteten abgesandt.<sup>32</sup> Der Wagen des Herrschers wurde von Läufern begleitet, die nicht nur als Leibwächter fungierten, sondern auch die Repräsentation erhöhten. Neben den Köchen gab es auch einen »Reisekaffeessieder« oder »Landkaffeessieder«, der den Kaffee für die Reisegesellschaft zubereitete; dafür war also nicht der Hofkaffeessieder zuständig.<sup>33</sup>

Wenn nun einiges zur beruflichen Laufbahn am Hof gesagt werden soll, muss man sich aus den erwähnten Gründen vorwiegend auf die Verhältnisse des späteren 19. Jahrhunderts beziehen. Aber die grundlegenden Bedingungen besitzen sicher auch schon für die Regierungszeit des Königs Friedrich Gültigkeit. Wer in den Hofdienst eintrat, wurde zunächst als Hofknecht angestellt. Man bewarb sich bei Hof, indem man sich persönlich vorstellte. Verheiratete Männer kamen als Hofknechte nicht in Frage, weil die anfängliche Besoldung so gering war, dass man unmöglich eine Familie davon ernähren konnte. Empfehlungen von Hofbediensteten verbesserten die Chancen auf eine Anstellung. Eine fast unabdingbare Voraussetzung bildete die Dienstzeit beim Militär, denn sie erleichterte die Anpassung an den streng organisierten Hofdienst, der deutlich militärische Züge trug. So mussten die Hofknechte jeden Morgen in Reih und Glied antreten, um ihre Dienstbefehle entgegenzunehmen. Wer eine Ordnungswidrigkeit begangen hatte, erhielt beim Morgenappell seine Strafe. Auch die Entlassung von Hofknechten wurde beim Morgenappell vor den versammelten Bediensteten verkündet. Der Betreffende musste aus der Reihe vor den Vorgesetzten treten, der ihm dann den entsprechenden Befehl vorlas. In der niedrigsten Eingangsstufe konnte der Hofknecht jederzeit entlassen werden, falls er

für den Hofdienst als nicht geeignet erschien oder sich etwas zuschulden kommen ließ.

Wenn sich jemand um eine Anstellung bei Hofe bewarb, erschien er zunächst beim Hofarzt zur medizinischen Untersuchung. Der Kandidat musste eine Mindestgröße aufweisen und wurde auf ansteckende Krankheiten, vor allem auf Hautkrankheiten, untersucht. Bereits in der Regierungszeit König Wilhelms I. hatte der Arzt außerdem besonders zu vermerken, ob der Kandidat deutliche Impfnarben trug. Damit wollte man der Gefahr einer Seuche am Hof vorbeugen. Im späten 19. Jahrhundert fiel dann die Untersuchung auf Impfnarben weg, dafür musste der Kandidat jetzt frei von Fußschweiß sein, um bei Hof nicht durch unangenehme Ausdünstungen zu stören.

Wenn der junge Mann für den Hofdienst geeignet schien, wurde er zunächst – wie für alle neu eintretenden Angestellten bei Hof vorgeschrieben – »provisorisch« für ein halbes Jahr angestellt. Innerhalb dieser Probezeit konnte das Dienstverhältnis jederzeit fristlos gekündigt werden. Nach dem Bestehen der Probezeit erfolgte dann die definitive Anstellung, verbunden mit einer etatmäßigen Gehaltserhöhung. Bis zum Rang des Kammerlakaien konnten aber beide Parteien den Dienst mit einer vierteljährlichen Frist aufkündigen, wobei die Oberhofbeamten für Entlassungen die Genehmigung des Königs einholen mussten.

Die Hofknechte hatten alle möglichen Arbeiten zu verrichten, die bei Hof anfielen. Jeden Morgen wurde ihnen beim Appell die Arbeit zugeteilt. Selbstverständlich nahmen sie die Mahlzeiten bei Hofe ein. Sie wohnten im Hofdienergebäude, wo der Tagesablauf streng organisiert war. Die Knechte schliefen in Massenschlafsälen und verfügten über einen Aufenthaltsraum. Im frühen 19. Jahrhundert besaßen viele von ihnen so geringe Lese- und Schreibkenntnisse, dass sie noch neben ihrem Dienst Unterricht erhielten. Zwar forderte die Hofverwaltung Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben, aber es meldeten sich nicht genügend ausreichend qualifizierte Bewerber, so dass man am Hof selbst für ihre Weiterbildung sorgen musste. Erst gegen Mitte des Jahrhunderts konnte man in aller Regel von einer ausreichenden Literalität bei den eintretenden Hofknechten ausgehen.

Mancher junge Mann hatte sich jedoch den Hofdienst etwas leichter vorgestellt, als er ihn nachher erlebte. Neben der Gewöhnung an das Hofleben hatten die meisten auch einen »Kulturschock« zu verkraften. Sie kamen vorwiegend aus überschaubaren ländlichen Gemeinden mit einer starken sozialen Kontrolle und lebten nun in der Residenz zum ersten Mal selbständig. Es verwundert nicht, dass immer wieder von Raufhändeln und Alkoholexzessen berichtet wird. Man versuchte, mit strengen Bestimmungen diese Auswüchse einzudämmen.

Die Konfrontation mit einer ganz anders gearteten Lebenswelt führte zu sehr hohen Abbrecherquoten und einer starken Auslese in der Eingangsstufe. Mindestens die Hälfte der Hofknechte schied wieder aus dem Hofdienst aus, ohne eine höhere Rangstufe erreicht zu haben. Viele junge Männer hielten es nur wenige Tage oder Wochen im Hofdienst aus. Der überwiegende Teil der Ausscheidenden verließ den Hofdienst aus freien Stücken. Es gab jedoch auch Fälle, in denen Hofknechte wegen ihres anstößigen Lebenswandels oder wegen Insubordination aus dem Hofdienst entlassen oder zum Ausscheiden veranlasst wurden. Deshalb wurden jedes Jahr zahlreiche junge Männer als Hofknechte angestellt, um die geeigneten unter ihnen für den Hofdienst zu gewinnen. Bis zur Reform des Hofstaats 1817 gab es sieben Rangstufen für die Hofknechte. In den ersten Regierungsjahren des Königs Wilhelm I. reduzierte man die Zahl der Rangstufen dann auf zwei.

Bei entsprechender Bewährung stieg der Hofknecht zunächst in den Rang eines



*Dienerschaftsraum im Schloss Ludwigsburg.*

Hoflakaien auf. Von dieser Rangstufe an wurde ihm eine Livree gestellt, damit man ihn schon äußerlich als Bediensteten des württembergischen Hofes erkannte. Nun konnte er eine Ehe eingehen, wenn er mit seiner Braut das vorgeschriebene Mindestvermögen nachwies. Mit dem Gehalt eines Hoflakaien konnte eine Familie jedoch nur am Rande des Existenzminimums leben. Eine Krankheit oder gar die Invaliderität des Angestellten stürzte die gesamte Familie in bittere Not. Wenn der Hoflakai starb und noch unerzogene Kinder hinterließ, halfen meist nur Unterstützungen des Königs, die Familie vor der völligen Verelendung zu bewahren. Diener mit Sonderaufgaben wie Garderobediener oder Silberdiener standen ebenfalls im Rang eines Hoflakaien. Auch die Schlosstürsteher gehörten zu diesem Rang.

Ein Hoflakai, der die Erwartungen erfüllte und sich bewährte, konnte zum Kammerlakaien aufsteigen. Schon in der Berufsbezeichnung kommt zum Ausdruck, dass der Betreffende damit bereits im engeren Umfeld der königlichen Familie arbeitete.



Die Kammerlakaien standen auf derselben Rangstufe wie die Kammerportiers (auch Kammertürhüter genannt).

Die höchste Stufe im Hofdienst bei der niederen Dienerschaft erreichte derjenige, der zum Kammerdiener berufen wurde. Für diese besondere berufliche Position kamen nur die geeignetsten Männer in Betracht. Damit verbunden war eine Anstellung auf Lebenszeit, so dass eine Entlassung aus dem Dienstverhältnis nur nach einem begangenen Verbrechen auf Antrag des Oberhofrats von den Kriminalbehörden verfügt werden konnte. Bei schwerwiegenden Dienstverfehlungen oder fortgesetzten Konflikten mit anderen Hofangestellten wurde die Angelegenheit nach einer Aufforderung des Königs vor dem Oberhofrat verhandelt. Selbstverständlich mussten die Kammerdiener das volle Vertrauen ihrer Dienstherrn, für die sie persönlich arbeiteten, genießen. Immer wieder wird in den Quellen deutlich, wie eng sich die Beziehung zwischen den Herrschaften und ihren persönlichen Dienern gestaltete. Dies spiegelt sich auch in teilweise jahrzehntelangen Dienstverhältnissen wider. Die Kammerdiener kannten jede intime Einzelheit ihrer Herrschaft und standen unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Es ist über die gesamte Zeit der Monarchie hinweg kein Fall bekannt, in dem ein Kammerdiener wegen Dienstverfehlungen aus dem Amt entfernt worden wäre.

Bei der Organisation des Hofes nach dem Regierungsantritt Wilhelms I. 1816 wurde das Personal des persönlichen Dienstes beim König festgesetzt auf zehn Kammerdiener, zwölf Kammerlakaien, sechs Kammerportiers und sechs Garderobedienten. Im Hofdienst arbeiteten der Oberhoffourier mit zwei Hoffourieren, der Holzverwalter und 20 Hofknechte.

Frauen stellten nur einen geringen Anteil am Hofpersonal. Die Mägde hatten nur einen geringen Lohn und arbeiteten in aller Regel nur wenige Jahre am Hof, bevor sie dann heirateten. Deshalb gab es bei ihnen eine besonders hohe Fluktuation. Sie lebten in einfachsten Unterkünften, also nicht selten in Zimmern ohne Heizung; es sind Fälle bekannt, in denen sich zwei Mägde ein Bett teilen mussten. Für Frauen bot der Hof nur sehr wenige Aufstiegsmöglichkeiten. Geeignete Witwen von Hofdienern konnten als Bett- oder Leinwandverwalterinnen angestellt werden. Auch Büglerinnen arbeiteten bei der Leinwandverwaltung. Diese Positionen waren die einzigen Stellen im Hofdienst, in denen eine Frau nicht mehr auf der niedersten Rangstufe stand.

Wegen der geringen Gehälter in den unteren Rangstufen lebten viele Hofdiener in sehr engen Wohnungen und versuchten, ihr Einkommen durch allerlei Nebenverdienste aufzubessern. Vielleicht nähte die Frau noch, oder man betrieb nebenher eine kleine Wirtschaft. Erst auf den höheren Rangstufen erhöhte sich das Gehalt so, dass man auch eine größere Familie davon ernähren konnte. Aber es gab bis in die Regierungszeit König Wilhelms I. hinein keine soziale Absicherung. Wenn ein Hofdiener arbeitsunfähig wurde, in den Ruhestand trat oder starb, waren er, seine Familie oder seine Hinterbliebenen allein auf die Gnade des Königs angewiesen, denn er erhielt dann ein jährliches »Gratiale« ohne jeglichen Rechtsanspruch. Wie sich an zahlreichen Fällen zeigen lässt, konnte das Familien in bittere Not stürzen, vor allem dann, wenn ein Hofdiener mit Familie nach wenigen Dienstjahren verstarb. Generell arbeiteten die Hofbediensteten so lange, wie sie konnten, also häufig auch über das 70. Lebensjahr hinaus. Nur wenn es ihnen wirklich nicht mehr möglich war, ihren Dienst zu verrichten, wurden sie in den Ruhestand versetzt.

Bislang ließ sich die Frage nicht befriedigend klären, ob eine Stellung bei Hof auch ein erhöhtes Sozialprestige mit sich brachte. In den gehobenen Stellungen empfan-



den es die Stelleninhaber sicher als besondere Ehre, am Hof zu arbeiten. Inwiefern aber die niederen Dienste im öffentlichen Ansehen standen, ist unklar. Beispielsweise gibt es das Wort »Lakai« in der schwäbischen Umgangssprache als herabsetzendes Schimpfwort für Kinder.<sup>34</sup> Das deutet darauf hin, dass der Ruf der niederen Hofdiener bei der Bevölkerung zumindest zwiespältig gewesen sein könnte.

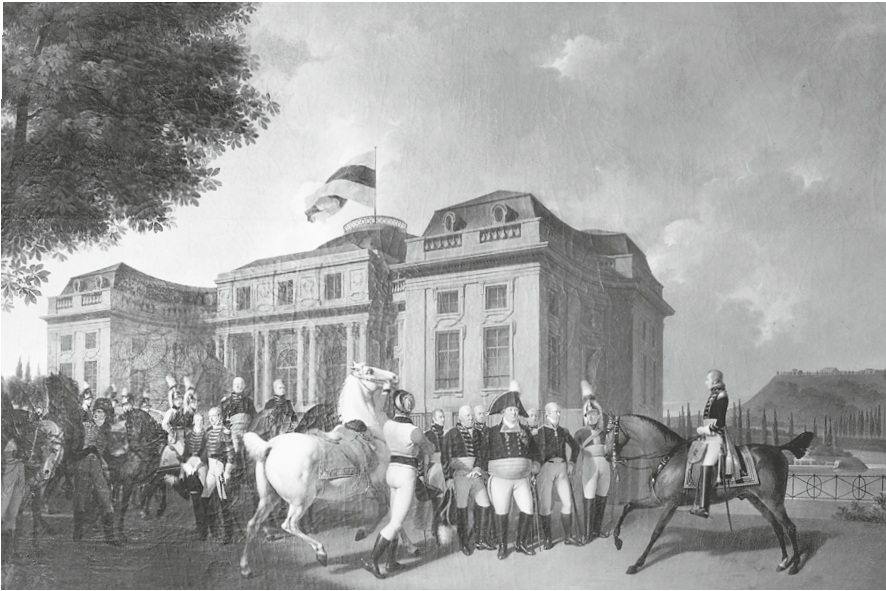
Ein wichtiges Merkmal der Hofhaltung aber lässt sich schon für die Zeit vor 1816 belegen. So wie die Regierung der Landesherren international ausgerichtet war, setzte sich auch der Hofstaat aus Menschen verschiedenster Herkunft zusammen. Schon vor der Säkularisation und Mediatisierung stellte man am Hof Bedienstete an, die nicht aus Württemberg stammten. Beispielsweise beschäftigte man in der Küche Köche aus fremden Ländern, um den internationalen Gästen eine entsprechend ausgerichtete Kochkunst bieten zu können. Selbstverständlich stammte der größte Teil der Hofangestellten aus dem eigenen Land, die meisten davon aus dem Gebiet des alten Herzogtums Württemberg. Dennoch erkennt man nach 1806 Bemühungen der Hofverwaltung, auch Männer und Frauen aus den neuen Landesteilen anzustellen. Ganz spiegelte der Hof die Bevölkerungsstruktur Württembergs nicht wider, aber hier begegneten sich Menschen verschiedenster Herkunft und machten bewusst, dass Württemberg nicht mehr nur aus dem alten protestantischen Herzogtum bestand.

Außer der Hofhaltung gab es am Hof noch einige andere wichtige Bereiche. Der Stall bildete eine weitere große Einheit. Hier fingen junge Männer als Vikariere an. Für sie gilt im Wesentlichen dasselbe wie für die Hofknechte, wengleich die Abbrecherquote niedriger ausfiel, denn diejenigen, die im Stall anfangen, waren den Umgang mit Tieren gewohnt. Man stieg dann zum Reitknecht auf, bevor man Bereiter oder Vorreiter werden konnte oder als Kutscher übernommen wurde. Innerhalb der Kutscher gab es verschiedene Berufsgruppen, so den Stadtkutscher, den Droschkenkutscher, den Theaterkutscher oder den gewöhnlichen Kutscher. Der Stellung des Kammerdieners entsprach die des Leibkutschers, der die königliche Familie zu befördern hatte. Im Laufe der Jahre litt die Gesundheit vieler Kutscher durch den häufigen Temperaturwechsel und die unterschiedliche Witterung. Deshalb wurde vielen von ihnen eine Badekur in Wildbad genehmigt, um ihre Berufsfähigkeit zu erhalten.

Wenn König Friedrich reiste, sollte auch sein Tross von seiner königlichen Stellung künden. Deshalb gab es auch hier viele berittene Diener. Besonders bei den Jagden umgab er sich mit zahlreichen uniformierten Reitern. Auf dem bekannten Bild des Königs und seines Hofstaats vor Schloss Monrepos, das heute im Schloss Ludwigsburg hängt, sieht man, wie es von den Begleitern des Königs und den Dienern nur so wimmelt.

Ein interessanter Bereich des Hofes ist zweifelsohne die Küche.<sup>35</sup> Hier arbeiteten 33 Menschen, um die Speisen für die königlichen Tafeln zuzubereiten. Geleitet wurde die Küche von einem Maître d'Hôtel und vom Hausküchenmeister. Sechs königliche Mundköche waren für die Regentenfamilie zuständig, während acht Köche für die übrigen Mitglieder des Hofes kochten, die das Essen am Hof erhielten.<sup>36</sup> Denn selbstverständlich wurden auch die Hofangestellten im Schloss gepflegt, wenn sie im Dienst waren. Zeitweise nahmen so viele Menschen dieses Recht in Anspruch, dass es immer wieder überprüft werden musste.

In der Küche herrschte eine strenge Hierarchie. Die Köche standen untereinander in einem bestimmten Rang. Ein Aufstieg war nur möglich, wenn ein anderer Koch im hohen Alter pensioniert wurde oder wenn jemand verstarb. Kein königlicher Koch



*König Friedrich mit Gefolge vor dem Schloss Monrepos.  
Gemälde von Johann Baptist Seele (um 1806).*

gab sich mit niederen Arbeiten ab. Dafür waren Mägde und Spülerinnen angestellt. Sechs Küchenjungen erhielten an der Hofküche ihre Ausbildung. Um genügend personelle Reserven zu haben, stellte man bewusst mehr Küchenjungen an, als später in der Hofküche eine Stellung erhalten konnten. An der Stuttgarter Hofküche arbeiteten in aller Regel nur Köche, die auch dort gelernt hatten. Freilich mussten sie zwischendurch an einer anderen Hofküche – am häufigsten an der kaiserlichen Hofküche in Paris – einige Zeit zubringen, um die feine Kochkunst vollends zu erlernen. Dazu gewährte der König den begabtesten Küchenjungen einen Zuschuss zu den Reisekosten.

Die Akten der Hofküche sind auch deshalb interessant, weil man aus ihnen Details zum Hofleben erfährt. Am Morgen wurde das Frühstück im heutigen Sinne ohne Zeremoniell im privaten Rahmen eingenommen. Man trank Kaffee mit Rahm und aß dazu eine Butterbrezel oder ein Milchbrot. Das geht aus den Bestimmungen für die Hofdamen und die Hofkavaliere hervor, denen jeden Monat ein bestimmtes Quantum an Zutaten für das Frühstück zustand.<sup>37</sup> Beim Umzug des Hofes zum Sommeraufenthalt legte der König jedes Mal neu fest, welche Personen regelmäßig am Hof das Frühstück erhielten. Für die Zubereitung des Kaffees war eigens ein Hofkaffeesieder angestellt. Dieser hatte keine leichte Aufgabe, denn verschiedentlich beklagte sich König Friedrich über den schlechten Kaffee oder Tee.<sup>38</sup>

Das offizielle hofische Leben begann dann erst in der Mittagszeit mit dem Königlichen Frühstück (*déjeuner*). Darunter hat man sich eine komplette Mahlzeit vorzustellen. Höhepunkt eines normalen Tages am Hof war die Abendtafel, zu der auch am Hof befindliche Gäste eingeladen werden konnten. Sie fand am späten

Nachmittag oder am Abend statt und bestand aus mehreren Gängen nach international üblichen Vorgaben. Gelegentlich speiste König Friedrich auch »en retirade«, also alleine, so dass die Hoftafel ohne ihn stattfand. Sei es, dass er sich unwohl fühlte oder sich nicht dem Zeremoniell aussetzen mochte, sei es, dass er auch einmal verstimmt war – die Gründe sind nicht mehr festzustellen. Bei einem besonders feierlichen Anlass speiste der König unter einem Baldachin oder saß an einem festlich gedeckten runden Tisch. Die Hofgesellschaft, so weit sie nicht zu den ranghöchsten Gästen des Königs gehörte, musste dann im Stehen speisen oder gar der königlichen Familie nur zusehen. Auch bei den Tafeln demonstrierte der König also seinen Rang und seine absolute Stellung. In der warmen Jahreszeit sorgte man bei den Tafeln für Abwechslung. Wollte man in einer rustikalen Umgebung im Freien eine Mahlzeit einnehmen, dann konnte auch ein »Gouter« stattfinden, ein kaltes Buffet in einer romantischen Umgebung. Schon seit den Zeiten des Herzogs Karl Eugen gibt es Belege dafür, dass der Hof bei geeignetem Wetter immer wieder im Freien tafelte.

Der Küchenmeister entwarf die Menüpläne und legte sie dem König zur Genehmigung vor, wobei dieser seine Wünsche äußern konnte. Selbstverständlich wollte man mit erlesenen Speisen und ausgesuchten Getränken die Gäste beeindrucken und trug wesentlich mehr auf, als gegessen wurde. So musste man die Bediensteten eigens ermahnen, beim Abtragen der Tafel keine Speisen zu entwenden. Vermutlich wurden sie unter der gesamten Dienerschaft verteilt. Denn von anderen Höfen ist bekannt, dass die Diener ihre schmalen Einkommen mit dem Verkauf dieser Speisen aufbesserten. Für den württembergischen Hof ließen sich dafür bislang noch keine Belege finden. Um dem Diebstahl von Lebensmitteln vorzubeugen, war es nach der Hofordnung fremden Leuten verboten, sich in der Küche, der Konditorei oder im Keller aufzuhalten.<sup>39</sup>

Auch bei den Mahlzeiten erkannte man auf den ersten Blick die höfische Hierarchie. Im Zentrum stand die königliche Tafel, an der die königliche Familie und die obersten Hofbeamten speisten.<sup>40</sup> Eine zweite Tafel war den höheren Hofbeamten und den Erziehern bei Hof vorbehalten. An dieser Tafel wurde mittags eine Suppe serviert, gefolgt von Rindfleisch mit Beilagen, Gemüse mit Beilagen, dann einem Braten und schließlich zum Abschluss Gebackenes oder zur Abwechslung ein Dessert mit Obst und Fastenbrezeln.<sup>41</sup> Die Angehörigen der Hofdienerschaft saßen je nach ihrem Rang am Kammertisch, am Offiziantentisch oder am Gesindstisch.

Die Größe der königlichen Hofhaltung lässt sich auch an der Anzahl der am Hof verköstigten Personen ablesen. Im Mai 1810 wurden insgesamt 9127 Essen ausgegeben, davon 1269 Gedecke an der königlichen Nachttafel.<sup>42</sup> Das entspricht also einem Durchschnitt von 41 Gedecken pro Tag, wobei die Zahl je nach Anlass stark schwanken konnte. Aus den Rechnungen der Küchenverwaltung sind ebenfalls interessante Details zum Hofleben zu erfahren. Ein Teil der am Hof benötigten Lebensmittel wurde in der Hofgärtnerei und auf den königlichen Meiereien erzeugt, andere aus verschiedenen württembergischen Orten bezogen. Aber es gab auch Lieferanten in Nürnberg, Frankfurt am Main, Hamburg, Berlin und Wien. Straßburg war als Handelsstadt besonders wichtig, da man von dort nicht nur Geflügel bezog, sondern auch die Weintransporte aus Burgund von Straßburger Fuhrleuten übernommen wurden. Den Wein kaufte man direkt bei Händlern in den burgundischen Weinorten Beaune und Nuits St. Georges sowie in Chalons-sur-Marne. Aus den Rechnungen geht auch hervor, dass am Hof sehr viel Champagner, Süßwein und Likör getrunken wurde. An

warmen Getränken gab es verschiedene Sorten Kaffee und Tee sowie Schokolade, die man aus Wien kommen ließ. Dabei handelte es sich um sehr teure Luxusgetränke.

Selbst an den Lebensmitteln kann man die höfische Hierarchie ablesen, beispielsweise am Brot und Gebäck. Der Hofbäcker Johannes Weber lieferte 1806 folgende Sorten: Mutscheln, Fastenbrezeln, Butterbrezeln, große Hof-Milchbrote, ordinäre Hof-Milchbrote, Kümmelbrot, Konfektbrot, Weißbrot, Gesindsbrot und Pfundbrot. Auch hier erhielten die ranghöheren Hofangehörigen besseres Brot und Gebäck als die einfachen Hofdiener.

Die angeführten Beispiele, die im Rahmen dieses Aufsatzes natürlich unvollständig sein müssen<sup>43</sup> und nur überblicksweise dargestellt werden können, lassen die differenzierte Organisationsstruktur des königlichen Hofes erkennen. Eine Beschäftigung mit diesem außergewöhnlichen Bereich der Sozialgeschichte lohnt sich, weil man so die erhaltenen Schlösser wenigstens durch die Erkenntnisse der Geschichtsforschung mit Leben füllen kann. Deshalb ist auch bei den Schlossverwaltungen, und hier allen voran bei der Schlossverwaltung Ludwigsburg, in den letzten Jahren das Bewusstsein gewachsen, dass ein Schloss nicht nur Palast des Fürsten und seines Hofstaats war und es unbedingt notwendig ist, die verschiedenen Lebenswelten am Hof intensiv zu erforschen.

## Anhang

### *Tafel- und Tischeinteilung in Ludwigsburg, 1798*

*Herzogliche Tafel:* Herzog Friedrich II.; Herzogin Charlotte Auguste Mathilde; Erbprinz Friedrich Wilhelm; Prinz Paul; Prinzessin Katharina; Obrist und Gouverneur v. Mühlenfels; Major und Gouverneur v. Röder; Fräulein v. Waldner; Staats- und Konferenzminister Graf v. Zeppelin; Oberhofmeister v. Spiegel; Staatsdame v. Seckendorff; Hofdame v. Spiegel; Oberhofmeister v. Schenk und Gemahlin; Oberschenk v. Senfft und Gemahlin; Reiseoberstallmeister v. Görlitz und Gemahlin; ein Generaladjutant; Kammerherr v. Saussure; ein Kammerherr; Geheimer Rat Lang (wenn er in Ludwigsburg ist); ein Flügeladjutant; ein Offizier von der Garde du Corps; Hauptmann v. Varnbüler.

*Zweite Tafel:* Sous-Gouverneur Pistorius mit dem jungen v. Maucler; Geheimer Rat Menoth und Hofrat Bär (abwechslungsweise); Regierungsrat Vellnagel; Geheimer Sekretär Herbort; Leibmedikus Duvernoy; Leibchirurgus Hardegg; Stallmeister Einfeld; Geheimer Hofrat Bernard; ein Pagen-Gouverneur; drei Jagd-Edelknaben; zwei Geheime Kabinetts-Kanzlisten; Geheimer Kabinetts-Sekretär Mögling.

*Kammertisch:* Bereiter Dillennius; vier Kammerdiener (Degen, Fricke, Kuhn, Mögling); zwei Kammerdiener (Fischer, Funk); zwei Kammerdiener bei den Prinzen; drei Kammerfrauen der Herzogin; Kammerfrau Kunitz; eine Kinderfrau.

*Küchenverwaltungs-, Kochs- und Offizianten-Tisch:* Intendant Dietert oder Haus-Küchenmeister Beuerlin; Hofkonditor; zwei Küchenschreiber; sieben Köche; Mundschenk; Kellerknecht; zwei Silberkämmerlinge; Kaffeesieder; Hoffourier; Hoftrompeter.

*Gesindstisch:* vier Küchenjungen; zwei Küchenpoßler<sup>44</sup>; zwei Küchenmägde; zwei Spülerinnen; Konditoreijunge; Konditoreipoßler; Spülerin in der Konditorei; Kaffeemagd; Hühnermagd; drei Silbermägde.

## *Die Hofordnung von 1807*

- § 1 Hinweis auf die Pflichten der Dienerschaft.
- § 2 Ermahnung zu Treue, Fleiß und Gehorsam gegen Vorgesetzte.
- § 3 Pflicht zur Anzeige von nachteiligen Informationen über den Hof oder die Herrscherfamilie.
- § 4 Ermahnung zu einem anständigen Leben; Dienstentlassung bei Betrunkenheit im Dienst und bei Geschlechtskrankheiten; Strafen bei schlechter Aufführung in der Öffentlichkeit, Ausgang in Zivilkleidern, Beschmutzung der Livree.
- § 5 Burgfrieden; Bezirk des Burgfriedens.
- § 6 Verbot der Insubordination gegen Vorgesetzte.
- § 7 Hofdienerschaft soll sich mit den Bediensteten fremder Herrschaften vertragen.
- § 8 Verbot des Schießens in der Stadt und auf dem Feld.
- § 9 Bestrafung von Hofdiebstahl.
- § 10 Verbot der Entwendung von Silber, Porzellan und Weißzeug.
- § 11 Verbot der Entwendung von Speisen beim Abtragen der Tafel.
- § 12 Verbot des Aufenthalts fremder Leute in der Küche und Konditorei, im Keller und in der Apotheke.
- § 13 Verbot der Unordnung an den Tischen der niederen Dienerschaft.
- § 14 Gebot der Reinlichkeit beim Dienst.
- § 15 Verbot der Geschenkannahme von fremden Herrschaften.
- § 16 Verbot des Blätterns in Unterlagen des Königs und der Weitergabe von vertraulichen Informationen; Verbot des »Räsonierens« über Staats- und Regierungsgeschäfte.
- § 17 Bei Feuer am Hof soll die Dienerschaft sofort in das Schloss kommen.
- § 18 Verbot der Misshandlung oder unbilliger Forderungen an die Untertanen durch die Dienerschaft auf Landreisen.
- § 19 Sauberhaltung der Livreen.
- § 20 Verbot der unerlaubten Entfernung vom Dienst über Nacht.
- § 21 Polizeiordnungen bezüglich Beherbergung fremder Personen, Gassensäuberung, Feuervorschriften oder Bettlern gelten auch für die Dienerschaft.
- § 22 Ermahnung zur Einhaltung der Hofordnung.
- § 23 Aushändigung der Hofordnung an jeden Diener.
- § 24 Sorgfältige Aufbewahrung der Hofordnung; Rückgabe an das Oberhofmarschallamt beim Ausscheiden aus dem Dienst oder im Todesfall durch die Erben.

### *Von der Hauskellerei gekaufte fremde Weine im Rechnungsjahr 1807/08<sup>45</sup>*

Die Weine aus den königlichen Weinbergen galten als Eigenerzeugnisse und sind hier nicht aufgeführt.

*Aus Stuttgart geliefert:* Malaga (Schwaderer, Gastwirt im »König von England«).

*Aus Neuffen geliefert:* Kirschengestein.

*Aus Baden geliefert:* Malaga; Eau de vie d'Orléans (Chevilly).

*Aus Regensburg geliefert:* St. Georger Ausbruch; Vieune; Schmulauer; Vino Santo; Tokajer; Cannu; Maccabao; Grenache; Paccaret (Hinterlassenschaft des Barons von Gleichen); 1783er Schloss Johannisberger Rheinwein (F.F. von Eyben).



*Wintzigerodaische Weine:* Rheinwein; Sauterre; Graves<sup>46</sup>; Bordeaux; Vouvray<sup>47</sup>; Tomoné; Clos de Vougeot; Chambertin; Pommard; Vosul; Units; Champagner; Oeil de Perdrix<sup>48</sup>; Tokaier; Rivesaltes<sup>49</sup>; ungarischer Wermut; Kapwein; Madeira; verschiedene Liköre.

*Aus Frankfurt am Main geliefert:* 1783er Markelbronner Wein; Rheinwein (Johann Noa und Johann Peter Gogel); Malaga; Arrak aus Batavia; Madeira (Mauskopf Sarcisin); französischer Wein; französischer Branntwein; Crozès Hermitage (Peter Arnold Mumm).

*Aus Hamburg geliefert:* Sherry (M.H. Cords).

*Ort unbekannt:* 1783er Rheinwein.

*Aus Venedig geliefert:* Maraschino, Cyper-Wein (Gebrüder Wagner).

*Französische Weine:* Cognac (Gobet et Perrier, Chalons); Champagner (Jacqueson & Juglar, Chalons); Champagner (de la Chapelle, Epernay); Champagner (Ruinard père & fils); alter Burgunder (Jacquinot Frères, Nuits St. Georges); Burgunderwein, Hermitage rouge vieux »Soutiré« (Kress & Collin, Nuits St. Georges); Muscat Frontignac (Claude Marey, Nuits St. Georges); allerhand Weine und Öl; Volany; Nuits St. Georges; Clos de Vougeot; Hermitage; Frontignac; St. Père Lunel, Oeil de Perdrix (Maldaut, Beaune).

*Verzeichnis der bei der Königlichen Küchenverwaltung Ludwigsburg verbrauchten Naturalien (30. April bis 31. Mai 1810)<sup>50</sup>*

*See-Waren:* Thun (4 Töpfe); Salmen (140 1/2 Pfund).

*Spezereiwaren:* Französischer Essig (29 Flaschen); französischer Senf (33 Töpfe); Heringe (108); Sardellen (2 Fässchen à 8 Pfund); Kapern (4 1/2 Pfund); Stockfisch (12 Pfund); Stärkemehl (16 Pfund); Grießmehl (14 Pfund); Ulmer Mehl (72 Pfund); extra feines Öl (110 1/2 Pfund); Magsamen-Öl (148 1/2 Pfund); Pistazien (1 1/2 Pfund); Zitronen (850); süße Orangen (43); Schokolade (8 Pfund); Kaffee (5 Pfund); Raffinade-Zucker (20 Pfund); großer Melis-Zucker (304 5/8 Pfund); Zitronat (2 1/2 Pfund); Zibeben (20 Pfund); Rosinen (26 Pfund); süße Mandeln (49 Pfund); Caroli-Reis (32 Pfund); gewöhnlicher Reis (28 Pfund); Macisblüte<sup>51</sup> (8 1/2 Lot); Muskatnuss (11 1/2 Lot); Nägelen<sup>52</sup> (64 Lot); Zimt (76 Lot); Tee (1 1/4 Pfund); weißer Pfeffer (4 1/4 Pfund); schwarzer Pfeffer (11 Pfund); Hirschhornsalz (14 Pfund); spanische Nudeln (4 Pfund); Backoblaten (125); Kochgerste (118 Pfund); Sago (1 1/2 Pfund); Oliven (5 Fässchen); Makkaroni (6 Pfund); Vanille (7 Lot); Parmesankäse (3 7/8 Pfund); Senfmehl (10 Pfund); Anis (1/4 Pfund); bittere Mandeln (2 1/4 Pfund); dürre Morcheln (1 3/4 Pfund); dürre Trüffel (1 1/4 Pfund); roter Flor (8 Lot); Hausenblase (20 Lot); Schweizer Käse (11 Pfund); Kardamon (8 Lot).

*Fleisch:* Rindfleisch (4337 Pfund); Kalbfleisch (6909 Pfund); Hammelfleisch (732 Pfund); Lämmer (6); Frische Rindszungen (9); Rindsmark (2 3/4 Pfund); Nierenfett (2 3/4 Pfund); Kalbsfüße (14 3/4 Pfund); gebrühte Kalbsköpfe (245); ungebrühte Kalbsköpfe (9); Kalbsbries (316); Kalbs-Euter (164); Kalbs-Gräs (20); Kalbs-Greusch<sup>53</sup> (19); Kalbsnieren (8); Kalbshirn (40); Kalbszungen (4); Rinds-Voresen (21); Kalbslungen (10); Kalbsleber (7); Kalbsschwänze (9).

*Fische:* Forellen (234 Pfund); Hechte (9 Pfund); Karpfen (173 1/2 Pfund); Aale (95 3/4 Pfund); Krebse (3900).

*Getreide und Getreideprodukte:* Gerste ins Hühnerhaus (10 Scheffel); Hafer ins Hü-



hnerhaus (1 Scheffel 4 Simri); extra feines Mehl (65  $\frac{5}{8}$  Simri); feines Mehl (35  $\frac{1}{2}$  Simri); Muscheln (63); Weißbrot ins Hühnerhaus (207); Gesindsbrot ins Hühnerhaus (486); Milchbrot ins Hühnerhaus (7).

*Wildbret:* Rotes Wildbret (877 Pfund); schwarzes Wildbret (93 Pfund); Hasen (24); Fasanen (1); Schnepfen (2); Auerhähne (5); Kiebitzeier (639); Wachteln (1).

*Geflügel:* Welsche Hühner (23); Gänse (50); Enten (2); Kapaunen (125); alte Hennen (454); junge Hennen (563); Tauben (578).

*Kohlen:* (16 Zuber 51 Simri).

*Frische, geräucherte und gesalzene Erzeugnisse aus Schweinefleisch:* Dürre Zungen (17); Kopfwurst (247  $\frac{1}{4}$  Pfund); Braunschweiger Wurst (11 Pfund); Schwartenmagen (6  $\frac{1}{2}$  Pfund); Presskopf (5  $\frac{1}{2}$  Pfund); Schinken (144 Pfund); Pökelfleisch (78  $\frac{1}{2}$  Pfund); Dürrfleisch (123 Pfund); dürrer Speck (238 Pfund); frischer Speck (7  $\frac{1}{2}$  Pfund); Schweinefleisch (336 Pfund); Schweineschmalz (13  $\frac{1}{2}$  Pfund); Bratwürste (473); Blutwürste (68); Leberwürste (54); Spanferkel (10).

*Allerhand:* Butter (1415  $\frac{1}{2}$  Pfund); Schmalz (355  $\frac{3}{4}$  Pfund); Eier (18143); Rahm (106 Maß); Milch (793  $\frac{1}{2}$  Maß); Salz (576 Pfund); Kümmel (10  $\frac{1}{2}$  Maß); Wacholderbeeren (4  $\frac{1}{2}$  Maß); Grießmehl (2  $\frac{1}{2}$  Simri); dürre Kirschen (8 Maß); dürre Zwetschgen (5  $\frac{3}{4}$  Simri 7 Pfund); Erbsen (12 Simri); Linsen (2 Simri); weiße Bohnen (4 Simri); Schnitze (4 Simri); Bierhefe (4 Maß 18 Pfund); Potpourri (3 Töpfe); Marchen (13 Pfund).

*Wein*<sup>54</sup>: Tafelwein (11 Eimer 15 Imi); Kammertischwein (4 Eimer 5 Imi); Officenwein (5 Eimer 6 Imi); Gesindswein (1 Eimer 6 Imi); Essig (1 Eimer 6 Imi); Bier (832 Krüge); Selterwasser (230 Krüge); Cannstatter Wasser (1130 Krüge); Rheinwein (53  $\frac{3}{4}$  Flaschen); Champagner (60 Flaschen); Burgunder (100  $\frac{1}{4}$  Flaschen); Bordeaux (2  $\frac{1}{2}$  Flaschen); Sherry (1/4 Flasche); Madeira (1 Flasche); Malaga (43  $\frac{3}{4}$  Flaschen); Muscat (30  $\frac{1}{4}$  Flaschen); Ungarischer (3  $\frac{1}{4}$  Flaschen); Wermut (5  $\frac{1}{4}$  Flaschen); Arrak (18 Flaschen); Kirschenggeist (17  $\frac{1}{2}$  Flaschen); Cognac (3 Flaschen).

*Brot:* Große Milchbrote (124); kleine Milchbrote (2080); weiße Milchbrote (4541); Konfekt-Milchbrote (53); Gesindsbrote (5116); Kümmelbrote (1539).

## Anmerkungen

- 1 Eberhard Fritz: Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz. Friedrich von Württemberg und seine Hofhaltung im frühen 19. Jahrhundert, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 189-236.
- 2 Berücksichtigt ist die gesamte Regierungszeit des Königs Friedrich (bis 1803 Herzog Friedrich II., bis 1806 Kurfürst).
- 3 Eberhard Fritz: Knecht, Kutscher, Koch, Kammerdiener, König. Zur Sozialgeschichte des königlichen Hofes in Württemberg (1806 bis 1918), in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 66 (2007) S. 249-292. Aus diesem Aufsatz übernommene Passagen werden hier nicht eigens ausgewiesen.
- 4 Gisela Herdt: Der württembergische Hof im 19. Jahrhundert. Studien über das Verhältnis zwischen Königtum und Adel in der absoluten und konstitutionellen Monarchie, Göttingen 1970.
- 5 Paul Sauer: Der württembergische Hof in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Hof und Hofgesellschaft in den deutschen Staaten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, hrsg. von Karl Möckl, Boppard am Rhein 1990, S. 93-127.
- 6 Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch, 3 Bde, Stuttgart 1957, 1963, 1974.

- 7 Dabei kommt auch den Aufsätzen zur Architektur der Schlösser Bedeutung zu, da auch dort Angaben zum Hofstaat enthalten sind.
- 8 Eberhard Fritz: Die Hofdomänenkammer im Königreich Württemberg. Zur Vermögensverwaltung des Hauses Württemberg, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 56 (1997) S. 126-180, hier S. 136.
- 9 Gerhard Storz: Herzog Carl Eugen, in: 900 Jahre Haus Württemberg, hrsg. von Robert Uhl-land, Stuttgart 1984, S. 237-266, bes. S. 259 ff.
- 10 Vgl. Gerhard Storz: Karl Eugen. Der Fürst und das »alte gute Recht«, Stuttgart 1981, S. 141-164.
- 11 Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen (AHW): Hofdiarien (unverzeichnet).
- 12 Eine kritische Darstellung der Regierungszeit des Königs Friedrich findet sich bei Carl Eduard Vehse: Die Höfe zu Württemberg, Hamburg 1853 (Reprint Leipzig und Weimar 1992), S. 130-154.
- 13 Rolf Bidlingmaier: Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz von König Friedrich. Raumdekorationen des Klassizismus und Empire in Württemberg, in: Schloss Ludwigsburg. Geschichte einer barocken Residenz, Tübingen 2004, S. 134-159.
- 14 Sauer (wie Anm. 5) S. 97.
- 15 Vgl. Monika Firla: Exotisch, höfisch, bürgerlich - Afrikaner in Württemberg vom 15. bis 19. Jahrhundert (Katalog zur Ausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart), Stuttgart 2001.
- 16 Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen: Das Königshaus und der Adel von Württemberg, Pforzheim 1908, S. 20.
- 17 Sauer (wie Anm. 5) S. 100.
- 18 Württembergisches Hof- und Staatshandbuch 1807/08, S. 36-46.
- 19 Ebd. S. 36-75 (Hofstaat des Königs), S. 76 (Hofstaat der Königin).
- 20 Trabanten waren als dienende Begleiter Leibwächter zu Fuß; im 19. Jahrhundert fielen ihnen allerdings vorwiegend zeremonielle Aufgaben zu.
- 21 In Südosteuropa waren die Heiducken ursprünglich Treiber riesiger Viehherden. Bei Hof dienten sie der malerischen Ausschmückung der königlichen Würde. Mit dem Regierungswechsel von 1816 wurden die Trabanten und die Heiducken abgeschafft.
- 22 Württembergisches Hof- und Staatshandbuch 1807/08, S. I.
- 23 Paul Sauer: Reformen auf dem Königsthron. Wilhelm I. von Württemberg, Stuttgart 1997, S. 235 ff.
- 24 Württembergisches Hof- und Staatshandbuch 1807/08, S. 56 f.
- 25 Im Jahr 1816 erhielt die Hofdame v. Gaismar monatlich 30 Wachslichter und 30 gegossene Unschlitt-Lichter; AHW Hofbehörden 46/26 (16.9. 1816).
- 26 AHW Hofbehörden, Oberhofrat 40/9.
- 27 Herzoglich Württembergische Hof-Ordnung, d.d. 8ten December 1794, Stuttgart 1794.
- 28 Königlich Württembergische Hof-Ordnung vom 22. März 1807, Stuttgart 1807.
- 29 Vgl. dazu Marieluise Kliegel: »Kein das Auge beleidigender Unterschied«. Aspekte zu Livreen an Adelshöfen des 19. Jahrhunderts, in: Nach Rang und Stand. Deutsche Ziviluniformen im 19. Jahrhundert, Ausstellungskatalog Krefeld 2002, S. 159-171.
- 30 AHW Hofbehörden, Hofmarstallamt: Land- und Jagdreisen König Friedrich (Königlicher Befehl, 8.11.1801).
- 31 Auf einer kleineren dreitägigen Reise vom 13. bis 15. Februar 1804 nach Tuttlingen, Engen und Ludwigstal wurde Kurfürst Friedrich von folgenden Bediensteten begleitet (AHW Hofbehörden, Hofmarstallamt: Land- und Jagdreisen König Friedrich): Oberstleutnant Flügelad- jutant v. Varnbüler; Rittmeister Flügeladjutant v. Dillen; zwei Leibpagen; Geheimer Sekretär Mögling; ein Kammerdiener; ein Kammerlakai; zwei Leibhusaren; zwei Garderobe-Leibjäger; zwei Bediente; ein Hoffourier; ein Koch; ein Unterkoch. Insgesamt bestand das Gefolge also aus 16 Personen.
- 32 Am 30. Juni um 5 Uhr morgens sollte ein Wagen mit dem Mundkoch, dem Tafeldecker, dem Hoffourier und einem Küchenjungen von Stuttgart abgehen. Ihm sollte am 1. Juli zur gleichen Zeit ein weiterer Wagen mit dem Küchenmeister, einem Hoffourier, einem Mundschenk, einem Kaffeesieder, einem Mundkoch, einem Koch und einem Küchenjungen folgen. Um 14 Uhr sollten noch ein Wagen für die Küche sowie ein weiterer Wagen für die Kellerstube,

- die Silberkammer und den Kaffee-Stab von Stuttgart abgeschickt werden und an diesem Tag dann auch der Kurfürst mit Gefolge die Reise antreten. - Da die Reise verschoben werden musste, änderten sich die Termine, nicht aber der organisatorische Ablauf.
- 33 Im November 1806 wurde der Landkaffeesieder Christoph Salomon Schenk aus dem Dienst entlassen, weil er auf den Land- und Jagdreisen das Frühstück und den Kaffee »schlecht und ekelhaft« zubereitete und bei ihm die »auffallendste Unordnung« herrschte; AHW Hofbehörden 46/26: Königliches Dekret, 23.11.1806.
- 34 Es wird »Laggai« mit der Betonung auf der ersten Silbe ausgesprochen.
- 35 Vgl. dazu auch Sabine Rathgeb: »Spezereyen« und Ananas: Labsal für den König, in: Schlösser Baden-Württemberg 4/2006 S. 2-5.
- 36 Württembergisches Hof- und Staatshandbuch 1807/08, S. 64 f.
- 37 Den Hofdamen und Kavalieren standen pro Person folgende Lebensmittel zum Frühstück zu: monatlich 3 Pfund Kaffee und 4 Pfund Zucker sowie täglich 1 Milchbrot oder eine Butterbrezel und 1/8 Maß Rahm. Wenn sie diese Nahrungsmittel nicht in natura bezogen, erhielten sie eine Geldentschädigung; AHW Hofbehörden 46/26: Auszug aus der Hofkassenrechnung 1809/19, fol. 117.
- 38 Als Beispiel seien zwei Befehle des Herzogs Friedrich II. bzw. des Königs Friedrich (AHW Hofbehörden 46/26) zitiert. Stuttgart, 23.11.1801: »Da Seine Herzogliche Durchlaucht höchstmissfällig selbst ersehen haben, wie der Thee, welcher sowohl bey Hof als in der Comodi [Komödienhaus Stuttgart] präsentirt wird, so schlechter Gattung ist und dabey so elend zubereitet wird, daß er gänzlich ungenießbar ist, so wollen Höchstdieselben solches andurch in Ungnaden ernstlich verwiesen haben und befehlen, daß ohne Zeitverlust sowohl eine bessere Gattung Thee angeschafft als der Caffee-Sieder angehalten werde, ihn besser anzumachen.« Stuttgart, 12.12.1815: »Seine Königl. Majestät haben sich im Theater selbst überzeugt, daß der Thee, so von Hof servirt wird, so unter aller Beschreibung schlecht ist, daß er nicht allein ganz ungenießbar, sondern auch der Gesundheit nachtheilig sey; ...wenn ähnlicher Thee nochmals servirt würde, nicht allein der Caffee-Sieder fortgejagt werden soll, sondern auch der Marschall vom Dienst zur Verantwortung gezogen werden würde.«
- 39 Hofordnung § 12.
- 40 Die im Anhang wiedergegebene Tafel- und Tischordnung bezieht sich auf die frühe Regierungszeit des Herzogs Friedrich II., wurde aber - mit entsprechenden repräsentativen Veränderungen - auch 1803 für den kurfürstlichen Hof und 1806 für die königliche Hofhaltung übernommen.
- 41 AHW Hofbehörden, Hofmarstallamt: Land- und Jagdreisen König Friedrich (Angabe aus dem Jahr 1798).
- 42 Im Verzeichnis der verpflegten Personen (AHW Hofbehörden, Schlossverwaltung Nr. 16, Hofökonomieaufwand 1810/11) werden folgende Tafeln unterschieden (in Klammern Anzahl der Personen in diesem Monat bei der Mittagstafel): Königliche Tafel (1313), Marschallstafel (717), Schlosswache (67), Kammer- und Leibpagen (209), Geheime Kanzlisten (63), Kammer-tisch (474), Küchenverwaltung (244), Officen-Tisch (726), Gesinds-Tisch (293), Ausspeisler (561), also insgesamt 4667 Personen bei der Mittagstafel.
- 43 Namentlich das Hoftheater, dessen erfreulich vollständig erhaltener Aktenbestand im Staatsarchiv Ludwigsburg liegt, musste ganz unberücksichtigt bleiben. Eine moderne wissenschaftliche Monografie über das Theater und insbesondere ein biografisches Verzeichnis der dort angestellten Personen steht noch aus. Lediglich über das Hoforchester liegt jetzt eine Arbeit vor, vgl. Josef Wagner: Das württembergische Hoforchester im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Anstellungspraxis, Hamburg 2006.
- 44 Angestellte in der Küche, die alle Hilfsarbeiten erledigten. Während der Regierungszeit König Friedrichs war Wilhelm Friedrich Zimmermann, der Vater des bekannten Pfarrers und Schriftstellers Wilhelm Zimmermann (1807-1878), in der königlichen Hofküche als Küchenpoßler angestellt. Im Jahr 1812 wurde er wegen verschiedener Dienstvergehen und Veruntreuungen aus dem Hofdienst entlassen.
- 45 AHW Hofbehörden, Hofkassenrechnung 1807/08, fol. 117.
- 46 Wein aus dem Gebiet um Bordeaux.
- 47 Wein aus dem Loiretal.

- 48 Rosé-Wein aus Pinot-noir-Trauben.
- 49 Süßwein aus dem Languedoc.
- 50 Die Preise für ausgewählte Lebensmittel betragen im Jahr 1810 (fl = Gulden; x = Kreuzer; 1 fl = 60 x): Flasche französischer Essig: 1 fl 12 x; Topf französischer Senf: 36 x; Hering: 12 x; 1 Pfund Sardellen: 1 fl 20 x; 1 Pfund extra feines Öl: 48 x; Zitrone 6 x; 1 Pfund Schokolade: 2 fl 45 x; 1 Pfund Meliszucker: 1 fl 40 x; 1 Pfund süße Mandeln: 36 x; 1 Pfund Caroli-Reis: 24 x; 1 Lot Zimt: 18 x; 1 Lot Muskatblüte: 1 fl 20 x; 1 Pfund Muskatnüsse: 56 x; 1 Pfund schwarzer Pfeffer: 3 x; 1 Pfund Zitronat: 2 fl; 1 Pfund spanische Nudeln: 32 x; 1 Pfund Makaroni: 52 x; 1 Lot Vanille: 1 fl 36 x; 1 Pfund Parmesankäse: 1 fl; 1 Simri feines Mehl: 1 fl 20 x; eine alte Henne: 10 x; eine Taube: 8 x; 1 Pfund Dörrfleisch: 20 x; 1 Pfund Butter: 20 fl; 9 Eier: 8 x; 1 Pfund Salz: 1 fl 24 x; 1 Simri Erbsen: 1 fl 36 x; 1 Simri Linsen: 1 fl 44 x; 1 Flasche Rheinwein: 1 fl 30 x; 1 Flasche Burgunder: 48 x; 1 Flasche Kirschegeist: 1 fl 24 x; 1 Krug Selterwasser: 16 x; Butterbrezel: 2 x; großes Milchbrot: 4 x; kleines Milchbrot: 2 x.
- Zum Vergleich: Im Jahr 1816 verdiente ein Hofkoch je nach seinem Rang zwischen 500 und 900 fl im Jahr; als Naturalbesoldung bezog er zusätzlich 12 Scheffel Dinkel, 6 Scheffel Roggen, 6 Meß Holz sowie freie Wohnung. Das Jahresgehalt einer Köchin an der Hofküche betrug 60 fl, also monatlich 5 fl; dazu erhielt sie täglich eine festgesetzte Ration Wein.
- 51 Macisblüte ist der getrocknete Samenmantel der Muskatnuss.
- 52 Gewürznelken.
- 53 Eingeweide.
- 54 Der Verbrauch an Wein und Brot bezieht sich nur auf das Schloss Ludwigsburg.

# »Bei Königs unterm Fußboden«

## Fundstücke des frühen 19. Jahrhunderts aus den Fehl- und Zwischenböden des Ludwigsburger Schlosses

von Daniel Schulz

In alten Gemäuern werden im Dachstuhl oder unter den Fußböden immer wieder kuriose Fundobjekte oder ganze Fundkomplexe entdeckt. Anlässlich des Bamberger Kongresses »Depotfunde« im Jahr 2005 beschäftigten sich Archäologen und Historiker erstmals umfassend mit dieser Quellengattung.<sup>1</sup> Der Inhalt eines Hortes oder Depots besteht aus Gegenständen, die durch eine positive Auslese aus unbekanntem Gründen verborgen wurden. In diesem Sinn können als Depotfunde alle Gegenstände bezeichnet werden, »die absichtlich in einen Gebäudehohlraum eingebracht und dort eingeschlossen wurden – und sei es als Akt der Abfallentsorgung, bei dem es sich ja keineswegs um einen zufälligen oder versehentlichen Prozess handelt.«<sup>2</sup> Derartige Vorgänge können auch in mehreren Phasen abgelaufen sein.

Depotfunde können noch weiter systematisch unterteilt werden: Zunächst gibt es die »Verlustobjekte«, die als »Zufallsfunde« durch die Dielenritzen gerutscht sind, etwa Münzen, Nadeln oder Spielkarten.<sup>3</sup> Echte »Fehlbodenfunde« lagern in Hohlräumen zwischen den Deckenbalken und Bodenbrettern oder in Gewölbezwickeln. Dort sorgt das Material für Schalldämmung und Wärmeisolierung. Selten sind diese Füllungen einheitlich, zumal sie meist durch Zufallsfunde und bei späteren Reparaturen nachträglich eingebrachtes Material ergänzt wurden.

Bei jeder erfolgten Bodenöffnung oder Reparatur stellt sich immer die Frage, ob Dinge gezielt und absichtlich deponiert wurden, um eine Spur zu hinterlassen. »Versteckfunde« beinhalten Dinge, die nicht entdeckt oder gesehen werden sollten, weil sie kaputt gingen oder verbotene Gegenstände waren. »Verwahrfunde« sind Dinge, die als Wertablage für eine gewisse Zeit sicher aufbewahrt werden sollten und deshalb versteckt wurden. Dann finden sich Gegenstände als »Abwehrzauber« und »Baupfer« deponiert. Hier sind vor allem Schuhe zu nennen, die stellvertretend für den Menschen stehen. Abgestellte Schuhe unter dem Schwellbalken der Dachtraufe sollen die Bewohner vor Unglück schützen. Eingemauerte Schuhe in Vergesellschaftung mit Tierknochen können als Baupfer gesehen werden. Deponierte mumifizierte Katzen können ein Abwehrzauber gegen Hexen sein. Natürlich können auch einzelne Dinge eines Fundkomplexes von einer Person gezielt versteckt worden sein, um der Nachwelt eine Spur zu hinterlassen und an sich zu erinnern. Diese deponierten Dinge verfolgen also die gleiche Intention wie Graffiti und finden sich verstärkt im Milieu der Handwerker.

Unter den Dielen, zwischen den Deckenbalken, zwischen den Dachsparren und der Dachtraufe hatten die einstigen Bewohner und Nutzer des Ludwigsburger Schlosses deponiert, was sie loswerden oder vielleicht auch verbergen wollten.<sup>4</sup> Größtenteils wurde der »Müll« aber absichtlich in die Fehlböden zwischen die Balkenlagen zur Schallisierung und Wärmedämmung eingefüllt, häufig bei Reparaturen der Böden im 19. Jahrhundert.



Der doppelte Boden diente der Durchlüftung, damit kein Schwamm ins Haus kam und man die Zimmer warm bekam. Zwischen den Balken wurden gewöhnlich mit Lehm und Stroh umwickelte Staken eingefügt, daher wird diese Konstruktion Wickel- oder Wellerdecke, genannt.<sup>5</sup> In den Boden konnten auch trockene Füllungen aus grobem Sand, Kohlenstaub, Tannenreisig, Schlackenresten, Gips- und Ziegelbrocken oder Kalkschutt eingebracht werden. Im Alten Corps de logis konnte zwischen den Bodenbalken der Galerie im 2. Obergeschoss ein Gemisch aus Gips und Stroh beobachtet werden. Die offensichtliche Praxis, dass »Abfall« wie Papier in die Füllung eingebracht wurde, ist nirgends schriftlich beschrieben oder empfohlen. Es scheint so, als sei dieses Material dann eingefüllt worden, wenn es gerade verfügbar war. Vielleicht war auch so manches »Altpapier« ursprünglich zum Anzünden bei den Öfen gelagert worden und wurde dann entsorgt, manches lag vielleicht in den Dachböden als Einfüllmaterial gezielt bereit. Viele Papierstücke hatten aber offensichtlich noch eine ganz andere Funktion: Sie wurden als Klopapier benutzt, wie braune Anschmierungen belegen. Offenbar defäkierten Leute in den Dachböden und hoben dazu sogar die Bodenbretter an.

Unter den Fußböden des Ludwigsburger Schlosses, in dieser dämmrigen Welt zwischen oben und unten, zwischen Boden und Decke, fanden sich Fundstücke, die die ganze Lebensgeschichte des Schlosses widerspiegeln, die einen Eindruck vom Leben und Arbeiten im Schloss durch die verschiedenen Zeiten vermitteln, wenn auch nur punktuell, da das Fundmaterial fragmentarischen Charakter hat. Es setzt sich je nach Fundkomplex sehr unterschiedlich zusammen. Da gibt es Briefe, Umschläge, Zeitungen, Theaterzettel, Spielkarten, Spielzeug, Kleidung, Schuhe, Küchengeschirr und Essensreste. Diese Funde sind unmittelbare Geschichtsquellen, denn sie erzählen teils sehr persönliche Dinge über die hier Lebenden. 66 Prozent der Papierfunde entstammen dem 19. Jahrhundert, vor allem aus der Zeit König Friedrichs I. (1797-1816), in der Schloss Ludwigsburg Sommerresidenz war, und aus den Jahren 1816 bis 1828, als Königin Charlotte Mathilde im Schloss ihren Witwensitz hatte. Funde aus dem 18. und 20. Jahrhundert sind im Umfang weniger vertreten (15 bzw. 19 Prozent).<sup>6</sup> Die Objektfunde entstammen ebenfalls überwiegend dem 19. und in geringerem Maß dem 18. und 20. Jahrhundert. So werden die Funde insgesamt durch das erste Viertel des 19. Jahrhunderts dominiert.

### *Briefe an König Friedrich I. und die königlichen Ministerien*

In den Fehlböden wurden einige an König Friedrich adressierte Briefumschläge gefunden. Es sind keine persönlichen Briefe an den König, sondern Zeugnisse seiner Regierungsarbeit, die von den verschiedenen Ministerien in die Sommerresidenz verschickt wurden. Nachdem der König am Vormittag ohne großes Zeremoniell eine Mahlzeit eingenommen hatte, erledigte er anschließend mit seinen Hofbeamten die Regierungsgeschäfte. Im Registraturzimmer zeugen noch immer die Aktenschränke von der täglichen Regierungsarbeit. Sie tragen lateinische Beschriftungen wie »Milit[aria]«, »Externa«, »Interna« oder »Publica«, und auch die wichtige Länder betreffenden Korrespondenzen und Akten waren in eigenen Schränken untergebracht: »Borus[sia]« (Preußen), »Brit[ania]«, »Mosc[ovia]« und »Caes[ar]« (der Kaiser). Mit einem solchen Arbeitszimmer aus dem Kanzlei- und Verwaltungsbereich, in die Raumfolge der repräsentativen Herrscherwohnung aufgenommen, wollte der Fürst

des 19. Jahrhunderts demonstrieren, dass er sich auch als arbeitender und sein Land verwaltender »Staatsdiener« verstand.

Insgesamt wurden sechs Briefumschläge im Zwischenboden des westlichen Kavaliersbaus entdeckt. Aus der kurfürstlichen Zeit stammt ein »smo [serenissimo] Electori ad clem. approbationem« (dem Kurfürsten zur wohl wollenden Zustimmung) bezeichneter Umschlag mit Fragmenten eines Siegels. Auf der Rückseite steht der Absender »Menoth«, <sup>7</sup> Johann Heinrich Menoth war Geheimer Legationsrat am kurfürstlichen Staatsministerium und Mitglied im geheimen Sekretariat. Ab 1806 war er für die auswärtigen Angelegenheiten im Geheimen Kabinet des Königs zuständig. <sup>8</sup> Andere Briefumschläge sind bezeichnet »Seiner Königlichen Majestät« oder »An den König«, auf dem Schnipsel eines zerrissenen Briefes steht »Ludwigsburg Mein Fürst!«, <sup>9</sup> Manchmal geben die Siegel noch Aufschluss über die Absender, wie die »Königliche Ob[er] Polizey Direction« <sup>10</sup> oder die »konigl. Württemb. General Cass« <sup>11</sup> (vom 6. August 1806). Zwei von Briefen abgerissene Siegel stammen vom »Königl. Württemb. Cabinets Ministerium« und von der »Konigl. Württ. Bau und Garten« Kommission in Stuttgart. <sup>12</sup>

»An den König« steht zweimal auf der Vorderseite eines zerschnitten Briefes. Es handelt sich um ein Bittschreiben, dem allerdings die Anrede und der Anfang fehlt: »... die mich mit größter Mühe auferzogen haben, und wenn ich ihnen was thun kann und thue es nicht, so würde es mich noch reuen am Rande des Grabes, denn wenn sie gestorben sind, so kann ich ihnen nichts mehr geben. Dießes bleibt mir allein überich, daß ich an ihnen nichts verabsäumt hab, sondern meine Kräfte angestränkt habe, um ihnen gutes zu thun. Denn erst bey Hinscheiden aus dieser Welt ist dies meine einzige Hoffnung des Wiedersehens und dieses bleibt mir gewiss nicht aus. Horb an ...« <sup>13</sup>

In diesem Brief bittet anscheinend ein gewisser Molck um Hilfe für seine alten Eltern. Er erhielt aber offenbar nicht viel, denn am Rand steht folgender Vermerk: »... Aus der königlichen Keller Stube erhält untergebener 1/2 M. W. [Maß Wein] T Molck Ludwigsburg den 6tn Augs. 1806.« Der Brief trägt das rote Siegel der königlich württembergischen »General Cass«, wurde also entweder von dieser weitergeleitet oder die Kasse benutzte das Schreiben noch einmal, nachdem das Anliegen erledigt war, indem das Papier als Briefumschlag an den König zurechtgeschnitten wurde. <sup>14</sup>

### *Königlicher Hofstaat und Verwaltung*

Ein kleiner blauer Umschlag mit abgerissenem Siegel erweckt den Eindruck, als habe er eine intime Note enthalten. Der Brief ist adressiert an »Graf Wintzingerode«. <sup>15</sup> Reichsgraf Georg Ernst Levin von Wintzingerode (1752-1834) hatte 1796 die verwitwete Landgräfin Philippine von Hessen-Kassel geheiratet, eine Tante Herzog Friedrichs von Württemberg, des späteren Königs. Nach ihrem Tod im Jahr 1800 kam der Graf in württembergische Dienste, wo er schnell Karriere machte. Als Präsident des Geheimen Rats, Staats-, Konferenz- und Kabinettsminister sowie Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten gehörte er zu den einflussreichsten Politikern des Landes. <sup>16</sup> 1807 kam es jedoch zum Zerwürfnis mit König Friedrich und Wintzingerode zog sich auf seine thüringischen Güter zurück. 1814 kehrte er aber nach Württemberg zurück und führte u.a. für das Land die Verhandlungen beim Wiener Kongress. Wintzingerode war dann noch Oberhofmeister der Königin Katharina und

nach deren Tod württembergischer Gesandter in Preußen, Sachsen, Hannover und Kurhessen.

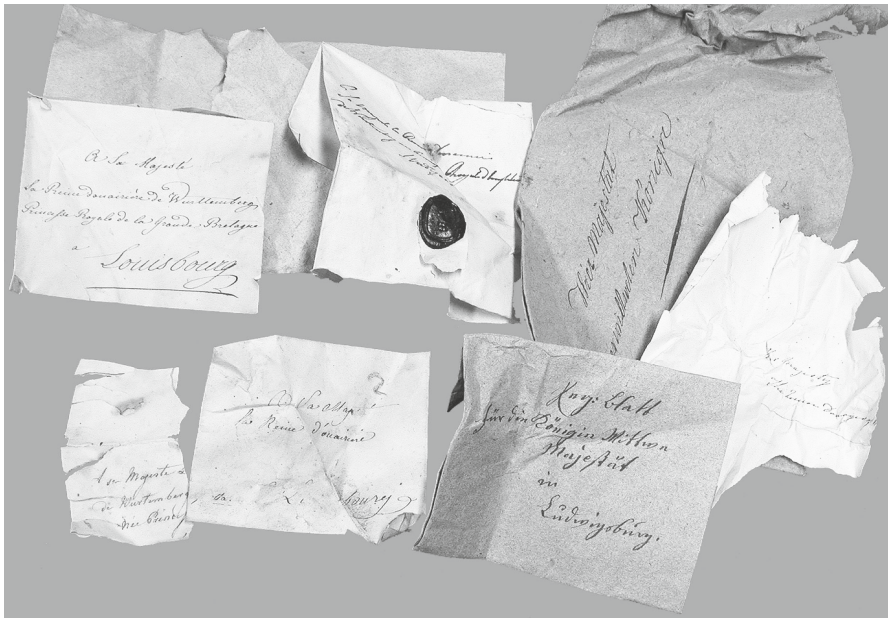
Täglich kamen Briefe am Hofe an: Das »Churfürstl. [Sta]ats Ministerium« schickte einen Brief an einen »hochwohlgeboren ... Legationsrath in Ludwigsburg«<sup>17</sup> und die Gesandtschaft in Dresden schickte eine Depesche an das »Wurtemberg, geh. Cabinet in Ludwigsburg«.<sup>18</sup> Ein Briefumschlag »An den Jur. Dic. Hof-Gerichtadvocat Gehs« trägt das rote Siegel mit dem großem württembergischen Königswappen.<sup>19</sup> Christian Friedrich Wilhelm Geß findet sich 1806 unter den königlichen Advokaten des Justizdepartements. 1812 war er Gerichtsprokurator beim Justizdepartement am Ober-Appellations-Tribunal in Tübingen.<sup>20</sup> Auch an den »Herrn Oekonomie Rath Breunlin« ist ein Umschlag adressiert.<sup>21</sup> Breunlin war Ökonomierat in der königlichen Bau- und Gartenkommission zu Ludwigsburg und hatte damit die ökonomische Aufsicht über Ludwigsburg, Monrepos und Schwieberdingen – wohl aber nur 1806, denn vorher und nachher findet er sich in den Staatshandbüchern nicht.<sup>22</sup>

### *Briefe an die verwitwete Königin Charlotte Mathilde*

Wesentlich mehr Briefumschläge – insgesamt 35 aus vier Fundkomplexen<sup>23</sup> – sind an die verwitwete Königin Charlotte Mathilde adressiert, stammen also aus dem Zeitraum von 1816 bis 1828. Sie sind adressiert: »a Sa Majesté la Reine Douairière«<sup>24</sup> oder »Ihro Majestät der verwitweten Königin in Ludwigsburg«, manche Briefe waren auch nach Stuttgart zugestellt worden, drei in den Kurort »Deinach« (Teinach). Manche Adressierung enthält den vollen Titel der Königin: »a Sa Majesté La Reine Douairière de Wurtemberg Princehse Royale de la Grande Bretagne a Louisbourg«, denn Charlotte Mathilde war die älteste Tochter König Georgs III. von Großbritannien.

Es sind stets nur leere Umschläge vorhanden, so dass über den Inhalt der Briefe nichts ausgesagt werden kann und die Absender können nur anhand der Siegel ermittelt werden. Ein Brief kam, wie die Umschrift auf dem Siegel verrät, vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nach Ludwigsburg.<sup>25</sup> Was immer darin der Königin mitgeteilt wurde, bleibt unbekannt, genauso wie der Inhalt des Schreibens, das Wolff von Kaulla am 20. November 1821 »an Ihre Majestät der verwitweten Königin« dem Landboten übergeben hatte.<sup>26</sup> Wolff von Kaulla war k. u. k. österreichischer Rat, königlich württembergischer Hofbankier und 1811 noch Hofagent.<sup>27</sup> Ein Briefchen wurde an den »Monsieur le Comte de Mullinen á Paris« adressiert.<sup>28</sup> Es trägt keinen Poststempel, sondern wurde anscheinend dem Comte persönlich am Ludwigsburger Witwenhof übergeben. Rudolph Freiherr von Mülinen war zunächst Kammerherr und Legationsrat im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. 1824 wurde Mülinen in den Grafenstand erhoben und war dann württembergischer Gesandter in Paris.<sup>29</sup> Am 10. August 1822 erreichte ein Schreiben aus Darmstadt die verwitwete Königin, zu lesen ist nur noch der Schluss »Diese meine unterthänigste Bitte, in tiefster Eh[r]furcht] Dero ganz gehorsamster Ernst Emil Hoffmann Großherzoglich ... Rath.«<sup>30</sup> Charlotte Mathildes Schwester Elisabeth (1770-1840) war seit April 1818 mit dem späteren Landgrafen Friedrich VI. von Hessen-Homburg (1769-1829, Regent seit 1820) verheiratet. Diese Briefe belegen, dass am Witwenhof auch Politik durchaus noch eine Rolle spielte.

Was mag wohl in dem Brief gestanden haben, den König Wilhelm an seine Stiefmutter schickte? Der Briefumschlag ist adressiert »a sa Majesté la Reine de Wurtem-



*Briefe an die verwitwete Königin Charlotte Mathilde.*

berg«.<sup>31</sup> Den Absender verrät diese Anrede und das rote königliche Siegel, das um das Wappen die Bezeichnung »W. K. v. W.« trägt – Wilhelm König von Württemberg. Für Wilhelm war es selbstverständlich, seine Stiefmutter als Königin zu betiteln, auch nachdem er selbst den Thron bestiegen hatte, während alle anderen Charlotte Mathilde als die »verwitwete Königin« bezeichneten.

Unter den Umschlägen sind auch zwei schwarz umrandete, abgestempelt in »22 [Tag?] Homburg« mit einem großen schwarzen Siegel, welches das Allianzwapen von Großbritannien und Hessen-Darmstadt trägt.<sup>32</sup> Es spricht alles dafür, dass in den dazu gehörenden Briefen Charlotte Mathildes Schwester einen Trauerfall nach Ludwigsburg vermeldete, vermutlich den Tod ihres Schwiegervaters Landgraf Friedrich V., der am 20. Januar 1820 gestorben war. Unter den an die Königin adressierten Briefumschlägen befindet sich auch einer, dessen schwarzes Siegel eine Krone und das Monogramm »AS« trägt, ein anderes schwarzes Siegel zeigt nur eine Träne.<sup>33</sup>

Besonders interessant sind Fragmente von Briefen, die Königin Charlotte Mathilde eigenhändig geschrieben hatte, auf ihrem typischem Briefpapier mit dem dünnen schwarzen Trauerband. Seit dem Tod ihres Gatten 1816 verwendete sie sogar für ihre Konzeptschreiben nur dieses Briefpapier sowie ein schwarzes Siegel. Aus dem westlichen Flügelbau stammen die Reste eines zerrissenen Briefs an ihre Enkelin Charlotte vom September 1823.<sup>34</sup> Der Inhalt des französischen Schreibens lässt sich aus den fragmentierten Zeilen nicht rekonstruieren, aber Empfänger und Absender sind eindeutig: »[Mon] tres chere Charlotte«, und am Ende heißt es: »[votre] bonne et tendre Grandm[è]re Charlo[tte]« – deine gute und liebe Großmutter Charlotte. In einem Brieffragment an ihre andere Enkelin Pauline, angesprochen als »chere petite«,

berichtet die Königin etwas über den »Landgrave ... Joseph«. Gemeint ist wohl der Gemahl ihrer Schwester, Landgraf Friedrich VI. von Hessen-Homburg, dessen zweiter Vorname Joseph war. Einen weiteren Brief schrieb die Königin im Jahr 1823 an »[Ma] tres chere Pauline«. <sup>35</sup>

Wer hat weshalb die Briefe zerrissen? Waren es Konzeptschreiben, die nach der Übertragung ins Reine zerrissen wurden? Hatte der Sekretär Thomas die Briefe abgeschrieben und dann die Originale zerrissen, oder haben die Empfängerinnen selbst die Briefe vernichtet? Generell stellt sich bei den Fundstücken aus den Befunden 11 (westlicher Kavalierebau) und 21 (Ahnengalerie <sup>36</sup>) die Frage, wie die Sachen an jene bestimmte Stelle kamen. Steckt dahinter Absicht oder Zufall? An eine absichtliche Deponierung glaube ich deshalb nicht, weil die Schriftstücke dafür zu unwichtig sind. Die Dinge sind nichts, was man sich zur Erinnerung aufgehoben hätte: Was sollte jemand mit einem leeren Briefumschlag anfangen, der an die Königinwitwe adressiert war? Viel wahrscheinlicher ist, dass man einfach Papierkörbe in den Zwischenböden ausgelehrt hat, was auch erklären würde, warum viele Objekte zeitlich sehr nahe beieinander liegen. Beide Befunde enthalten Briefe an die Königin, den Sekretär und Hofrat Thomas, die Gräfin von Üxküll, die Prinzessinnen und an die Hofdame von Seckendorff. Von diesen Personen ist letztere die einzige, die auch im westlichen Kavalierebau wohnte (im 1. Stock) und dennoch kann der Befund nicht als ihr »Nachlass« aufgefasst werden.

Einige Briefumschläge enthielten auch nur Theater- oder Opernkarten (so steht es auf den Umschlägen), die der Königin aus Stuttgart geschickt wurden. Am Ludwigsburger Hoftheater wurde überwiegend Sprechtheater gespielt, wurden Lustspiele und Komödien gegeben, wie 24 in den Fehlböden gefundene Ludwigsburger Theaterzettel von 1803 bis 1851 belegen. Gespielt wurde viel von August von Kotzebue (1761-1819), so am 25. April 1803 das romantische Trauerspiel »Die Spanier in Peru oder Rolla's Tod« <sup>37</sup> oder am 26. Juni 1805 die Posse »Der tote Neffe«. <sup>38</sup> Am 26. September 1805 wurde zunächst »List und Gegenlist«, ein Lustspiel von Friedrich Ludwig Vogel, gezeigt, danach »Graf Armande«, eine französische Oper von Luigi Cherubini (1760-1842), gespielt. <sup>39</sup> Die Aufführungen an diesem Tag gab es anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeiten von König Friedrichs jüngerem Sohn Prinz Paul mit Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, die vom 24. bis 30. September 1805 stattfanden. <sup>40</sup>

Nach dem Tod König Friedrichs 1816 bespielte das Hofensemble das Ludwigsburger Theater nicht mehr. Es wurde jetzt an Schauspielergesellschaften verpachtet, die auch Theaterabonnements verkauften. <sup>41</sup> So ist auf einem Zettel von 1818 zu lesen, dass im Schlosstheater zu Ludwigsburg »heute mit allerhöchster Erlaubnis die Königl. Württemb. allergnädigst privilegierte Schauspieler-Gesellschaft unter der Direction des Carl Winter die Ehre haben aufzuführen: Clara von Hoheneichen«, ein Ritter-schauspiel von Christian Heinrich Spieß (1745-1799). <sup>42</sup> 1821 gab es mal etwas ganz anderes auf der Bühne zu sehen. Ein handgeschriebener Zettel verkündet: »Ludwigsburg, den 23. Dezember 1821, werden wir die Ehre haben im Königlichen Marionetten Theater aufzuführen: ein Schau-, Trauer- und Thränen-Spiel. Personen: ein Hanswurst; dessen Frau, Anabele Dusel; Soliman, ein Türke; dessen Frau, Soliweib; ein Dokter; Knecht Keller u. Soldat; ein Geist.« <sup>43</sup> Leider fehlt der Titel des Stücks, so wissen wir also nicht, was zugleich traurig und lustig war. Unten ist auf dem Zettel noch vermerkt: »Wer heute lachen will, der stell sich bey uns ein. Weil heute der Hanswurst wird extra lustig seyn.«

Der Königin wurden auch Zeitungen zugestellt <sup>44</sup>, u. a. aus England »The Sun« und



»The morning Post«. Ein an die Königin adressierter Umschlag enthielt laut Aufschrift das Regierungsblatt, ein anderer die »Königl. Württemberg'sche Hof-Zeitung«. Interessant ist die Ausgabe der »Königlich Privilegierten Stuttgarter Zeitung« vom 28. August 1820. Auf der Titelseite wird zunächst Hofrauer für die verstorbene Herzogin von York angeordnet: Friederike Charlotte geborene Prinzessin von Preußen (1767-1820) war die Gemahlin von Friedrich August Prince of York, Charlotte Mathildes zweitältestem Bruder. Dann wird aus England über den Beginn des skandalösen Prozesses gegen die Königin wegen Ehebruchs berichtet. Georg IV. wollte sich nach seiner Thronbesteigung von seiner Frau Caroline von Braunschweig scheiden lassen und ihr sollte der Titel einer Königin verwehrt werden. Das Paar lebte bereits seit langem getrennt und Georg erließ 1820 eine »Strafbill«, mit der das Parlament die Ehe ohne Prozess hätte annullieren können. Die »Strafbill« wurde aber vom Parlament abgelehnt und da die Königin hohe Popularität genoss, wurde die Ehe auch nicht geschieden; Caroline starb allerdings schon 1821. Königin Charlotte Mathilde wird diese Vorgänge aufmerksam und mit großer Anteilnahme verfolgt haben, schließlich war Georg IV. ihr Bruder, und vermutlich war sie »not amused«, darüber in der Stuttgarter Zeitung zu lesen.

### *Briefe an die Prinzessinnen Charlotte und Pauline*

Charlotte (1807-1873) und Pauline (1810-1856) waren die Töchter des Prinzen Paul (1785-1852) und der Charlotte von Sachsen Altenburg (1787-1847). Paul war der jüngere Sohn König Friedrichs aus erster Ehe mit Augusta Carolina von Braunschweig-Lüneburg und dementsprechend betrachtete Charlotte Mathilde die fünf Kinder des Prinzen als ihre Enkel. Paul und seine Gemahlin lebten schon vor 1816 getrennt, 1817 wohnte er mit seinen Kindern in Paris. König Wilhelm erreichte schließlich, dass sein Bruder einer Erziehung der Kinder in Württemberg zustimmte. Charlotte kehrte mit ihrer Schwester Pauline um 1818 nach Stuttgart zurück. Beide lebten bei der Großmutter Charlotte Mathilde in Ludwigsburg und wohnten im zweiten Stock des Neuen Corps de logis.<sup>45</sup>

Prinzessin Charlotte heiratete 1824 den Großfürsten Michael von Russland (1798-1849), jüngster Sohn der Zarin, und erhielt nach ihrem Übertritt zum orthodoxen Glauben als Großfürstin von Russland den Namen Helena Pawlowna. Interessant sind in diesem Zusammenhang zwei Posteinlieferungsscheine<sup>46</sup>: »Ein Brief an sa majesté Imperiale de toutes les Russies l'impératrice mère á St. Petersbourg gehörig ist heute unterzeichneter Stelle zur Beförderung übergeben und darüber dieser drey Monat gültiger Schein erteilt worden. Ludwigsburg, den 23. Mai 1823. Königl. Württ. Postamt.« Ein zweiter Schein belegt die Aufgabe weiterer Post nach Petersburg am 13. Dezember 1823, diesmal übergeben an die »Expedition [des] Königl. Württ. Postamts reitender Posten«, die der schnellen Beförderung von Briefen und Zeitungen dienen. »L'impératrice mère« ist die Zarinmutter Maria Fjodorowna (1759-1828), geborene Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg. Sie war die Schwester König Friedrichs und bekam wahrscheinlich Post von Königin Charlotte Mathilde. Das russisch-württembergische Verhältnis war inzwischen wieder gut, nachdem Württembergs Teilnahme am Russlandfeldzug 1812 und der Tod Königin Katharinas 1819 es schwer getrübt hatten.<sup>47</sup> Sicher bahnten die Briefe bereits die Hochzeit zwischen Prinzessin Charlotte und dem Sohn der Zarin an.

Gouvernante der Prinzessinnen war Frau Obristin von Ziethen, Sous-Gouvernante war eine Mademoiselle Bourdais. Ferner gehörten zum Hofstaat der Prinzessinnen die Kammerfrau Goll, die Kindsfrau Schlegel, ein Koch, ein Bedienter und zwei Mägde.<sup>48</sup> 1824 war die Gräfin von Üxküll Obersthofmeisterin der Prinzessinnen, zu deren Bedienung noch die Kammerfrau Ulmer und drei Garderobenmädchen da waren.

Neun an die Prinzessinnen Charlotte und Pauline adressierte Briefe stammen aus der Ahnengalerie, von denen einer ein Siegel mit dem russischen Doppeladler (?) trägt.<sup>49</sup> Besonders bemerkenswert ist ein Brief der Schuhmachermeisterin Regina Schnaufer an die Prinzessinnen. Er ist sowohl ein Zeugnis der Abhängigkeit einer Handwerkerin vom Hof als auch eine raffinierte Selbstvermarktung, denn die Schuhmacherin ließ der Königin regelmäßig ein »Werbepäsent« zukommen:

»Stuttgart d. 11ten Sept. 1823. Gnädigste Prinzessinnen! Da Ihre Königl. Majestät sich nicht in Ludwigsburg befindet und ich alle Jahr unserer gnädigsten Königin von meinen Pfirsich [Pfirsich] eine kleine Aufwartung gemacht habe, jetzt bin ich so frei, denen beyde Prinzessinnen es im Nahmen unserer geliebten Königin zuzuschicken. Genießen Sie es im Nahmen der Gros-Mama, welches mir eine große Freude machen wird. Den Jungen Gros-Fürsten wünsche ich auch vielmal Glück, auf Ihren bevorstehendes Werk, leben Sie recht glücklich, und bleiben sie gesund, und wir werden Sie auch in unser Gebet einschließen. Ich wünsche guten Empfang und bin den gnädigst Prinzessinen allerunterthänigste Regina Schnauferin, Schuhmacher Meisterin.«<sup>50</sup>

Regina Schnaufer war vermutlich die Frau des Schuhmachers Anton Friedrich Schnaufer, der 1811 in der Turmstraße 121 in Stuttgart wohnte. Als Witwe führte sie die Geschäfte ihres Mannes weiter.<sup>51</sup> Sie wünscht in ihrem Brief dem jungen Großfürsten Glück. Damit ist Großfürst Michael gemeint, der künftige Gatte der Prinzessin Charlotte, und das »bevorstehende Werk« ist demnach die geplante Hochzeit.

Apropos Schuhe: In den Fehl- und Zwischenbodenfüllungen fanden sich insgesamt zwei Damenschuhe, sechs Herrenschuhe und diverse Schuhsohlen des 19. Jahrhunderts. Bei dem Damenschuh aus dem westlichen Kavaliärbau handelt es sich um einen flachen Schuh mit absatzloser Sohle.<sup>52</sup> Ein solcher Schuh war zwischen 1800 und 1810 sehr populär, sogar »demokratisch«, da dieses Modell von Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten getragen wurde.<sup>53</sup> Der Schuh ist sehr ausgetreten, die Ferse hatte eine Applikation zur Verstärkung erhalten, die Sohle ist stark abgenutzt und über dem kleinen Zeh gibt es eine befremdliche Ausbuchtung der Kappe. Das alles scheint für einen deformierten Fuß zu sprechen.<sup>54</sup> Im Gesamteindruck scheint der Schuh also nicht von einem graziilen Fuß getragen worden zu sein und die letzte Trägerin – vielleicht jemand aus dem Personal – war wahrscheinlich nicht die erste Besitzerin des Schuhs. Ein hochgeschnittener Schlüpfschuh für Damen, um 1820 entstanden, wurde im Dachgeschoss der Bildergalerie, an den Balkonköpfen über der Hohlkehle der Galerie gefunden.<sup>55</sup> Das Obermaterial besteht aus feinem, weißlichem Leder mit einer kleinen Schleife auf dem Rist. Die extrem dünne Laufsohle ist durchgelaufen und auch hier erhielt die Ferse zur Unterstützung eine Applikation aus dunklem Leder an die Sohle angenäht. Zuletzt wurde die Ferse wohl ganz herunter getreten und der Schuh als Pantoffel getragen. Der Schuh – wir würden ihn als »Ballerinaschuh« bezeichnen – stammt sicher aus adeligem Umfeld. Weil er abgelaufen war, wurde er zum Auftragen vielleicht an eine Kammerfrau oder sonst jemanden aus dem Hofpersonal verschenkt.<sup>56</sup>

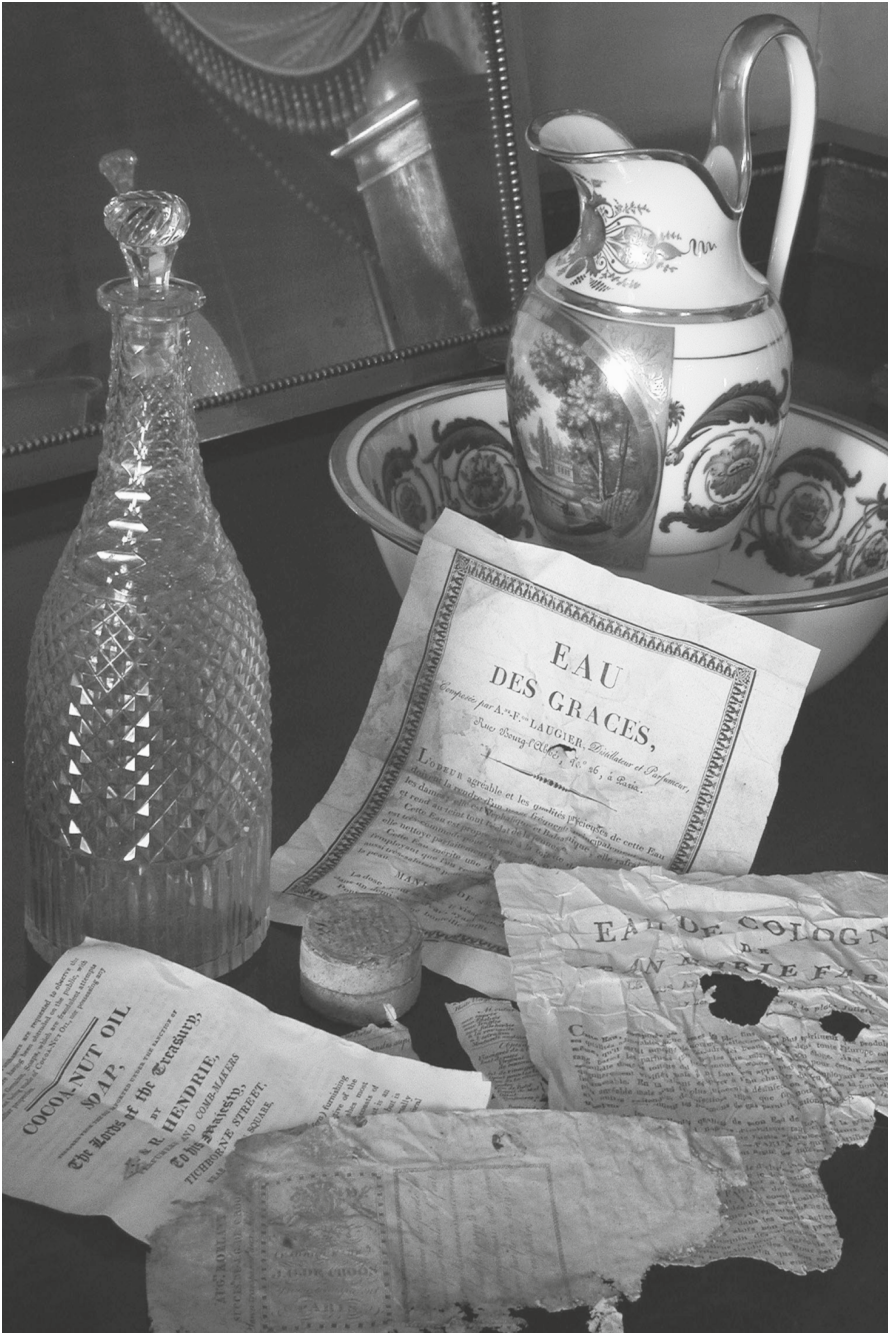


*Schube aus dem Ludwigsburger Schloss:  
zwei Damenschuhe (in der Mitte) und vier Herrenschuhe.*

Zu einem anderen Briefumschlag an eine der Prinzessinnen scheint ein zerrissenes Bittgesuch (um 1823) zu gehören, gerichtet an »eure königliche Hoheit«. <sup>57</sup> Gemeint ist wahrscheinlich Prinzessin Charlotte, denn die angesprochene Person ist im »Begriffe, das Vaterland zu verlassen« und an anderer Stelle ist von »Ihrem neuen Vaterlande« die Rede und Charlottes künftige Heimat sollte ja Russland sein. Die Verfasserin, eine 17 Jahre alte »mutterlose Waise«, weist darauf hin, dass eine Verwandte »allein auf ihre Pension beschränkt ist« und bittet daher um Unterstützung. Die königliche Hoheit wird inständig gebeten, »Ihrer Majestät« (Königinwitwe Charlotte Mathilde?) das Bittgesuch vorzutragen.

In diesem Zusammenhang ist ein zerrissener Zettel vom Dezember 1823 interessant, auf dem untereinander geschrieben steht: »Zeitungen u. Journale, Seife, Parfümerie, Pommade, arme Frau, 1 blaue Blumenguirlande«. <sup>58</sup> Hierbei handelt es sich sicherlich um ein abgerissenes Stück von einer Seite eines Ausgabenbüchleins, die Spalte der Kosten fehlt. Von den preußischen Prinzen sind solche Ausgabenbücher bekannt und es wurde in der fürstlichen Erziehung auf eine gewisse Wohltätigkeit Wert gelegt. <sup>59</sup> In diesem Fall ist es ein Geldgeschenk für eine arme Frau. Auf der Rückseite des Zettels stehen Notizen, die sich mit russischen Sprachbüchern befassen. Somit dürfte es sich bei diesem Zettel mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Fragment eines Einnahme- und Ausgabenbuchs der Prinzessin Charlotte handeln.

Auf dem Fragment eines Ausgabenbuches vom Mai 1823 ist unter anderem »Parfim« zu lesen. <sup>60</sup> Auch verschiedene in den Fehl- und Zwischenböden gefundene Verpackungen und Beipackzettel kosmetischer Produkte aus dem frühen 19. Jahrhundert zeigen, mit welchen luxuriösen Mitteln Körperpflege betrieben wurde. Die Beliebtheit von »Kölnischem Wasser« belegen drei 1811 gedruckte Beipackzettel dieses »von Johann Maria Farina, dem ältesten Destillateur in Köln« hergestellten und



*Beipackzettel von Kosmetika und ein Döschen  
mit Gesichtspomade auf dem Toilettentisch der Königin.*



in ganz Europa vertriebenen Dufts.<sup>61</sup> Aus Frankreich kam das Parfum »Eau des Graces«. <sup>62</sup> Der Beipackzettel informiert, dass der angenehme Duft und die wertvollen Eigenschaften dieses Eau de Toilette zu einem viel verwendeten Parfum, insbesondere der Damen machen. Es lindere Kopfschmerzen, wirke beruhigend, erfrische und gebe dem Teint die ganze Frische der Jugend wieder zurück. Das Parfum könne außerdem zur Haarreinigung benutzt werden, auch sei es als Badezusatz von heilender Wirkung, denn es mache die Haut geschmeidig.

Teure Seifen kamen aus Frankreich oder England. So zum Beispiel aus Paris eine – wie auf der ehemaligen versiegelten Verpackung zu lesen ist – transparente oder klare Seife mit Blumenduft.<sup>63</sup> Außergewöhnlich ist der Beipackzettel einer »Cocoa-Nut oil soap« (um 1794-1824), die aus London bezogen wurde.<sup>64</sup> Er erklärt zunächst die Herkunftsgebiete der Kokosnuss und hebt die Vorzüge der Nuss hervor, deren Milch nicht nur ein erfrischendes Getränk ist, sondern auch ein wertvolles Öl enthält.

Zur Zeit Charlotte Mathildes gab es, dies sei hier nebenbei erwähnt, im Schloss noch kein Badezimmer mit fest installierten Einrichtungen. Im Inventar von 1825 finden sich an Bademöbel nur »ein kupferner Badzuber« sowie »zwei hölzerne Badzuber, ein großer und ein kleiner.«<sup>65</sup> An Waschgeschirren gab es zahlreiche unterschiedlich ausgeführte Lavoirs mit Kannen und Bidets, wie »1 Bidet, das Gestell von hartem Holz mit gelbem Leder beschlagen, das Becken von Fayence«. <sup>66</sup> Im Schlafzimmer der Königin Charlotte Mathilde steht noch heute ihr Toilettentisch mit einer Waschschüssel und Kanne aus Ludwigsburger Porzellan, immer noch recht klein im Vergleich zu den beiden gläsernen Parfümflaschen.

Im Juni 1823 fühlte sich Prinzessin Charlotte übrigens unpässlich. Auf einer länglichen hellblauen, ehemals versiegelten Papierverpackung steht folgende Einnahmearweisung des Apothekers Haussmann an die Patientin: »Ihro königl. Hoheit Prinzessin Charlotte. Innerhalb 6. Tagen als Ihre zu verbrauchen. 6. Juni [18]23«. <sup>67</sup> Die äußere Form der Verpackung lässt den Schluss zu, dass in dem Papier ein kugelförmiges oder zylindrisches Fläschchen eingewickelt war, und die kurze Haltbarkeit des Inhalts scheint für einen Trank zu sprechen.

### *Briefe an Mitglieder des Hofstaats der Königin*

Aus dem Jahr 1822, vom 14. April 1823 (?), vom September 1823 und vom 17. Juli 1825 stammen Briefumschläge an die Gräfin von Üxküll. Sie wurden im Dach der Ahnengalerie gefunden, dazu eine kleine weiße Visitenkarte mit dem Schriftzug »La Comtesse Uxküll«. <sup>68</sup> Reichsgräfin Albertine von Üxküll-Gyllenband (1775-1848) war die Oberhofmeisterin der Prinzessinnen Charlotte und Pauline, bis sie 1825 wegen Unstimmigkeiten von der Königinwitwe des Hofes verwiesen wurde. <sup>69</sup> In einem Brief vom 25. September 1825 legte Charlotte Mathilde ihrer Enkelin Pauline die Gründe für die Entlassung der Gräfin dar<sup>70</sup>: Diese habe einen sehr schlechten Einfluss auf Pauline und dadurch sei auch das Verhältnis zur Großmutter getrübt worden. Sie verbietet Pauline, der Gräfin zu schreiben oder sie gar wiederzusehen – nur zu ihrem Besten. Dann verlangte die Königin von Pauline, das Verhalten ihr gegenüber wieder zu bessern und den Einfluss der Gräfin zurückzunehmen. Im April war es in Frankfurt zu einer unschönen Szene gekommen, wonach die Großmutter auf sie zugegangen sei, die Enkelin aber nicht. Charlotte Mathilde wünschte sich, dass ihr Verhältnis wieder wie früher sein solle. Leider erfährt man aus dem Schreiben nicht, wie



sich der schlechte Einfluss der Gräfin Üxküll auf die 15-jährige Prinzessin auswirkte.

Auf der Rückseite eines Briefes, bezeichnet »A Madame de Seckendorff« ist zu lesen: »Je vous prie ma chère Maman de m'apporter de la joie conleur un peu beucoup« (Ich bitte Sie, liebe Mama, mir Freude zuteil werden zu lassen).<sup>71</sup> Gemeint ist wohl, dass die Mutter den Sohn besuchen oder empfangen soll. Mehrere Mitglieder der Familie Seckendorff finden sich im Hofstaat der Königin. Dieser Brief wurde wahrscheinlich von Carl Alexander von Seckendorff (1803-1855), Kammerherr und Obersthofmeister, an seine Mutter Freifrau Julie von Seckendorff-Aberdar (1778-1837) geschrieben. Sie war eine Staatsdame der Königin Charlotte Mathilde und bewohnte 1817/1822 vier Zimmer im ersten Stock des Riesenbaus.<sup>72</sup>

Auf einem aus dem Briefpapier der Königinwitwe herausgeschnittenen Zettel steht in der Handschrift Charlotte Mathildes der Name »Madame d'Unruhe«.<sup>73</sup> Gemeint war wohl Wilhelmine von Unruh (gestorben 1839), die von 1802 bis 1806 Hofdame der Prinzessin Katharina, seit 1813 Hofdame der Königin war und 1824 zur Staatsdame ernannt wurde. Noch 1837 bewohnte sie Räume im ersten Stock des östlichen Kavaliersbaus. Im Jahr ihres Todes findet man sie als Stiftsdame im adeligen Fräuleinstift in Oberstenfeld, das zur Versorgung unverheirateter Damen diente.<sup>74</sup>

### *Diener bei Hofe*

Heute steht das Schloss leer – doch man stelle es sich zur Zeit König Friedrichs vor: Adelige, Hofbeamte, Hofdamen, unzähligen Diener in ihren schmucken Livreen, Kammerfrauen und schließlich das zahlreiche niedere Personal bevölkerten die Schlossanlage.

Im Neuen Corps de logis liegt zwischen den Herrschafts- und Repräsentationsräumen der Garten- und der Hofseite ein Degagement, um zwei kleine Lichthöfe herum gruppiert. Es ist sozusagen der »Bauch« des Schlosses, bestehend aus Gängen, Treppen, Garderoben und Aufenthaltsräumen. Diese Räume dienten der »Comedite der Fürstl. Persohnen, und damit eine Jede ihre Leuthe und Bedienung also baldt an der Hand haben möge«.<sup>75</sup> Von hinten lassen sich nicht nur wichtige Herrschaftsräume zur schnellen Bedienung direkt erreichen, sondern auch die Öfen beheizen, und über Nebentreppen ließ sich schnell das Stockwerk wechseln. Die Räume sind entresoliert, also zweistöckig. Unten befanden sich vor allem die herrschaftlichen Garderoben und Aufenthaltsräume der Diener. Sie waren mit einfachen Holzbänken und Tischen ausgestattet, aber immerhin beheizbar. Da die Räume kein Tageslicht haben, saßen die Diener bei Öllampen und Kerzen und warteten auf das Läuten der Herrschaft. Im oberen Zwischengeschoss waren neben weiteren Garderoben auch Schlafkammern für die jeweils nachts Dienst habende Dienerschaft.

Die eigentlichen Wohnräume der Dienerschaft befanden sich in den Mansarden. Sie waren einfach eingerichtet. Ein Zettel enthält eine Aufstellung über bescheidene Möbel, die wahrscheinlich einem Bediensteten oder einer Bediensteten überlassen wurden: »Ein Bett, ein Waschtisch, ein Arbeit[jisch?], 2 Stühle, ein Komod, ein Bücherständer, ein Kleiderkasten«.<sup>76</sup> Trotz der schlichten Verhältnisse war der Hofdienst attraktiv, denn man war gut versorgt. Königin Charlotte Mathilde bedachte bei ihrem Tod ihre Hofdamen, Kammerfrauen und Lakaaien mit großzügigen Pensionen.<sup>77</sup>

Auch das Personal des Königs und der Königin(witwe) hatte Post erhalten, wovon verschiedene Briefumschläge zeugen. Zunächst betrachten wir einen Teil des Personals König Friedrichs.

In einem Heft, in dem aufgezeichnet wurde, was an Kleidung zur Hofwäscherei gegeben wurde, stehen die Namen Graf Carl und Graf Rudolph.<sup>78</sup> König Friedrich erwartete von den mediatisierten Fürsten, dass sie sich regelmäßig am Hof aufhielten. Es könnte sich bei den Grafen um junge adelige Kammerherren oder Pagen handeln, die von ihren Familien für eine bestimmte Zeit an den Hof zum Dienst geschickt wurden.

Ein abgerissener Zettel trägt auf der Vorderseite die Namen Adelliger: v. Nicolai, v. Lilienberg, v. Walsleben, v. Berlichingen, v. Breuning; auf der Rückseite stehen die Namen Gunzert, Koch, Steiß, Mayer, Leins, Riedt, Braun.<sup>79</sup> Die Personen haben anscheinend nichts gemeinsam, warum ihre Namen auf dem Zettel stehen, kann nicht beantwortet werden. Alle Namen finden sich aber im Staatshandbuch von 1809/10. Nicolai war Generalfeldzeugmeister, Lilienberg war Generalleutnant, Gouverneur von Ludwigsburg und Hohenasperg. Beide waren zu dieser Zeit laut Staatshandbuch bereits pensioniert. Walsleben war ein Generalmajor, Berlichingen war Kreishauptmann des Ludwigsburger Kreises und beide waren Oberkammerherren. Carl Freiherr von Breuning war ein Flügeladjutant und Reisestallmeister. Außerdem sind alle genannten Adelligen im Staatshandbuch als Träger verschiedener Orden verzeichnet. Gunzert und Koch waren Kammer-Leibjäger, Steiß und Mayer waren Leibhusaren, Leins war ein Leiblakai, Riedt war ein Hoflakai und Braun war Bedienter der Leibpagen.

Auf einem Zettel mit einer Abrechnung über insgesamt zwölf Gulden steht der Name »L. Catharine Scholl«.<sup>80</sup> Ein Herr Scholl war 1806 Kammerlakai, 1810 Kammerdiener.<sup>81</sup> Es sind aber auch noch andere Personen dieses Namens in Ludwigsburg nachweisbar.<sup>82</sup> Allerdings werden keine Frauen mit dem Namen Scholl erwähnt, wir wissen also nicht, welche Funktion L. Catharine im Schloss innehatte.

Ein Brief ging an »Herrn Höhn Königl. Läufe[r]«,<sup>83</sup> Samuel Höhn (1787-1843), verheiratet mit Anna Dorothea Noll (1795-1853), war Schneider und wurde 1806 Läufer bei Hof, also ein Bote. 1816 war er Hoflakai, 1824 Hoflakai 1. Klasse und 1829 wurde Höhn zum Kammerlakai 3. Klasse befördert. Seit 1840 war er Hofmesner.<sup>84</sup>

Erhalten ist auch eine Abrechnung des Kammerhusaren Breitmeier über Trinkgelder für die Kavalierskutsche von Stuttgart nach Ludwigsburg. Oben auf dem Papierbogen steht: »Den 17ten Jun 07 hat unterzeichneter von Stuttgart nach Ludwigsburg vor den Gavelirs-Wagen folgendes Drinkgeld ausbezahlt: 1 fl. 6 kr. Ludwigsburg den 17ten Jun 1807 T Breitmeier«. <sup>85</sup> Darunter steht noch mal dasselbe nur mit dem Zusatz, dass der Wagen von vier Pferden gezogen wurde. Die Passage mit der Unterschrift ist abgerissen. An jenem 17. Juni 1807 fuhr der König wegen eines Brandes nach Stuttgart, der allerdings schon gelöscht war, als er ankam, darum kehrte er wieder nach Ludwigsburg zurück.<sup>86</sup> Der Kammerhusar begleitete ihn zwar, fuhr aber offensichtlich nicht im Wagen seines Herrn und gab dann die Abrechnung seiner Auslagen ab.

Ebenfalls von 1807 stammt eine weitere Abrechnung über Reisekosten: »Auf der Reise hat unterzeichner Drinkgeld ausbezahlt: d. 5ten Juli auf dem Bodensee einem Schiffma[nn] ..., d. 10ten J. von Metzingen nach Neckertheil[ingen] ..., von Necker-

theilfingen nach Stu[ttgart] ... Ludwigsburg d. 13ten Juli 1807 T.«<sup>87</sup> Vom 30. Juni bis 14. Juli 1807 machte König Friedrich eine Reise an den Bodensee, den Rheinfall und in verschiedene Städte an der Donau. Eine verkürzte Reise nach Schaffhausen, um dort den König zu treffen, unternahm vom 2. bis 10. Juli Prinzessin Katharina, Herzogin Ludwig, Prinz Adam und deren Gefolge.<sup>88</sup> Die Person, welche die Reisekosten abrechnete – der Handschrift nach wieder der Kammerhusar Breitmeier –, reiste mit der zweiten Gruppe, wohl im Wagen der Dienerschaft.

1806 arbeitete am Hof auch der Kammerhusar Finkenbeiner, der später ein Läufer war.<sup>89</sup> Der Name »Finkenbeiner« steht auf einem Zettel, der Schreibübungen enthält: »General«, »Feldmarschall«, »Königlich«, dazu der Spruch »dem Herrn unserem Gott sei Ehre«. <sup>90</sup> Die Rückseite trägt einen Briefentwurf mit dem Datum 16. September 1807: »Sehr w. geschaz. Fr. [sehr wert geschätzter Freund], verzeihe mein langes Stillschweigen ...« Der Brief sollte wohl, wie auf der linken Seite steht, an den »Herrn Regiments Quartiermeister Auterith« gehen, wurde jedoch nicht vollendet, sondern als Papier zum Kritzeln benutzt. Finkenbeiner erhielt auch noch einen Brief von seiner Familie aus Bebenhausen, wahrscheinlich von der Cousine. Sie teilt dem lieben »Herr Fetter« mit, dass die Frau ihres Bruders verstorben ist.<sup>91</sup>

Ein unbekannter Absender, der ein rotes Siegel mit einem springenden Hund verwendete, über dem »Tallio« steht, schickte zwei Briefe an »Johana Weeberin in Diensten in der gleinen Königl. Mönaschrie in Ludwigsburg«. <sup>92</sup> Johanna Weber war wahrscheinlich eine der beiden Geflügelmägde in der Menagerie König Friedrichs und die Tochter des Küchen- und Backmeisters Jakob Heinrich Gottfried Weber (1753-1815). <sup>93</sup> Auf einem Papierbriefchen, in dem die Stoffprobe eines Seidenstoffs liegt, steht »S [oder CH?] Mayer«. <sup>94</sup> Herr Mayer war 1815 Portier in der Favorite und hatte dort zugleich eine Zeit lang die Stelle des Hausschneiders inne.<sup>95</sup>

### *Briefe an die Dienerschaft der Königin*

Zwei Briefe sind an den »Herrn Hofrath von Thomas wohlgeboren in Ludwigsburg« adressiert. <sup>96</sup> Es handelt sich um Theodor Gottfried Thomas, der seit 1806 der geheime Sekretär der Königin war und 1824 wegen seiner Verdienste zum Legationsrat ernannt wurde.<sup>97</sup>

Auf einem Diktat aus dem Schulunterricht vom 6. Juli 1820 steht der Name Karoline Edelin.<sup>98</sup> Sicherlich war sie die Tochter von Herrn Edele, einem Zaunknecht (zum Jagdpersonal gehörender Knecht), der seit 1817 Parkwächter in Monrepos war und somit zum Personal der Königinwitwe zählte, denn das Seeschloss gehörte ebenfalls zum Wittumsgut Charlotte Mathildes.<sup>99</sup>

Einen Brief, mit einem roten Siegel geschlossen, das am Rand Olivenzweige zeigt, erhielt »Madame Bechtlin, Laibschneiderin bey Ihr Königlichen Hoheit der Frau Churfürstin in Ludwigsburg«. <sup>100</sup> Frau Bechtle begann ihre Laufbahn 1798 als Garderobejungfer, dann wurde sie Leibschneiderin der Kurfürstin Charlotte Mathilde. Schließlich ist sie zur Kammerfrau aufgestiegen und war bis 1809/10 in Diensten der Königin.<sup>101</sup> Auch ihr Mann, der Kammerlakai Bechtle, arbeitete am Hofe, und zwar als Mundschenk. Ein Lakai war eigentlich nur ein niederer Kammerbedienter, als Mundschenk führte Bechtle aber die Aufsicht über die Getränke bei Hofe und schenkte bei der Tafel ein. Er schied 1811 aus dem Hofdienst aus.<sup>102</sup>

Übrigens stammt aus der Ahnengalerie die Stoffrestesammlung eines Schneiders



*In einem Nähtisch im Zimmer der Kammerfrau: Restesammlung eines Schneiders oder einer Schneiderin. Die Spielkarten wurden zum Aufwickeln von Garn benutzt.*

oder einer Näherin aus dem frühen bis mittleren 19. Jahrhundert.<sup>103</sup> Alles, was noch brauchbar war, wurde aufgehoben, bis jemand die Stoffreste, Fäden und abgeschnittenen Säume unterm Fußboden entsorgte. Da gibt es runde Ausschnitte aus feinem Baumwollgewebe, die wahrscheinlich als Flicker an der Wäsche gedacht waren, Bänder aus seidigem Stoff, Seidentücher, einen Streifen feinen Tülls, mehrere Baumwollstreifen, abgeschnittene Säume aus Baumwollgewebe, zerschnittene Stoffreste eines feinen Baumwollgewebes (Weißzeug, Reste von Hemden, u. a. ein Rest einer Hemdtasche, Bettwäsche oder Tischdecken), Tuchreste aus Leinen oder Baumwolle (Kissenbezüge, Leintücher, Tischdecken), Tücher, Lappen und anderes mehr.

Gefunden wurden auch verschiedene Aufzeichnungen über Kleidung. So hat z. B. Caroline Distel – Garderobedienerin im Hofstaat der Königinwitwe und Garderobemädchen der Prinzessin Pauline und somit im Rang hinter den Kammerfrauen und Garderobejungfern stehend<sup>104</sup> – um 1820 zwei Kleiderlisten unterzeichnet. Vielleicht notierte sie auf den Zetteln, was sie von Prinzessin Pauline zur Wäsche gegeben hatte. Auf dem ersten Zettel, der leider nicht mehr ganz vollständig ist und bei dem an manchen Stellen insbesondere die Zahlenangaben fehlen, ist zu lesen: »19 Hemter, 15 paar Strümpf, 4 paar Beinkleider, 1 Hauben, 2 Nachtjaken, 4 Kleider, Nastücher, Pelerin<sup>105</sup>, Unterröke, Serviet, Leintuch, 1 Halskrause, 1 Schmiesel [Bluse].« Auf dem zweiten Zettel sind aufgeführt: »17 Hemder, 14 Strümpf, 4 Beinkleider, 2 Bet[t]jaken, 3 Hauben, 37 Nastücher, 6 Kleider, 4 Unterrök, 3 Pelerin, Halstücher, Leintuch, Serviet.«<sup>106</sup>

Auf einer Wäscheliste, die in der Bildergalerie gefunden wurde, ist zu lesen: »Vor ihro Maj[estät]: 7 Taghemder, 8 Nachthemder, 7 paar Beinkleider, 1 Nachtkamisol, 2 Unterröke, 4 Kissenziehle [Kissenbezüge], 7 Leintücher, 21 Serviet, 91 Saktücher [Taschentücher], 8 große [Sacktücher], 1 Bügeltuch, 2 paar baumwollene Strü[mpf].«<sup>107</sup> Hier handelt es sich um den seltenen Fall einer Aufstellung von Leibwäsche der Königin bzw. Königinwitwe Charlotte Mathilde. Entweder sollten die Sachen in die Hofwäsche gebracht oder für eine Reise gepackt werden, oder sie mussten zwischen Ludwigsburg und Stuttgart bzw. umgekehrt ausgetauscht werden. In einer anderen Notiz geht es eindeutig um Kleidung für eine Reise: »Das Kätschen soll mich sagen, ob jetzt alle die Sache noch ganz reinlich angekommen sind und was auf die Reisen mitnehmen muß, besonders daß die Beinkleider nicht fehlen, und wenn zu wenig schwarze Seiden Nastücher – ge[h]t noch waschen. [...] Die Beinkleid [Unterhosen] der Prinzess soll man gleich auf die Post bringen [...]«<sup>108</sup> Die schwarzen seidenen Taschentücher waren sicher für die Königinwitwe Charlotte Mathilde gedacht, die Beinkleider für Prinzessin Charlotte oder Pauline.

Das Inventar von 1833 vermerkt, dass die ehemalige Konditorei im Festinbau dem Wittumshof als Wäscherei überlassen worden war. Im Erdgeschoss des Neues Corps de logis befand sich hinter der alten Silberkammer eine weitere Waschküche (Raum 7), vielleicht ursprünglich zum Waschen der Tischwäsche, denn in einem der Gewölbe wurden auch die Klapptische aufbewahrt, die bei den Hofessen in den Speisesälen aufgestellt wurden. Nach dem Inventar von 1788 befand sich dort ein »kupferner Waschkessel, welcher eingemauert« war und in dem die Wäsche gekocht wurde.<sup>109</sup> Noch 1901 war hier die Waschküche der Prinzessin von Schaumburg-Lippe. Unter einem riesigen Rauchfang steht heute noch die Herdstelle, in deren runder Öffnung der große Kessel eingelassen war. Dem Inventar von 1825 können wir entnehmen, dass in Raum 10 »eine große Mang[el] mit der dazugehörigen Walze; eine Wasserbank von tannen Holz mit Untersatz« standen.<sup>110</sup> Ein elfseitiges Heft verzeichnet, was monatlich (ohne Jahresangabe) »in die Wäsche gegeben« wurde und enthält Abrechnungen mit dem Vermerk »bezahlt«. <sup>111</sup> Abgesehen davon, dass manchmal Wäsche der Grafen Carl und Rudolph entgegengenommen wurde, erfahren wir jedoch nicht, wessen schmutzige Wäsche gewaschen wurde.

Von der Wäscherei werfen wir einen kurzen Blick in die Hofküche, schließlich befindet sich unter den Fehlbodenfunden jede Menge Gebrauchskeramik als Küchengeschirr, aber auch Geschirr aus Ludwigsburger Porzellan. Die Speisen wurden in der Zeit Friedrichs und Charlotte Mathildes im Küchenbau zubereitet. Die Hofküche wurde 1715 unter Leitung des Baumeisters Widmann hinter dem Ordensbau errichtet. In der Mitte befand sich eine riesige zweigeschossige Küche, in deren Innerem heute aber nichts mehr erhalten ist. Um 1837 wurde die Küche letztmals bei Anwesenheit der Königin Pauline benutzt. Allein aus den Schlossinventaren kann man eine ungefähre Vorstellung vom Aussehen der Küchen bekommen.<sup>112</sup> In der großen Küche befand sich unter einem Rauchfang ein großer Herd mit mehreren Kochzonen, wie er ähnlich noch heute im Sockelgeschoss von Schloss Monrepos zu sehen ist. Alle Inventare führen jeweils nur eine eiserne Herdplatte auf, die auf den aus Ziegeln gemauerten Herdblock gelegt war. Das Feuer brannte direkt auf der Herdplatte, das Holz war aufgeschichtet in einem Feuerhund (ein eisernes Gestell, auch Feuerbock genannt), damit es von unten Luft ziehen konnte. In der Küche gab es sechs Feuerhunde, die teils eingemauert waren. Dies lässt zwei Interpretationen zu: Entweder standen die Feuerhunde auf der großen Herdplatte an verschiedenen Koch-





*Ehemalige Waschküche im Erdgeschoss des Neuen Corps de logis. Im Herd war ein eiserner Kessel zum Kochen der Wäsche eingelassen, im Fenster befindet sich ein Spülstein mit Ausguss in den Lichthof.*

zonen oder es gab sechs separate Herde, deren Kochplatten nur aus einem Ziegelboden bestanden. Zum Braten gab es wahrscheinlich einen eigenen Herd, an dem sich der Bratbock befand. Das war ein Ständer, in den die Bratspieße eingehängt und von vier Eisenstangen gedreht wurden. Dabei konnte der Braten durch Handkurbeln gedreht werden oder raffinierter war es, wenn die Stangen mit einem mechanischen Bratenwender verbunden waren. In acht gelochten Eisenplatten wurden die Kasserollen eingehängt und von unten befeuert. Diese Töpfe und Pfannen mit Stil oder Henkel dienten zum Kochen von Saucen, Ragouts oder Frikassees.

Für die Zubereitung der Speisen standen im Raum vier große Eichentafeln, drei lange Tafeln mit Schubladen, mehrere verschieden große Tische und ein Haublock zur Verfügung. Hervorgehoben war der ins Fenster eingebaut Tisch für den Bratenmeister. Schränke und Regale gab es wenige: Einen Schrank mit Fächern und zwei Türen, einen Wandkasten und eine Stellage neben dem Bratherd. Ein besonderer Wandschrank war aufgemauert und diente zum Warmhalten von Speisen.

Die Konditorei befand sich noch unter König Friedrich im Festinbau. Dass gerne genascht wurde, belegen zahlreiche Bonbonpapiere. 25 weiße Bonbonpapiere tragen den Aufdruck »Malzbonbons von E. Birkner in Breslau«, während in anderen Papieren Bonbons der Sorten »Citrone«, »Punsch« und »Chocolade« eingepackt waren.<sup>113</sup> Eine Papierpackung könnte sogar ein besonderes Konfekt enthalten haben, denn es trägt in einem von Sternen umgebenen ovalen Feld den Aufdruck »Mathilde«.<sup>114</sup> Wahrscheinlich war es als Präsent für die »Enkeltochter« der Königinwitwe gedacht, Mathilde Lätitia Wilhelmine Bonaparte (1820-1904), Tochter von Katharina und Jérôme Bonaparte.

Die Silberkammer des Wittumshofes der Königin Charlotte Mathilde befand sich im Erdgeschoss des östlichen Kavalierebaus, wo auch der Silberkämmerling Berner



*Keramik aus dem westlichen Kavalierebau,  
im Zentrum das Fragment eines Grapen (Dreibeingefäß).*

wohnte.<sup>115</sup> Bei den Fehlbodenfunden gibt es nur wenige Hinweise auf die Silberkammer. Ein Schriftstück belegt die Auslieferung von Gegenständen, indem jemand bestätigt, dass er aus der Silberkammer »30 Stück gezogene Duftlicht Lichter« empfangen hat.<sup>116</sup>

Bei der im Schloss gefundenen Irdenware handelt es sich um übliche Gebrauchskeramik des 18. und 19. Jahrhunderts, die in den Küchen zum Einsatz kam. Da gibt es vor allem Henkeltöpfe. Sie dienten zum Kochen oder als Vorratsgefäße und waren oft mit einem Deckel verschlossen. Kleinere Henkeltöpfe, so genannte »Halbe«, wurden meist zum Aufstellen der Milch benutzt, damit sie gerann. Krüge und Kannen dienten als Wassergefäße oder zum Servieren von Wein, Most, Kaffee, Tee oder Sirup. Flaschen aus Steinzeug wurden für Mineralwasser (Seltersflaschen), aber auch zur Aufbewahrung und zum Transport von Bier, Wein, Most oder Schnaps verwendet. Gefäße aus Steinzeug waren zudem optimal für die Vorratshaltung von Öl, Essig, sauer eingemachten Speisen, Butter oder Fischmarinaden.

Neben den Henkeltöpfen wurden zum Kochen eiserne Kochtöpfe benutzt, aber auch noch im frühen 19. Jahrhundert finden sich in der Küche Pfannen und Grapen (Dreibeingefäß) aus Irdenware. Die Ränder haben oft einen Deckelfalz und am Rand ansetzende Vertikalhenkel oder einen von der Bauchmitte schräg nach oben gerichteten Stielgriff. Die drei Füße des Grapen unter dem Topfboden hoben das Gefäß von der Herdplatte ab; so konnte Glut unter den Gefäßboden gebracht werden. Ein Bodenfragment eines Grapen oder einer Dreifußpfanne stammt aus dem Riesenbau. Am Boden hängt noch ein Bein, keilförmig nach unten verjüngt. Innen ist das Gefäß gelbgrün glasiert, der Boden ist von unten stark verrußt. Ein ähnliches Kochgeschirr stammt aus dem westlichen Kavalierebau. Von den drei Beinen sind noch zwei vorhanden, die Fußenden sind eingerollt.<sup>117</sup>

Zum Schluss noch ein kurioser Fund: Unter den Treppenstufen im Alten Corps de logis lagen neben Brieffragmenten und anderen Fundstücken Reste vom Kopf- und Brustpanzer sowie Zangen des Fluss- oder Edelkrebses, Austernschalen, das Gehäuse einer Weinbergschnecke und passend dazu das abgeschnittene Unterteil einer Zitrone. Offensichtlich hatte jemand die Speisen aus der Küche stibitzt – vielleicht auch die Reste der Tafel bekommen – und es sich schmecken lassen.

### Anmerkungen

- 1 Vgl. Ingolf Ericsson, Rainer Atzbach (Hrsg.): *Depotfunde aus Gebäuden in Zentraleuropa*, Berlin 2005, S. 10. Der archäologische Terminus »Depotfund« wurde hier verwendet, obwohl dieser Ausdruck in der frühgeschichtlichen Archäologie als Synonym für »Hortfund« eine eng umgrenzte Bedeutung besitzt.
- 2 Ericsson/Atzbach (wie Anm. 1) S. 10.
- 3 Vgl. Ilse Fingerlin: *Gebäudefunde unter Dächern und zwischen Böden*, in: Ericsson/Atzbach (wie Anm. 1) S. 14 ff. Hierzu zählen auch Objekte, die von Nagetieren eingeschleppt oder bei Umbauarbeiten sekundär weitergeschoben wurden.
- 4 Die umfangreiche Baumaßnahmen der Jahre 1958 und 1990 bis 2003 brachten immer wieder Objekte aus den Fehl- und Zwischenböden des Ludwigsburger Schlosses ans Licht – insgesamt 34 unterschiedliche Befundkomplexe. Die Funde wurden durch die ausführenden Handwerker und die Mitarbeiter des Staatlichen Vermögens- und Hochbauamts Ludwigsburg geborgen und deponiert. Im Auftrag der Behörde sichtete der Autor 2003/2004 das Material und erfasste es in Listen.

- 5 Konrad Bedal, Herbert May (Hrsg.): Unter Dach und Fach. Häuserbauen in Franken vom 14. bis ins 20. Jahrhundert, Bad Windsheim 2002, S. 230 ff.; vgl. auch Johann Georg Krünitz: Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staatswirtschaft, Berlin 1775-1848, Bd. 15, S. 540 (Stichwort Fußboden).
- 6 Die Angaben stützen sich auf klar datierte Schriftstücke und Druckschriften.
- 7 Fundnr. 11-1.1 (die Fundnummer bezieht sich auf die Ablage der Fundstücke im Fundraum im Ludwigsburger Schloss. Die erste Zahl bezeichnet den Fundkomplex, die zweite Zahl die inhaltliche Kategorie: Befund 11 = westlicher Kavalierebau, 1.1 = Post).
- 8 Staatshandbuch 1805, S. 67 f.; Staatshandbuch 1806, S. 82.
- 9 Alle Fundnr. 10-1.1.
- 10 Fundnr. 10-1.1. Rotes Siegel, königlich württembergisches Wappen, Wappenhalter Löwe und Hirsch.
- 11 Fundnr. 10-1.1. Brief bezeichnet »An den König«, rotes Siegel, Wappen mit Reichssturmfahne, Geweihtangen und Königskrone.
- 12 Beide Siegel Fundnr. 10-1.1.
- 13 Fundnr. 10-1.1. Der Haupttext ist von anderer Hand geschrieben.
- 14 Vielleicht ist dann »Molck« gar nicht der Briefschreiber, sondern die Notiz bezieht sich auf einen ganz anderen Vorgang, denn auf dem Brief wurde auch herumgekritzelt.
- 15 Fundnr. 1-1.1.
- 16 Staatshandbuch 1815, S. 137, 142, 145.
- 17 Fundnr. 10-1.1. Rotes Siegel, kurfürstlich württembergisches Wappen, großes Wappenschild, Adlerorden, Kurhut.
- 18 Fundnr. 10-1.1. Rotes Siegel, königlich württembergisches Wappen.
- 19 Fundnr. 11-1.1.
- 20 Staatshandbuch 1806, S. 106; Staatshandbuch 1812, S. 148.
- 21 Fundnr. 11-1.1.
- 22 Staatshandbuch 1806, S. 33.
- 23 13 Briefe Fundnr. 7-1.1, neun Briefe Fundnr. 11-1.1, zwölf Briefe Fundnr. 21-1.1, ein Brief Fundnr. 22-1.1.
- 24 Ihrer Majestät der verwitweten Königin – »douairière« ist ein altes Wort für verwitwet (veuf), das heute nicht mehr benutzt wird.
- 25 Fundnr. 11-1.1. Rotes Siegel mit königlich württembergischen Wappen, Wappenhalter Löwe und Hirsch mit der Devise »furchtlos und treu«.
- 26 Fundnr. 21-1.1.
- 27 Adressbuch Stuttgart 1829, S. 89.
- 28 Fundnr. 21-1.1.
- 29 Staatshandbuch 1815, S. 142; Staatshandbuch 1824, S. 91.
- 30 Fundnr. 11-1.1.
- 31 Fundnr. 21-1.1.
- 32 Fundnr. 7-1.1; 21-1.1.
- 33 Beide Fundnr. 21-1.1. Solche Briefe zeigen entweder einen Trauerfall an oder wurden von verwitweten Damen benutzt.
- 34 Fundnr. 11-1.1.
- 35 Fundnr. 21-1.1.
- 36 Vgl. Daniel Schulz: Neuzeitliche Funde (nach 1704) aus den Fehl- und Zwischenböden in Schloss Ludwigsburg, in: Ericsson/Atzbach (wie Anm. 1) S. 162-172.
- 37 Fundnr. 21-1.2.
- 38 Fundnr. 7-1.4.
- 39 Fundnr. 11-1.4.
- 40 Vgl. Eberhard Fritz: Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz. Friedrich von Württemberg und seine Hofhaltung im frühen 19. Jahrhundert, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 189-236, hier S. 221.
- 41 Vgl. hierzu den Beitrag von Günther Bergan im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter.
- 42 Fundnr. 13-16-1.4.



- 43 Fundnr. 21-1.4.
- 44 Das Folgende alle Fundnr. 21-1.2.
- 45 Sie bewohnten die Zimmer 260-263 im östlichen Teil des zweiten Stocks.
- 46 Beide Fundnr. 21-1.1.
- 47 Catharina Raible: Zerrissene Familienbande. König Friedrichs Zwist mit der russischen Verwandtschaft, in: Schlösser Baden-Württemberg 4/2006, S. 6-8.
- 48 Staatshandbuch 1815, S. 101.
- 49 Alle Fundnr. 21-1.1, ein weiterer Brief Fundnr. 7-1.1.
- 50 Fundnr. 21-1.1.
- 51 Adressbuch Stuttgart 1811, S. 73; 1829, S. 41.
- 52 Fundnr. 10-2.2. Datierende Beifunde 1806 bis 1815. Vereinzelt Funde stammen aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts und von 1946 bis 1980.
- 53 Freundliche Auskunft zu den Schuhen von June Swann, Museum Northampton.
- 54 Vgl. Marquita Volken: Walking on deformed feet: Podological Analysis on shoes concealed in buildings, in: Ericsson/Atzbach (wie Anm. 1) S. 120-124.
- 55 Fundnr. 22-2.2. Datierende Beifunde von 1818 bis 1821.
- 56 Dass Schuhe ans Personal weitergegeben wurden, ist von anderen Höfen belegt. Beispielsweise überließ Zarin Alexandra ihre Schuhe, 1840 in Paris gefertigt, ihrer Kammerzofe. Vgl. Günter Gall: Der Absatz im Wechselspiel der Mode, in: Zum Beispiel Schuhe. Vom bloßen Fuß zum Stöckelschuh. Eine Kulturgeschichte der Fußbekleidung, hrsg. von Michael Andritzky, Günter Kämpf und Wilma Link, Frankfurt/M. 1998, S. 60.
- 57 Fundnr. 21-1.1.
- 58 Fundnr. 21-1.5.
- 59 Im Dienste Preußens. Wer erzog Prinzen zu Königen? Ausstellungskatalog Stadtmuseum Berlin 2001.
- 60 Fundnr. 21-1.7.
- 61 Fundnr. 7-1.5, 21-1.5. 1709 gründete der Italiener Johann Baptist Farina (1685-1766) in Köln ein Geschäft mit »Französisch Kram«, also Luxusartikeln wie Seiden, edle Spitzen, parfümierte Handschuhe, kostbare Spezereien und Duftwässer. 1714 stieg sein Bruder, der Parfümeur Johann Maria Farina, in das Geschäft mit ein und brachte fortschrittliche Destillierungstechniken nach Köln. Das von ihm erfundene Wasser »Farina aqua mirabilis« wurde durch seinen individuellen Duft schnell zum »Eau de Cologne«; vgl. Renate Lohse-Jasper: Die Farben der Schönheit. Eine Kulturgeschichte der Schminkekunst, Hildesheim 2000, S. 82 f.
- 62 Fundnr. 21-1.5.
- 63 Fundnr. 7-1.5, 21-1.5.
- 64 Fundnr. 21-1.5.
- 65 Inventar 1825, S. 211.
- 66 Ebd. S. 202.
- 67 Fundnr. 21-1.5.
- 68 Fundnr. 7-1.1., 11-1.1., 21-1.1.
- 69 1824 war sie nur noch Oberhofmeisterin der Prinzessin Pauline; Staatshandbuch 1824, S. 25. Zu Albertine von Üxküll-Gyllenband vgl. auch Daniel Schulz: Schloss Ludwigsburg – Zeitspuren eines barocken Gebäudes, Asperg 1999, S. 156.
- 70 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) G 245 Bü 28.
- 71 Fundnr. 21-1.1.; ein weiterer Brief, bezeichnet »Madame de Secken[dorff]« in Fundnr. 11-1.1.
- 72 Schulz (wie Anm. 69) S. 151 ff.
- 73 Fundnr. 21-1.1.
- 74 Schulz (wie Anm. 69) S. 155.
- 75 HStAS A 248 Bü 2243, Retti'scher Nachakkord 1729.
- 76 Fundnr. 11-1.7.
- 77 Freundlicher Hinweis von Eberhard Fritz, Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen, dem ich auch für Auskünfte zum Hofpersonal zu danken habe.
- 78 Fundnr. 7-1.7.
- 79 Fundnr. 10-1.1.



- 80 Fundnr. 21-1.7. Auf dem zerrissenen Zettel ist nicht mehr nachvollziehbar, was abgerechnet wurde.
- 81 Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch Bd. 1, Stuttgart 1957, § 275, und Personalakten im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen.
- 82 Im Ludwigsburger Adressbuch von 1825 sind verzeichnet: Oberleutnant Scholl, Kameralverwalter Scholl und Magazinsaufseher Scholl.
- 83 Fundnr. 10-1.1.
- 84 Staatshandbuch 1815, S. 75, und Personalakten im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen.
- 85 Fundnr. 10-1.6; Staatshandbuch 1807/08, S. 47.
- 86 Vgl. Fritz (wie Anm. 40) S. 225.
- 87 Fundnr. 10-1.6.
- 88 Vgl. Fritz (wie Anm. 40) S. 225. »Herzogin Ludwig« war Herzogin Henriette, die zweite Ehefrau von Herzog Ludwig, dem Bruder König Friedrichs, Prinz Adam dessen Sohn aus erster Ehe.
- 89 Staatshandbuch 1806, S. 19; Staatshandbuch 1807/08, S. 47.
- 90 Fundnr. 10-1.1.
- 91 Fundnr. 10-1.1.
- 92 Fundnr. 10-1.1.
- 93 Staatshandbuch 1815, S. 71. Im Staatshandbuch findet sich ab 1810 noch der Hoflakai Weber. Hier handelt es sich um Joseph Weber (1790-1839), der wahrscheinlich mit dem Küchen- und Backmeister verwandt war, vielleicht war er der Cousin Johannas. Joseph Weber erlernte das Schuhmacherhandwerk, verdingte sich aber 1809 als Soldat bei der Königlichen Garde zu Fuß. 1810 wurde er Hoflakai, 1816 Leiblakai bei König Friedrich, dann Leiblakai bei der Königinwitwe Charlotte Mathilde. Nach ihrem Tod wurde er 1829 Hofbediensteter 1. Klasse in der Garderobe des Königs, 1833 Kammerlakai 4. Klasse; Personalakten im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen.
- 94 Fundnr. 21-1.7.
- 95 Staatshandbuch 1815, S. 76, 81.
- 96 Fundnr. 21-1.1, ein weiterer Brief in Fundnr. 7-1.1.
- 97 Staatshandbuch 1806, S. 40; Pfeilsticker (wie Anm. 81) § 1415.
- 98 Fundnr. 21-1.3.
- 99 Personalakten im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen, Adressbuch Ludwigsburg 1825, S. 8.
- 100 Fundnr. 7-1.1.
- 101 Staatshandbuch 1804, S. 37, Staatshandbuch 1809/10, S. 79.
- 102 Personalakten im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen.
- 103 Fundnr. 21-2.1. Sicher sind die Stoffe vor 1945 entstanden, eine exakte Datierung ist bei solchen Resten allerdings schwierig, aber Papiere im Fundkomplex datieren überwiegend 1811 bis 1825.
- 104 Adressbuch Ludwigsburg 1825, S. 7 f.
- 105 Eine Pelierine ist nach Krünitz (wie Anm. 5) ein großer, in dichte Falten gelegter Kragen.
- 106 Fundnr. 21-1.7.
- 107 Fundnr. 11-1.7.
- 108 Fundnr. 7-1.1.
- 109 Inventar 1788, S. 254; vgl. Inventar 1797, S. 248.
- 110 Inventar 1825, S. 174. Die Wasserbank ist ein Gestell, in dem vermutlich das aus der Mangel gepresste Wasser aufgefangen wurde.
- 111 Fundnr. 7-1.7.
- 112 Inventar 1721, S. 358 ff.; Inventar 1767, S. 382.; Inventar 1788, S. 380; Inventar 1795, S. 64 ff.; Inventar 1797, S. 384 ff.
- 113 Fundnr. 15-1.5, 17-1.5; 21-1.5.
- 114 Fundnr. 21-1.5.
- 115 Inventar 1833; Schulz (wie Anm. 69) S. 130 f.
- 116 Fundnr. 10-1.4.
- 117 Fundnr. 7-2.5, 10-2.5.

# Vorhang auf und Applaus! – Theaterleben in Ludwigsburg

Von Hofschauspielern und wandernden Theatergruppen

von Günther Bergan

»Über ein Theater schweigen ist noch gefährlicher, als zu viel schreiben. Das Letztere kommt in Wahrheit nicht vor, und das Erstere wollen wir verhüten, indem wir ohne Lobhudelei doch dem wahren Verdienste unsere Anerkennung und Ermunterung aussprechen.«

Ein nicht näher bekannter Redakteur des Ludwigsburger Tagblatts schrieb diese Sätze am 10. Juni 1870 als Einleitung zu einem Artikel über einige aktuelle Aufführungen des Ludwigsburger Sommertheaters. Sie können auch heute noch als Motto für den Versuch verstanden werden, etwas über das wechselvolle Theaterleben Ludwigsburgs zu Papier zu bringen. Wobei natürlich nicht verschwiegen werden soll, dass sich weit bedeutendere Zeilen, z. B. von Goethe, dem exzellenten Kenner des Theaters seiner Zeit, ebenfalls angeboten hätten:

»Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen,  
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.  
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,  
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.«

Oder:

»Was glänzt ist für den Augenblick geboren;  
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.«<sup>1</sup>

Seine persönlichen Erfahrungen und Gedanken als Weimarer Hoftheater-Direktor hat Goethe in den »Annalen«, vor allem aber im Vorspiel zu »Faust« reflektiert. Das Leben wandernder Schauspielergruppen bildet überdies den Hintergrund zu seinem Bildungsroman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. Er kannte die Schnelllebigkeit des Publikumsgeschmacks und die daraus resultierende Geschäftstüchtigkeit vieler Modeautoren. August von Kotzebue und August Wilhelm Iffland oder Carl Maria von Webers »Preciosa« beherrschten die damaligen Spielpläne wie zwei Generationen später der heute völlig vergessene Lustspielautor Roderich Benedix oder die Stuttgarter Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer.

Das Theaterleben im höfisch geprägten Ludwigsburg bildete in dieser Zeit keine Ausnahme.<sup>2</sup> Es war durch die unmittelbare Abhängigkeit von den Launen und Gepflogenheiten der jeweils regierenden Landesherren vielen zusätzlichen, nicht vorhersehbaren Veränderungen und Willkürlichkeiten unterworfen. Unter Herzog Carl Eugen erlebte es zwischen 1764 und 1775 beispiellose Höhenflüge, um danach in absolute Bedeutungslosigkeit zu versinken. Während der Sommeraufenthalte von Herzog bzw. König Friedrich im Schloss blühte das Theater in Ludwigsburg als Spielstätte des Stuttgarter Hoftheaters für einige Zeit wieder auf, um nach dem Tod König

Friedrichs für mehr als 100 Jahre in seinem nunmehr bürgerlichen Charakter von den unterschiedlichen, in der Stadt gastierenden wandernden Schauspielergruppen bestimmt zu werden. Diese Epoche des Ludwigsburger Theaterlebens war sicher nicht die niveauvollste, dafür aber abwechslungsreich, spannend, voller Überraschungen und nachhaltig von den sozialen Veränderungen der Gesellschaft beeinflusst.

Da diese ausschließlich vom Bürgertum geprägte, scheinbar wenig attraktive Periode des Ludwigsburger Theaterlebens bei bisherigen Betrachtungen gegenüber der glanzvollen Ära unter Herzog Carl Eugen immer etwas in den Hintergrund gedrängt worden ist<sup>3</sup>, befassen sich die folgenden Ausführungen getreu dem eingangs zitierten Motto ausführlich mit den Gastspielen und Auftritten von wandernden Schauspielergruppen während des 19. Jahrhunderts bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts.

### *Das Stuttgarter Hoftheater zu Gast in Ludwigsburg (1804-1816)*

Als Herzog Friedrich Ende 1797 nach dem Tod seines Vaters Herzog Friedrich Eugen die Regierungsgeschäfte übernahm, trat er ein schweres Erbe an. Europa befand sich nach der Französischen Revolution im Umbruch. Die linksrheinischen Besitzungen Württembergs waren bereits verloren gegangen, französische Revolutionsheere bedrohten und durchzogen das Land ebenso wie die sich ihnen entgegenstellenden Koalitionstruppen. Die Not der Bevölkerung war groß, die Finanzlage des Landes durch die Kriegsbelastungen überaus angespannt. Dessen ungeachtet vernachlässigte der Herzog seine Hofhaltung und seine Begeisterung für das Theater nicht. Das Stuttgarter Hoftheater allerdings befand sich bei seinem Amtsantritt in keinem sehr repräsentativen Zustand.<sup>4</sup> Sein Vater hatte es 1796 aus finanziellen Erwägungen an einen privaten Betreiber verpachtet, der es mehr schlecht als recht und überdies auch noch glücklos führte. Das Schlosstheater in Ludwigsburg, 1758 unter Herzog Carl Eugen von Philippe de la Guépière in den östlichen Pavillon eingebaut und in der Folgezeit als so genanntes Kleines Komödienhaus für Lustspiele und Ballettauführungen genutzt, war seit der Verlegung der Residenz nach Stuttgart im Jahr 1775 geschlossen und infolge systematischer Demontage unbenutzbar.<sup>5</sup> Ebenso das 1764/65 eilig aufgebaute große Opernhaus im heutigen Ostgarten des Schlosses. Ehrgeiz und Bestreben des Herzogs waren es deshalb, seinem Hoftheater wieder möglichst viel von dessen altem Glanz zurückzugeben.

Als der zweite Pächter des Stuttgarter Hoftheaters Ende 1801 in Konkurs ging, nahm Friedrich das Theaterwesen wieder in die Hofverwaltung zurück und subventionierte das Unternehmen anfänglich mit 23 000 Gulden pro Jahr, ein Betrag, der sich bis zum Ende seiner Regierungszeit auf fast das Vierfache steigern sollte, wobei die Einnahmen aus dem Theaterbetrieb in dieser Zeit etwa die Hälfte dieses Betrags ausmachten. 1802 ließ Friedrich das Schlosstheater in Ludwigsburg – noch in der Original-Ausstattung de la Guépières – wieder spielbereit herrichten und gleichzeitig das große Opernhaus Carl Eugens im Ostgarten abreißen.

Das Hoftheater spielte in Stuttgart ganzjährig vier Abende pro Woche. Ab April 1804 fand während des Sommeraufenthaltes des Hofes in Ludwigsburg – gewöhnlich von Anfang April bis Ende September – die Mittwoch-Vorstellung im Schlosstheater statt. Gespielt wurde das Stuttgarter Repertoire, soweit es sich auf die Ludwigsburger Bühne übertragen ließ. Der Hofstaat hatte zu den Aufführungen freien

Eintritt, die Verteilung der Plätze erfolgte nach der Hierarchie, d. h. die höchsten Chargen saßen im Parkett, das Dienstpersonal im 3. Rang.<sup>6</sup> Die Bürger von Ludwigsburg hatten gegen Bezahlung Zutritt zu den Vorstellungen, die in der Schwäbischen Chronik regelmäßig angekündigt wurden.

Soweit es ihm möglich war, versäumte der Herzog und spätere König Friedrich keine Vorstellung. Sein Engagement für das Theater war außergewöhnlich groß. Er überwachte die Finanzen, bestimmte Gastspiele, Rollenbesetzungen und Spielpläne, beeinflusste die Zensur und achtete streng auf Disziplin, sowohl der Darsteller als auch der Zuschauer. Verfehlungen der Darsteller ließ er mit Freiheits- oder Geldstrafen ahnden, Beifallsäußerungen des Publikums waren nur mit seiner Erlaubnis gestattet, Unmutsäußerungen wie Zischen wurden bestraft<sup>7</sup>

Höhepunkt der ersten Ludwigsburger Sommersaison 1804 war zweifellos das fünftägige Gastspiel von August Wilhelm Iffland im Schlosstheater. Ansonsten erstreckte sich das Repertoire von großen Schauspielen wie Gotthold Ephraim Lessings »Nathan« über die Stücke von August von Kotzebue bis hin zu harmlosen Possen wie »Herodes von Bethlehem« oder von den großen Opern »Elbondokani« des Stuttgarters Johann Rudolf Zumsteeg oder »Ginevra« von Simon Mayr über die beliebte »Schweizerfamilie« von Josef Weigl bis zum gefälligen Singspiel »Die Jungesellenwirtschaft«. Geschlossene Vorstellungen für den Hof fanden anlässlich von Staatsbesuchen entweder im Schlosstheater oder im 1809 erbauten Theater in Monrepos statt. Herausragende Ereignisse waren die Aufführung von Mozarts »Don Juan« für Napoleon am 4. Oktober 1805 im Schlosstheater<sup>8</sup> oder die Vorstellung der Oper »Cortez« von Gaspare Spontini für Zar Alexander I. am 3. Juni 1815 im Monrepositheater<sup>9</sup>.

Um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, ließ König Friedrich ab März 1812 den Zuschauerraum des Schlosstheaters von Nikolaus Thouret innerhalb von nur drei Monaten nach den neuesten architektonischen Erkenntnissen im Geschmack der Zeit umbauen. Fünf Sommer lang wurden die modernen Räumlichkeiten noch für höfische Vorstellungen genutzt. Am 1. Oktober 1816 fand die vorläufig letzte Vorstellung im Schlosstheater statt.<sup>10</sup> Nach dem überraschenden Tod König Friedrichs am 30. Oktober 1816 wurde das Theater zunächst nicht mehr bespielt. Damit endete auch die Hoftheaterzeit in Ludwigsburg. Die nächsten Nutzer des Schlosstheaters waren, immer nur für kürzere Zeitabschnitte, wandernde Schauspielergruppen.

### *Jacob Winter und die wandernden Schauspielergruppen (1818-1856)*

#### *Theaterdirektoren und ihre Gruppen*

Zwei grundsätzlich unterschiedliche Gattungen bestimmten Anfang des 19. Jahrhunderts das Theaterbild in Württemberg wie in ganz Deutschland: So genannte »stehende Theater«, d. h. Theater, die mit einem eigenen Ensemble, oft ganzjährig, im eigenen Haus an einem festen Ort spielten, fand man als Hoftheater in den Residenzstädten. In Württemberg war das Königl. Hoftheater in Stuttgart das einzige Theater dieser Art. Durch das Land aber, von Stadt zu Stadt, zogen wandernde Schauspielergruppen, die in geeigneten Wirtshaussälen, hergerichteten Scheunen oder auch im Freien ihre provisorische Bühne, ein »Brettergerüst« oder einen »Lattenbau«, wie Goethe es in dem Gedicht »Auf Miedings Tod« nannte, aufschlugen. Je nach Größe des Ortes oder Umfang des eigenen Repertoires boten sie im Sommer in so genannten

Sommertheatern mehrere Wochen oder Monate ihr Programm dar. Während des Winters traten die Gruppen in festen, heizbaren Häusern, z. B. den Stadttheatern in Ulm, Biberach oder Freiburg auf, wobei unter Stadttheater der damaligen Zeit ein städtisches Gebäude zu verstehen ist, das während der Winterspielzeit an eine Schauspielgruppe verpachtet wurde.<sup>11</sup>

Eine Gruppe bestand in der Regel aus zehn bis zwanzig Mitgliedern. Der Leiter und Besitzer der Gruppe, der Theaterdirektor, war gleichzeitig auch Darsteller, ebenso wie seine Frau und seine Kinder. Je mehr Familienmitglieder mitwirkten, umso rentabler konnte das Unternehmen arbeiten, das sich im Gegensatz zu den Hoftheatern ausschließlich über die Eintrittsgelder finanzieren musste. Aus diesen Einnahmen hatte der Theaterdirektor die Gagen der Darsteller, die Kosten für Quartiere, Reise und Verpflegung, Dekorationen und Kostüme sowie die Beschaffung der mitunter recht teuren neuesten Manuskripte zu bestreiten.

Alles in allem ein hartes Geschäft, denn die Konkurrenz war groß und die Disziplin der Gruppe oft schlecht. Mit eigenen Theatergesetzen versuchten die Direktoren deshalb gegen Unpünktlichkeit und Alkoholmissbrauch, fehlende Textkenntnisse und allzuviel Improvisation, simulierte Krankheiten und selbst Schwangerschaften vorzugehen.<sup>12</sup>

Blieb dann noch der Erfolg aus, weil das angebotene Programm nicht dem vorherrschenden Geschmack entsprach oder die ökonomische Situation der Bevölkerung allzu häufigen Theaterbesuch nicht zuließ, dann sorgten zwangsläufig Schulden für aussichtslos verzweifelte Lebensumstände und fluchtartige Abreisen bei Nacht und Nebel für den oftmals schlechten Ruf, der den wandernden Schauspielgruppen vorauseilte. Demütige Bittbriefe um Spielkonzessionen<sup>13</sup> auf der einen Seite und scharfe Zulassungskriterien seitens der Behörden<sup>14</sup> auf der anderen Seite sind charakteristisch für diese Situation. In dem oben genannten Gedicht über den Tod des mit ihm befreundeten Theaterschreibers Mieding spricht Goethe dieses existentielle Thema auch an, indem er von Schauspielern berichtet, die auf dem Thespiskarren, geschleppt von Eseln, »vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt« von Dorf zu Dorf ziehen.

### *Die Situation in Ludwigsburg*

Nach dem Tod von König Friedrich stand den Ludwigsburgern das Schlosstheater als Spielstätte zunächst nicht mehr zur Verfügung. Da in der Stadt in dieser Zeit kein Gebäude mit einem größeren Saal vorhanden war und der Wunsch nach dem Neubau eines eigenen Theatergebäudes ungehört verhallte<sup>15</sup>, kamen als mögliche Spielstätten nur der Tanzsaal im »Bären« in der Schlossstraße und der 1815 neu eingerichtete Saal der »Kanne« in der Oberen Marktstraße in Frage. Beide Säle eigneten sich jedoch, da sowohl Bühne wie auch Zuschauerraum äußerst beengt waren, nicht besonders gut für Theateraufführungen. Außerdem schienen die Ludwigsburger Herrschaften, verwöhnt durch die bisherigen Besuche im Schlosstheater, nicht geneigt gewesen zu sein, sich Theateraufführungen künftig in einem profanen Wirtshaussaal anzuschauen.<sup>16</sup>

Dies führte dazu, dass sich wandernde Schauspielgruppen, die bis dahin in Ludwigsburg keine nennenswerten Spuren hinterlassen hatten<sup>17</sup>, um die zeitweilige Benutzung des leer stehenden Schlosstheaters bemühten. Als erster gelang es der Winter'schen Schauspielerguppe im Herbst 1818, das Schlosstheater für drei Monate zu bespielen.<sup>18</sup>



### *Das Genehmigungsverfahren*

Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor einer Konzessionserteilung aufgebauten bürokratischen Hürden sollen hier nicht unerwähnt bleiben. Die Königl. Finanzkammer, für den Betrieb des Schlosstheaters zuständig, sorgte zunächst durch strenge Auflagen für die Einhaltung der Feuerschutzvorschriften und durch Forderung einer Kautions für die finanzielle Absicherung bei möglichen Sachbeschädigungen der Einrichtung. Die Königl. Kreisregierung sollte dann in Abstimmung mit dem Stadtrat für die finanziellen Garantien sorgen, um zu verhindern, dass eine Gruppe mit Schulden abreisen konnte.<sup>19</sup> Der Stadtrat forderte deshalb als Sicherheit und zur Kontrolle von allen Mitgliedern der Gruppe die Vorlage ihrer Heimatscheine, ferner eine Kautions in Höhe von bis zu 500 Gulden oder entsprechende Bürgen vor Ort sowie den Nachweis, dass sich keine Schwangeren oder Kranken in der Gruppe befanden. In einem Fall wurde sogar gefordert, dass die Ehefrau des Direktors erst nach der glücklichen Entbindung nachkommen dürfe. Die Bedingungen wurden ultimativ gestellt und öfters platzten Gastspiele, weil nicht alle Forderungen rechtzeitig erfüllt werden konnten.<sup>20</sup>

### *Das Schlosstheater als Spielstätte bürgerlichen Theaters*

Zwischen 1818 und 1856 gestattete die Königl. Finanzkammer die private Nutzung des Schlosstheaters. In dieser Zeit veranstalteten verschiedene Schauspielerguppen insgesamt 22 Gastspiele im Schlosstheater.<sup>21</sup> Die kürzeste Spielzeit betrug dabei zwei Wochen (1820), die längste rund vier Monate (1818 und 1856). Erhielten die Gruppen keine Konzession für das Theater, dann wichen sie, die Genehmigung des Stadtrates vorausgesetzt, in die Säle von »Kanne« und »Waldhorn« aus, was insgesamt viermal der Fall war, oder Theatersaisonen fielen überhaupt aus. Neben seriösen Theatergruppen gastierten im Schlosstheater aber auch in kurzen, oft spektakulären Gastspielen die äußerst beliebten Magiere, »Kunsttheater« und Artisten.

Am 10. September 1818 eröffnete die Winter'sche Schauspielerguppe unter der Leitung von Carl Winter die erste Saison im Schlosstheater. Bis 1852 gastierte die Gruppe, später unter der Leitung von Jacob Winter, insgesamt elfmal – und damit mit Abstand am häufigsten – im Schlosstheater. Die Gruppe um Philipp Walburg Kramer spielte dreimal, die Gruppen von Johann Dardenne und Sigmund von Binst traten je zweimal auf. August Müller, Eduard von Lobedank, Heinrich Kiunka und Friedrich Kruse waren je einmal Gast im Schlosstheater.

### *Jacob Winter – »Der alte Schauspieldirektor«*

Der bekannteste und auch erfolgreichste Theaterdirektor im südwestdeutschen Raum war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zweifellos Jacob Martin Winter.<sup>22</sup> Als echtes Kind fahrender Schauspieler kam er am 29. Februar 1784 auf dem elterlichen Thespi-skarren irgendwo im Hanauischen zur Welt. Seine schauspielerischen Sporen verdiente er sich zusammen mit seinem älteren Bruder Carl zwischen 1805 und 1811 im Theater des Freiherrn von Münch auf Schloss Hohenmühlingen bei Horb. Ab 1812 zog er als Co-Direktor mit seinem Bruder durch den württembergischen Raum und gastierte im Herbst 1818 das erste Mal in Ludwigsburg. Nach dem Tod seines Bruders im Jahr 1828 war er alleiniger Direktor. In dieser Funktion spielte er im Frühjahr 1829 wieder in Ludwigsburg, diesmal allerdings nicht im Schlosstheater, sondern im Saal der »Kanne«.

Der Anfang seiner Laufbahn als alleiniger Direktor war entbehrungsreich und voller Rückschläge. Zur Frühjahrssaison 1829 in Ludwigsburg durfte seine Ehefrau erst

nach ihrer Entbindung anreisen. Mitte desselben Jahres musste er Ludwigsburg mit Schulden verlassen. Beliebt hat er sich dadurch bei den Stadtvätern nicht gemacht. Und so scheiterte sein Antrag, im Herbst 1829 im Schlosstheater auftreten zu dürfen, auch daran, dass er die vom Stadtrat gestellten strengen Forderungen – 500 Gulden Kaution und Heimatscheine für alle Mitglieder der Gruppe – nicht erfüllen konnte.<sup>23</sup> Erst im Herbst 1832 versuchte er es wieder. Inzwischen war er am Hoftheater in Sigmaringen engagiert und mit hervorragenden Leumundszeugnissen ausgestattet. Doch der Frust in Ludwigsburg muss tief gegessen haben: Erst nach Vorlage aller Heimatscheine, nach der Stellung von drei Bürgen und der Versicherung, dass seine Frau nicht schwanger sei, durfte er ab Oktober 1832 im Schlosstheater auftreten.<sup>24</sup> 1845 und 1846 gab er dann nochmals, jeweils für mehrere Wochen, Gastspiele im Schlosstheater.

Von 1842 bis 1846 war Jacob Winter Direktor des Volkstheaters in Stuttgart. Er leitete zeitweilig auch das Aktien-theater in Heilbronn. 1854 gründete er zusammen mit seinem Schwiegersohn Franzmüller äußerst erfolgreich das Sommertheater Cannstatt. Die letzte Station seines Lebens war Pforzheim, wo er sich zusammen mit Carl Urban, einem weiteren Schwiegersohn, durch die Gründung eines Theaters bleibende und geachtete Verdienste erwarb. Jacob Winter starb am 10. Dezember 1865. David Friedrich Strauß hat ihm durch einen Beitrag »Der alte Schauspieldirektor«, 1866 veröffentlicht in der neuen Folge seiner »Kleinen Schriften«, ein ehrendes Denkmal gesetzt.



*Schauspieldirektor Jacob Winter,  
Fotografie um 1860.*

#### *Was gespielt wurde*

In den Jahren zwischen 1818 und 1856 gingen unzählige Stücke über die Bühne des Schlosstheaters. Ihre genaue Zahl ist nicht bekannt, sie dürfte aber wohl zwischen 600 und 700 liegen.<sup>25</sup> Gattung und Charakter der Stücke, die Namen der Autoren haben sich im Laufe der Jahrzehnte geändert, so wie sich in dieser bewegten Zeit auch der Geschmack des Publikums, die ökonomische Lage der Bevölkerung und die politische Situation geändert haben.

Die einschneidende Veränderung im Ludwigsburger Theaterbetrieb fand mit dem Wechsel vom staatlich subventionierten Hoftheater zum Geschäftstheater eines privaten, finanziell von keiner Seite unterstützten Theaterunternehmers statt. Der Direktor musste mit der Auswahl seiner Stücke den Geschmack des Publikums, vor dem er spielte, treffen, um sein Haus zu füllen und damit wirtschaftlich überleben zu können. Es ist dies die Kontroverse, die in Goethes Vorspiel zu Faust I zwischen dem

Theaterdirektor und dem Dichter offen zu Tage tritt: »Denn freilich mag ich gern die Menge sehen, wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt [...] und, wie in Hungersnot an Bäckereien, um ein Billett sich fast die Hände bricht.« Für Bildungsarbeit und die vom Dichter geforderten hohen Ansprüche blieb da meistens wenig Raum. »Man kommt zu schauen, man will am liebsten sehn. Wird vieles vor den Augen abgesponnen, so dass die Menge staunend gaffen kann, da habt ihr in der Breite gleich gewonnen, Ihr seid ein vielgeliebter Mann.«

Auf dem Programm stand deshalb immer eine bunte Mischung aus Possen, Schwänken, Lustspielen, Schauspielen und Dramen sowie aus Volksstücken, Singspielen, Vaudevilles und Opern. Dabei beherrschte das Sprechtheater eindeutig die Bühne, wobei dem heiteren Genre mit Lustspielen, Possen etc. meist der Vorzug gegenüber dem ernsteren Schauspiel gegeben wurde. Die Oper spielte verständlicherweise eine untergeordnete Rolle, da die Verpflichtung von operntauglichen Gesangskräften und Musikern die Theaterdirektoren auf Dauer finanziell überfordert hätte. Wenn Opern gespielt wurden, dann Opern der leichten Sorte. Besonders beliebt waren Werke der österreichischen Singspielkomponisten Wenzel Müller (»Das Donauweibchen«, »Die Zauberbither«), Johann Schenk (»Der Dorfbarbier«) und Josef Weigl (»Die Schweizerfamilie«), aber auch »Martha« von Friedrich von Flotow, »Die Regimentstochter« von Gaetano Donizetti, »Tancred« von Giacchino Rossini und vor allem »Preciosa«, ein Schauspiel von Pius Alexander Wolff mit der Schauspielmusik von Carl Maria von Weber, tauchten immer wieder im Programm auf.

### **Königl. Schloß-Theater.**

Sonntag den 9. Nov. wird aufgeführt:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

oder:

**Niemand weiß, wie viel es geschlagen hat, oder: Schneidermeister Cacadu's Auferstehung, oder: der unzusammenhängende Zusammenhang, oder: Altdeutsch und Neudeutsch.**

Ein durch Schauer erregendes, aus Liebe rührendes, durch Horen lustiges, mit Decorationen ausgeschmücktes, mit verschiedenen neuen, alten und beliebten Gesängen ausgestattetes, zum Todtachen componirtes Potpourri, oder am Schluß geht noch Alles vergnügt nach Hause. In 2 Abtheilungen, arrangirt von J. Winter.

Vorher:

**Ursprung des Korbgebens.**

Intermezzo von Feldmann.

*Theateranzeige im Ludwigsburger  
Wochenblatt vom 9. November 1845.*

Kotzebue als unumstrittener Quotenkönig die Szene. Über 40 seiner Stücke, ernste und heitere, standen in dieser Zeit auf den Spielplänen (z. B. »Der Wildfang«, »Der Wirrwarr«, »Die Alpenhütte«, »Die beiden Klingenberg«, »Die Kreuzfahrer«, »Die Freimaurer«, »Das Landhaus an der Heerstraße«). Sein Stern verblasste schnell, in den 1840er und 1850er Jahren war Kotzebue kaum mehr auf den Programmzetteln vertreten. Ähnlich ging es dem Österreicher Friedrich Wilhelm Ziegler (»Parteiwut«, »Weiberehre«, dem dichtenden Schauspieler Friedrich Gustav Hagemann (»Leichtsinn und gutes Herz«), Carl Töpfer (»Der Tagesbefehl«, »Die Zurücksetzung«) oder der dichtenden Schauspielerin Johanna von Weißenthurn (»Die Radikalkur«, »Das Gut Sternberg«). Nach Goethes Meinung und Urteil waren diese Stücke »obgleich hohl, doch für den Augenblick Teilnahme erregend und Unterhaltung gewährend«.<sup>26</sup>

Das Publikum wollte Novitäten sehen. In dem Maß, wie Kotzebue oder Ziegler verschwanden, stiegen neue Größen am Theaterhimmel hoch. Äußerst erfolgreich

waren seit Beginn der 1830er Jahre die Stuttgarterin Charlotte Birch-Pfeiffer (»Robert der Teufel«, »Scheiben-Toni«, »Steffen Langer«, »Dorf und Stadt«, »Die Waise von Lo-wood«) oder seit Mitte der 1840er Jahre der Lustspielautor Roderich Benedix (»Doktor Wespe«, »Das bemooste Haupt«, »Der Steckbrief«) und die beiden heute noch gespielten Österreicher Ferdinand Raimund und Johann Nestroy. Die Klassiker waren dagegen nur spärlich vertreten. »Die Räuber«, »Kabale und Liebe« und »Wilhelm Tell« von Schiller, »Die Ahnfrau« von Franz Grillparzer und Heinrich von Kleists »Käthchen« als prominentester Vertreter der damals so beliebten Ritterstücke<sup>27</sup> schafften es regelmäßig in die Spielpläne. Goethes »Faust« tauchte in dieser Zeit nur ein einziges Mal im Spielplan auf und »Egmont« fiel 1851 beim Ludwigsburger Publikum sogar durch! Als ob er es geahnt hätte, schrieb Goethe im »Wilhelm Meister«: »Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.«<sup>28</sup>

### *Wie gespielt wurde*

Am Anfang einer neuen Spielzeit stellte sich der Theaterdirektor meist mit wohlgesetzten Worten seinem Publikum vor und bat um dessen Gunst. So empfahl sich Johann Dardenne am 13. August 1839 im Ludwigsburger Tagblatt: »Den sehr verehrlichen Theaterfreunden diene zur ganz ergebensten Nachricht, daß kommenden Donnerstag den 15. August die Bühne eröffnet wird, sofern indeß die nachgesuchte höhere Erlaubniß erteilt werden wird. Es soll der gehorsamst unterzeichneten Theaterdirection eifriges Streben seyn, auch wie im vorigen Jahre sich volle Zufriedenheit zu erwerben und durch eine Auswahl der neuern und bessern Erscheinungen im Gebiete der Dramaturgie recht heitere Abende zu bestreiten. Der Cyclus der Vorstellungen beginnt mit Albini's Lustspiel: ›Aurora und Polixena‹ oder ›Kunst und Natur‹. Für gute und zweckmäßige Einrichtung des Theaterlokals (im Reithause am See) ist gesorgt. Es bittet um gütigen und zahlreichen Theaterbesuch die gehorsamst ergebenste Theater-Direction J. Dardenne aus Ulm.«

Zur Absicherung ihrer Existenz boten die Theaterdirektoren Abonnements für zwölf Vorstellungen gegen Vorkasse an. Ein Platz im 1. Rang des Schlosstheaters kostete in der Saison 1818 fünf Gulden, im Parkett oder im 2. Rang drei Gulden, d. h. 25 bzw. 15 Kreuzer pro Vorstellung.<sup>29</sup> Zum Vergleich: Damals kosteten 6 Pfund Schwarzbrot 16 Kreuzer oder 1 Pfund Butter 20 Kreuzer. Bei Gastspielen von auswärtigen Hofschauspielern wurde das Abonnement oft aufgehoben, der Theaterdirektor konnte so dem besonderen Ereignis entsprechend höhere Preise verlangen. Bei so genannten Benefiz-Vorstellungen kamen die Einnahmen verdienten oder beliebten Darstellern der Gruppe zugute. Der Vorstellungsbeginn lag meist zwischen sechs und sieben Uhr abends, was bedeutete, dass ein Arbeiter mit einem Zwölfstunden-Tag das Theater, wenn überhaupt, nur am Sonntag besuchen konnte.<sup>30</sup>

Die Aufführungen wurden durch Anschlagzettel innerhalb der Stadt und durch Kleinanzeigen – zunächst nur in der Schwäbischen Chronik, seit Anfang der 1830er Jahre dann auch im Ludwigsburger Wochenblatt – angekündigt. Theaterkritiken, so wie wir sie heute kennen, erschienen nicht in der Zeitung, doch veröffentlichten »Theaterfreunde« öfters Leserbriefe, in denen sie der Direktion, die Auswahl der Stücke betreffend, gut gemeinte Ratschläge erteilten, den Aufführungen zahlreiche Besucher wünschten oder sich von der Direktion die Aufführung oder Wiederholung bestimmter Stücke erbaten.<sup>31</sup> Der Spielplan wurde kurzfristig für die nächsten zwei Wochen festgelegt, die Probezeiten waren kurz. Etwas Improvisation aus dem Steg-



## Ludwigsburg.

Königliches Schloß-Theater.

Dienstag den 29. April 1851

# Das Versprechen hinter'm Heerd.

Tyroler Alpenscene mit National-Gesängen u. Tanz in 2 Akten von E. Baumann,  
Musik von Kapellmeister J. Lachner.

### Personen:

|  |                  |
|--|------------------|
| Nichel Quantner, ein reicher Wirth im Tyroler Hochgebirge    | Fr. Weidt.       |
| Kössl, sein Sohn, Sennerbua                                  | Fr. Döring.      |
| Kandel, eine Sennerin  | Fr. Aufschlager. |
| Karlur Freiherr von Strübow, Justiz-Referendarius aus Berlin | Fr. Feder.       |
| Die Senner-Kosel   | Fr. Antbes.      |
| Der Butter-Tony  | Fr. Antbes.      |
| Die Silber-Magath  | Fr. Steng.       |
| Der Kas-Fritsch  |                  |
| Senner und Sennerinnen.                                      |                  |

### Vorher:

## Die schöne Müllerin.

Lustspiel in 1 Akt von L. Schneider.

### Personen:

|                              |                     |
|------------------------------|---------------------|
| Der Marquis Gaillardière     | Fr. Jauf.           |
| Die Marquise, seine Gemahlin | Fr. Werner.         |
| Denise, die Müllerin         | Fr. Feder.          |
| Jean, deren Neffe            | Fr. Döring.         |
| Guillaume, Müllerburfche     | Fr. Rautenschlager. |
| Zwei Piqueurs                | Fr. Steng.          |
|                              | Fr. Wöhrl.          |

Ort der Handlung: Eine Mühle nahe bei dem Lustschlosse Marij. Seit 1771.

\* \* \* Fr. Eduard Gnauth den Freiherrn von Strübow, als erste Debut-Rolle.

### Höhe! Verehrungswürdige!

Empfangen Sie für die bisherige Theilnahme an meinen dramatischen Vorstellungen den aufrichtigsten Dank, und genehmigen Sie die Versicherung, daß ich in nichts ermangeln werde, die Rücksichten, die ich einem hohen Adel, einem wohlthätlichen Militär, so wie einem Civil-Publikum schuldig bin, aufs Genaueste zu erwägen und somit ein Hauptaugenmerk auf ein Repertoire der besten, neuesten und gediegensten Producte der Zeit nehmen werde. — Diese Versprechungen sofort zu realisiren, erlaube ich mir hauptsächlich auf die heutige Alpenscene aufmerksam zu machen, welche gegenwärtig an allen, jedoch nur größeren Bühnen Deutschlands, die Runde macht und sowohl durch das Charakteristische der Musik, als auch des Dialogs allgemeine Sensation erregt, und gewiß auch hier bei einem so kunstfertigen Publikum seinen Zweck nicht verfehlen wird; in dieser Ueberzeugung unterlasse ich nicht, einen hohen Adel, so wie das Gesamtpublikum wiederholt auf das Verbindlichste einzuladen. Dero ganz ergebenster Fr. Kruse.

### Preise der Plätze an der Casse:

Logenplätze 26 Fr. Parterre 24 Fr. Zweiter Rang 18 Fr.  
Gallerie 6 Fr.

### Abonnements-Preise:

Logen-Billets, pr. Dugend zu 4 fl. 48 Fr.

Parterre-Billets, „ „ 3 fl. 36 Fr.

sind in meiner Wohnung, Thalstraße No 208, parterre, im Hause des Herrn Rivinius, täglich zu haben.

F. Kruse,  
Director und Unternehmer.

Die Billets zu den Abonnements-Preisen liegen auch einzeln im Gasthof zum Waldhorn, zur Kanitz, so wie bei Herrn Conditor Feyerabend zur geneigten Abnahme bereit.

**Cassen-Öffnung präcis halb 7 Uhr.**

**Anfang präcis 7 Uhr.**

Theaterzettel einer Aufführung im Schlosstheater unter Friedrich Kruse.



reif, eine gewisse Großzügigkeit bei der Texttreue sowie ein zuverlässiger Souffleur ermöglichten eine hohe Flexibilität. Den Publikumswünschen wurde in der Regel nachgekommen. Als sich allerdings im April 1845 mehrere Theaterfreunde von Jacob Winter die Aufführung von Nestroys »Zu ebener Erde und erster Stock« wünschten, lehnte der Direktor mit der Bemerkung ab, dass ihm »der Bau für den zweiten Stock zu große Unkosten verursachen würde«. <sup>32</sup>

Das Revolutionsjahr von 1848 hat im hiesigen Theaterbetrieb keine Spuren hinterlassen, denn bei der Eröffnung der Theatersaison am 20. August war die Revolution im königstreuen Ludwigsburg bereits beendet. Einige Theaterfreunde bemerkten nur noch: »Wenn auch die bewegten Zeitverhältnisse dem Theaterbesuch nicht günstig sein mögen, so glauben wir doch, [...] uns der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß ein flüchtiger Besuch Thaliens von den Kunstfreunden Ludwigsburgs willkommen geheißen werde, indem der Zauberstrahl der Muse so manche düstere Wolke am Horizont der Wirklichkeit rosig verklären dürfte.« <sup>33</sup>

Anfang der 1850er Jahre tauchte ein ernstes Problem auf. Der Besuch der Aufführungen im Schlosstheater wurde schwächer, in manchen Jahren fielen ganze Gast-



Mit höherer Genehmigung ist die Anordnung getroffen, daß vom 18. dieses Monats an einschließlich an jedem Sonntag 10 Minuten nach dem Schluß der **Theater-Vorstellung**, jedoch nicht vor 9 Uhr,

### **eine außerordentliche Eisenbahnfahrt**

von Stuttgart hieher vorerst versuchsweise stattfindet.

An Sonntagen, an welchen keine Theatervorstellung gegeben wird, unterbleiben diese Fahrten. An den Zwischenstationen wird nicht angehalten.

Den 14. Mai 1851.

K. Bahnhof-Inspektion. Kleiner.

*Bekanntmachung im Ludwigsburger Tagblatt vom 18. Mai 1851.*

spielsaisonen sogar aus. <sup>34</sup> Lag es an der Qualität der Stücke oder schon damals an der Nähe zu Stuttgart und der neu eingerichteten Zugverbindung zwischen der Residenzstadt und Ludwigsburg? <sup>35</sup> Der Wunsch und die Hoffnung eines Theaterfreundes, dass der Besuch ein recht lebhafter werden würde, da die höheren Stände der Gesellschaft den ganzen Winter hindurch keine Gelegenheit gehabt hätten, ihren Kunstsinne in Ludwigsburg selbst zu befriedigen und stets, wenn sie ihm Nahrung verschaffen wollten, gezwungen gewesen seien, die Residenz zu besuchen, hatten sich offensichtlich nicht erfüllt. <sup>36</sup>

Im Herbst 1856 endete dann das erste »nachhöfische« Kapitel in der Geschichte des Schlosstheaters: Am 25. Oktober brachte Lina Rohde, eine in Ludwigsburg ansässige Schauspielerin, nach einem einleitenden Konzert das Lustspiel »Die Badekuren« zur Aufführung. <sup>37</sup> Es war für fast 100 Jahre – von einer einmaligen Sonderaufführung im Jahr 1922 abgesehen – die letzte Vorstellung im Schlosstheater.

#### *Was sonst noch gespielt wurde*

Das Schlosstheater war in dieser Zeit aber nicht nur ein Ort hehrer Erbaug oder gepflegter Unterhaltung, sondern auch Schauplatz handfester realistischer Darbietungen. 1826 trat hier Mr. Lebesnier, der französische Herkules, mit seinen plastisch mi-

mischen Darstellungen auf.<sup>38</sup> »Der starke Mann ließ zum allgemeinen Grausen, Entsetzen und Erstaunen, indem er sich mit dem Kopf und den Füßen auf ein Paar auseinandergeschobene Stühle legte, auf seinen hohlschwebenden Leib einen Amboß heben und auf demselben von einigen wackeren Schmiedesellen ein Hufeisen fertig schmieden.«<sup>39</sup>

Justinus Kerner erwähnt in seinem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« die Kunststücke komödiespielender Hunde im Schlosstheater und den Auftritt eines Schwindlers, der ein Kanonenkonzert ankündigte und nach dem Abkassieren der Eintrittsgelder schnell verschwunden war.<sup>40</sup> 1832 gastierte ein russischer Feuerkönig, 1835 ein mechanisches Kunsttheater in den ehrwürdigen Räumen. 1844 dann das »non plus ultra«, »Der große Bataillensprung über 24 Mann mit aufgehobenen Bajonetten«, ausgeführt von Carl Siegrist, und einige Tage später ein »Großer Zweikampf«, ausgeführt von sechs anerkannt kräftigen Männern der hiesigen Stadt.<sup>41</sup>

Bot das Theater im Schloss den höheren Ständen, also dem Bürgertum und den Offizieren, Abwechslung und Unterhaltung, so fanden die so genannten niederen Stände in den Sälen der Wirtshäuser »Bären«, »Kanne«, »Waldhorn«, im »Museum« oder unter freiem Himmel auf dem Marktplatz und dem Holzmarkt vielerlei Möglichkeiten der Unterhaltung und Ablenkung.<sup>42</sup> In den theaterlosen Jahren allerdings mussten sich auch die höheren Stände, wollten oder konnten sie nicht nach Stuttgart ausweichen, mit diesem Kulturangebot zufrieden geben. Instrumental- und Vokalkonzerte von größeren Gruppen oder einzelnen Virtuosen wechselten sich ab. Unbestreitbare Höhepunkte waren sicher die Konzerte von Johann Strauß Vater am 28. Oktober 1835 und von Franz Liszt am 17. November 1843 im »Waldhorn«. Überaus beliebt waren die sommerlichen Militärkonzerte in den Biergärten.

Durchziehende Menagerien zeigten hierzulande noch nie gesehene exotische Tiere. Seiltänzer der Familie Knie, Reitkünstler und Kunstfechter verblüfften mit ihrem Können, Magiere versetzten mit ihren nicht erklärbaren Tricks die Ludwigsburger in ungläubiges Erstaunen. Einige Titel von Darbietungen sollen für sich sprechen: »Griechisch-persisch-ägyptischer Zaubertempel«, »Bioplastisches Theater«, »Optische Kunst- und Nebelbilder«, »Großes Metamorphosen-Theater«, »Soirée mystérieuse«, »Cirque olympique«, »Chemisch-physikalische Abendunterhaltung«.<sup>43</sup>

#### *Rupert Schmid und das Ludwigsburger Sommertheater (1857-1888)*

Nach der Schließung des Schlosstheaters standen in Ludwigsburg für seriöse Theateraufführungen nur noch die oben bereits erwähnten Wirtshausäle zur Verfügung. Die Säle von »Kanne« und »Waldhorn« sind schon zuvor als Ausweichquartiere für Theateraufführungen genutzt worden, doch die räumlichen Verhältnisse waren für zufriedenstellende Darbietungen zu beengt. Bereits die erste Saison in der »Kanne« 1828 wie auch die späteren zeigten dies überdeutlich. Die Auswahl der Stücke musste sich nach den örtlichen Möglichkeiten richten, es wurden nur noch Lustspiele, Possen, Schwänke und Singspiele gegeben, was sicher mit ein Grund dafür war, dass das anspruchsvollere Publikum nach Stuttgart abwanderte.<sup>44</sup>

David Friedrich Strauß schrieb 1842 über einen Besuch im Esslinger Theater (die geschilderten Verhältnisse dürften in der »Kanne« ähnlich gewesen sein): »Aus alter Neigung für herumziehende Schauspielerbanden veranstaltete ich letzten Sonntag mit Emilie eine Fahrt in's Eßlinger Theater, wo eben ein rechtes Ritterstück an-

gekündigt war. [...] Dann in's Theater, eine Art Scheuer, mit 12 Talglichtern an den Wänden herum beleuchtet, ein Lieutenant neben uns putzt das nächste Licht mit den Fingern und ich trete den Butzen mit dem Fuße aus. In dem kleinen Raum große Hitze; ohrenzerreißende Blechmusik; Spiel wie sich's erwarten ließ (der tragische Held sagt mit dem größten Pathos: Du sollst sehen, wie gütig daß ich sein kann); höchst naives Publikum (es klatschte einmal, als einer ein Kind zum Fenster hinausgeworfen hatte, über die Sicherheit, mit der er's tat) – kurz, ganz nach Wunsch.«<sup>45</sup>

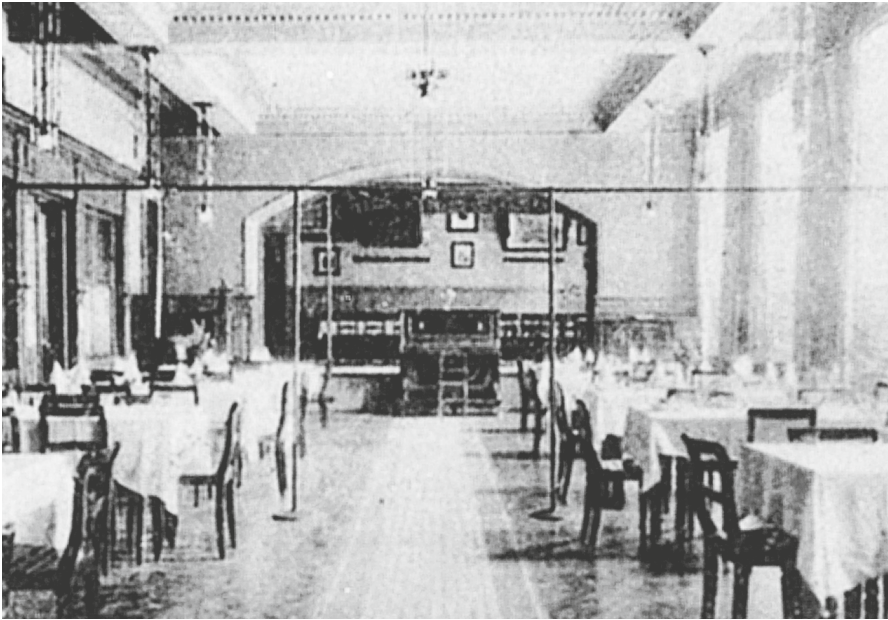
### *Magere Theaterjahre*

Im Frühjahr 1857 wagte es der Theaterunternehmer Rupert Schmid allen Widrigkeiten zum Trotz, im »Waldhorn« aufzutreten. Obwohl er sich ausschließlich auf Lustspiele und Possen beschränkte, ließ der Besuch zu wünschen übrig. Waren für die Zuschauerkreise, die er ansprechen wollte, die Eintrittspreise zu hoch? Der 1. Platz kostete 24 Kreuzer, was dem Gegenwert von 1 Pfund Butter entsprach.<sup>46</sup> Nach sechs Wochen zog Schmid weiter.

Im Frühjahr 1859 ein weiterer Versuch im »Waldhorn«, diesmal von Louis Beusel. Sein Programm war anspruchsvoller. Neben den üblichen Possen und Lustspielen standen auch das »Käthchen« von Kleist, »Preciosa« von Weber oder »Die Regimentstochter« von Donizetti, allerdings als Vaudeville, auf dem Programm. Großformatige Anzeigen im Ludwigsburger Tagblatt kündigten die Vorstellungen an. Nach sechs Wochen verabschiedete sich Beusel. In den folgenden vier Jahren fanden in Ludwigsburg keine Theateraufführungen mehr statt, die höheren wie niederen Stände mussten sich mit den oben beschriebenen Alternativunterhaltungen unterschiedlichster Qualität zufrieden geben oder nach Stuttgart ausweichen.

**Theater in Ludwigsburg.**  
**(Im Saale des Gasthofs zum „Waldhorn“.)**  
 Sonntag den 3. April 1859.  
**Abschiedsvorstellung. Auf vielseitiges Verlangen:**  
**Muttersegen,**  
 oder  
**Die Perle von Savonen.**  
 Schauspiel mit Gesang in 5 Akten von Friedrich. Original-Musik von H. Schäffer.  
**Veränderte und herabgesetzte Preise der Plätze:**  
**Erster Platz 24 Kr. Zweiter Platz 15 Kr. Dritter Platz 9 Kr.**  
 Für das resp. Militär, vom Oberfeldwebel abwärts, bleiben die Preise wie bisher.  
 Kinder auf den I. Platz zahlen die Hälfte des Kassenpreises.  
**Kassa-Öffnung 6 Uhr. Anfang punkt 7 Uhr.**  
 Da die am Donnerstag den 30. v. M. angekündigte Abschiedsvorstellung, plötzlich eingetretener Hindernisse wegen, nicht stattfand, so habe ich diese Vorstellung auf vielseitiges Verlangen zum Abschied gewählt und bitte ein hochgeehrtes Publikum ergebenst um gütige Theilnehmung durch recht zahlreichen Besuch, indem ich mir die Versicherung zu geben erlaube, daß ich mich bestreben werde, durch das Gelingen dieser Abschiedsvorstellung ein freundliches Andenken zurückzulassen, um einstens bei meiner Wiederkunft eine geneigte Aufnahme zu finden.  
**Louis Beusel, Theaterdirektor.**

*Theater-Anzeige im Ludwigsburger Tagblatt vom 3. April 1859.*



*Der Festsaal mit Theaterbühne im »Museum«, um 1915.*

Im Herbst 1864 startete Rupert Schmid einen zweiten Versuch, mit seinem Theaterunternehmen in Ludwigsburg Fuß zu fassen. Der Stadtrat erteilte die Konzession zu seinen Auftritten anstandslos.<sup>47</sup> Anfang November begannen die Vorstellungen im Saal des Gasthauses »Zum Holländer« in der unteren Stadt. Die vierjährige Theaterabstinenz muss Wunder gewirkt haben: Die Vorstellungen waren ausverkauft, sogar überfüllt. Die Eröffnung einer zweiten Spielstätte im »Museum« erwies sich als hervorragender Schachzug von Schmid, denn so gewann er nach anfänglichen Problemen auch das höhere Publikum, das sich für den Holländer-Saal zu fein fühlte.<sup>48</sup> Der Erfolg war so groß, dass er über die Jahreswende bis Anfang April 1865 in Ludwigsburg blieb. Schmid hatte sich aber auch um sein Publikum bemüht, die Anfangszeiten seiner Stücke setzte er so zeitig an, dass Auswärtige mit dem Zug noch heimkamen und die Soldaten noch vor dem Zapfenstreich in ihren Kasernen sein konnten.<sup>49</sup> Zu Weihnachten und zu Saisonende veranstaltete er Gratis-Verlosungen unter den Zuschauern. Auf Sonderwünsche des Publikums ging er, wenn es möglich war, bereitwillig ein. So standen alle Erfolgsstücke der Zeit auf seinem Programm: »Die Schwäbin« von Ignaz Castelli, »Müller und Miller« von Alexander Elz, »Lumpaci Vagabundus« von Johann Nestroy, »Deborah« von Salomon Mosenthal, »Die Karlsschüler« von Heinrich Laube, »Der Viehhändler aus Oberösterreich« von Friedrich Kaiser, »Philippine Welser« von Oskar von Redwitz, natürlich auch Schillers »Räuber« und »Preciosa« von Weber. In einem Leserbrief wurde allerdings bedauert, dass die Beschränktheit der Räumlichkeiten den guten Eindruck der gebotenen Leistungen beeinträchtigte und dass das Schlosstheater nicht mehr für Aufführungen zur Verfügung stehe.<sup>50</sup>



### *Der Theaterunternehmer Rupert Schmid*

Rupert Schmid hat als Theaterunternehmer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Einrichtung des Sommertheaters eine Epoche Ludwigsburger Theaterlebens gestaltet und für viele Jahre nachhaltig geprägt. Die Tragik Schmidts war es jedoch, dass er letztlich in Ludwigsburg scheiterte.

Das Leben und der berufliche Werdegang von Rupert Schmid lassen sich nur lückenhaft rekonstruieren.<sup>51</sup> Er wurde am 26. März 1824 im badischen Marlen, einem kleinen Dorf in der Nähe von Kehl, geboren. 1842 begann seine Schauspielerlaufbahn. Es ist nicht bekannt, wie und wo Rupert Schmid zur Schauspielerei kam, auf jeden Fall aber muss er erfolgreich gewesen sein, denn zehn Jahre später gründete er sein erstes eigenes Theaterunternehmen.<sup>52</sup> 1862 heiratete Schmid Katharina Göhringer aus Möckmühl und erhielt das dortige Bürgerrecht. Die Geburtsorte seiner teils vorehelichen Kinder spiegeln die Stationen seiner damaligen Theater-Wanderschaft wider: Möckmühl (1854), Kupferzell (1855), Metzingen (1857), Tettngang (1859), Balingen (1862), Tübingen (1863), Bietigheim (1864), Ludwigsburg (1865), Heilbronn (1866).

Im Sommer 1863 spielte er in Tübingen im dortigen »Museum«, 1864 richtete er ebenfalls in Tübingen in einem Wirtschaftsgarten ein Sommertheater ein.<sup>53</sup> 1865 schließlich ließ er sich, ermutigt durch seinen Erfolg in der vorausgegangenen Tübinger Saison, in Ludwigsburg im Belz'schen Garten am Bahnhof ein fest stehendes Sommertheater erbauen, das er 13 Sommer lang regelmäßig bespielte. Während der Winter dagegen hat er unterschiedliche Theater gepachtet, u. a. in den Jahren 1865/66, 1866/67 und 1869/70 das Aktientheater Heilbronn, 1868/69 das Theater in Pforzheim, 1874/75 das Stadttheater Ulm<sup>54</sup>, 1875/76 das Theater in Esslingen. Auf seine Zeit in Frankreich (1872-1874) wird weiter unten noch eingegangen.

Bereits 1875 begannen die finanziellen Schwierigkeiten von Rupert Schmid. Insgesamt nahm er drei Kredite bei der Ludwigsburger Handelsgesellschaft Greiner & Ungeheuer auf.<sup>55</sup> Mitte 1878 ging Schmid in Konkurs, die Gläubiger übernahmen nach der Zwangsversteigerung das Theatergebäude.<sup>56</sup> Daraufhin verliert sich die Spur von Rupert Schmid im württembergisch-badischen Raum.

Er scheint sich ins »Ausland« abgesetzt zu haben. Seine nächste bekannte Station ist die Oberpfalz. Während vier Wintersaisons pachtete er von 1884/85 bis 1887/88, anfangs äußerst erfolgreich, das Stadttheater Amberg. Besonders beliebt waren die in seiner heimatlichen Mundart vorgebrachten »Schwabenstücke«.

Schmidts Ende in Amberg erinnert an seine letzten Jahre in Ludwigsburg, wenn er ein Couplet vortragen ließ: »Du lieber Gott, wenn Amberg Du schon ein Theater gabst, so gib' zum Hause auch ein Publikum!«<sup>57</sup>

Von Amberg ging es nach Plauen im Vogtland. In den Jahren 1887 bis 1896 gastierte er mit seiner Truppe insgesamt neunmal jeweils in der Frühjahrs- und Herbstsaison in verschiedenen Sälen der Stadt.<sup>58</sup> Gleichzeitig war Rupert Schmid in den Wintersaisons 1891/92 und 1892/93 Direktor des Elysium-Theaters in Halberstadt, wo er auch am 6. April 1892 sein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum feierte.<sup>59</sup>

**Sommertheater.**  
**Schmid ist da!**

Die Vorstellungen beginnen schon am nächsten Sonntag und dürfen wir bei dem vorzüglichen Personal des Herrn Direktor Schmid uns der Hoffnung hingeben, daß die nun beginnenden Vorstellungen einen Anziehungspunkt zu Febermanns Befriedigung bilden werden.

*Ludwigsburger Zeitung*  
vom 22. Mai 1874.

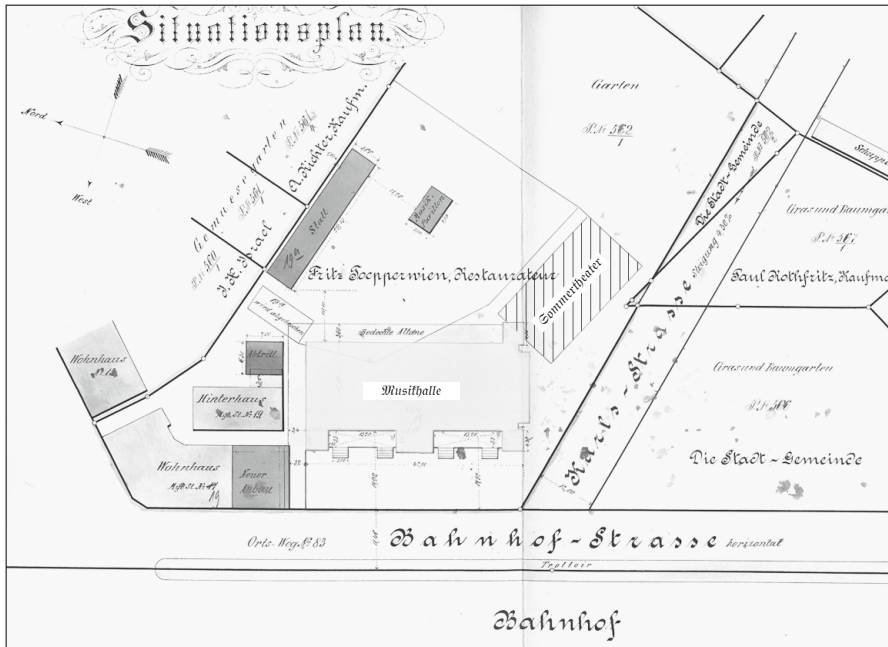


Rupert Schmid, in dessen Adern im Gegensatz zu Jacob Winter kein ererbtes Theaterblut floss, war wie dieser ein leidenschaftlicher Schauspieler und Theaterunternehmer, der auf veränderte Situationen flexibel reagierte und sich durch Rückschläge nicht entmutigen ließ. Und wie Winter gab er die Leidenschaft fürs Theater in seiner Familie weiter. Seine Ehefrau, die vier Töchter sowie einer seiner Söhne waren ebenfalls Schauspieler und bildeten damit das Fundament seines Unternehmens.

*Das Sommertheater im Belz'schen Garten*

Sommertheater waren Mitte des 19. Jahrhunderts im Land weit verbreitet. In Heilbronn, Cannstatt, Tübingen, später auch in Gmünd und Berg standen diese Theatergebäude. Dabei handelte es sich oft um einfachst hergestellte, nicht winterfeste Bretterbuden, die im Sommer Zuschauern wie Darstellern Schutz vor der Witterung bieten sollten. Die Gebäude wurden bevorzugt in Wirtshausgärten aufgestellt, was den Vorteil bot, dass neben dem Theaterunternehmer auch der Wirt durch die Bewirtung der Zuschauer ebenfalls auf seine Rechnung kommen konnte.<sup>60</sup> Während der Vorstellungen wurde selbstverständlich geraucht und getrunken.<sup>61</sup> Oft untermalten herumlaufende Hunde mit ihrem Knurren und Bellen das Geschehen auf der Bühne.<sup>62</sup> Im Winter blieb das Theater bis zur nächsten Saison unbenutzt.

Im April 1865 schloss Rupert Schmid mit dem Metzger Friedrich Belz einen Vertrag, nach dem Schmid in dem Belz'schen Garten am Bahnhof gegen eine jährliche Pacht von 100 Gulden ein Theatergebäude errichten durfte, Belz aber im Besitz des Grundstücks blieb.<sup>63</sup> Werkmeister G. F. Schweizer, der auch die nötigen Bauzeichnungen anfertigte, wurde von Schmid mit dem Bau beauftragt.<sup>64</sup> Nach erfolgreicher



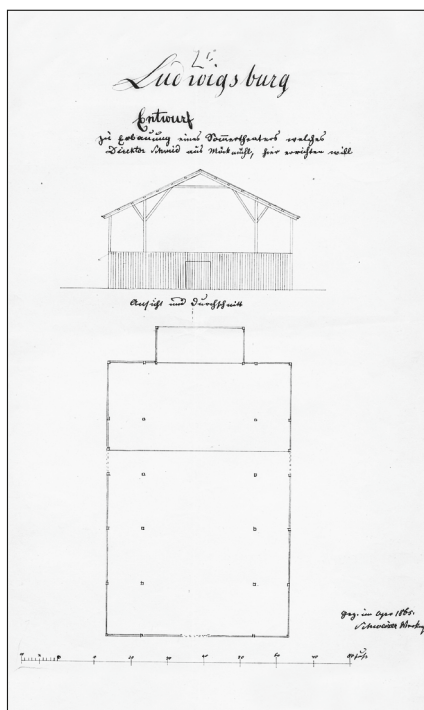
*Lageplan des Sommertheaters und der neuen Musikhalle, 1889.*

Bauschau im Mai 1865 ging die Erstellung des Theatergebäudes zügig voran.<sup>65</sup> Die Baubeschreibung im Güterbuch vermerkt lapidar: »Ein einstöckiger Schuppen mit Satteldach nebst Anbau mit Pultdach – auf Freipfosten, mit Brettertäfelung nebst Sitzeinrichtung.«<sup>66</sup> Laut Bauschauprotokoll war das Gebäude »50 Fuß [14,3 m] breit, 75 Fuß [21,5 m] lang, mit einem 24 Fuß [6,9 m] breiten und 10 Fuß [2,86 m] langen Anbau, mit einem Satteldach bis in den First 33 Fuß [9,5 m] hoch, auf Freipfosten aufgeführt und ringsum auf 10 Fuß vertäfelt.«<sup>67</sup> Das Gebäude wurde von Werkmeister Schweizer nicht nur geplant und gebaut, sondern auch bis zur endgültigen Bezahlung vorfinanziert. Am 18. August 1869 erwarb es Rupert Schmid nach Zahlung der Restschuld dann endgültig von Schweizer.<sup>68</sup>

Prächtig oder gar repräsentativ war das Gebäude also nicht und konnte es aus Kostengründen auch gar nicht sein, dass es aber so primitiv war, störte dann doch. Zu den offenen Seiten zog es herein, die Sitzbänke waren hart, die Beleuchtung der Bühne unzureichend und das Dach undicht.<sup>69</sup> Ein alter Ludwigsburger beschrieb diese Anfangssituation 60 Jahre später in seinen Jugenderinnerungen: »Etwas rechts vom heutigen Hoteleingang [des Bahnhotels] führte eine eiserne Treppe von etwa zwanzig Stufen hinunter zum Sommertheater.<sup>70</sup> Das war ein besserer Schuppen auf Freipfosten und auf etwa 2 1/2 Meter Höhe mit Brettern verschalt. Von der Verschalung bis hinauf zum Dach waren die Öffnungen mit Sackleinwand verkleidet. Die einzelnen Teile der Verspannung waren so groß wie Wagenplanen, aber wo die Teile zusammenstießen, bot sich für uns Buben eine herrliche Gelegenheit, die Nähte etwas zu öffnen und hindurchzuspicken, um auf diese billige Art und Weise das Theaterstück mitanzusehen.«<sup>71</sup>

Rupert Schmid bot in seinem Sommertheater den Sperrsitz für 30 Kreuzer, den 1. Platz für 24 Kreuzer, die linke Seitengalerie für 18 Kreuzer, den 2. Platz für 12 und den 3. Platz schließlich für 6 Kreuzer an.<sup>72</sup> Das Militär erhielt Ermäßigung. Geht man davon aus, dass das vordere Drittel des Raums für Bühne und Musiker verwendet wurde und dass Sperrsitz, 1. und 2. Platz je zu einem Drittel den Rest des Mittelraums einnahmen, konnten ca. 250 Personen eine Vorstellung besuchen, was einer Einnahme von ca. 90 Gulden entsprach.

Das Gebäude wechselte nach dem Konkurs von Schmid öfters den Besitzer. Zunächst übernahmen es die Gläubiger Greiner & Ungeheuer, die es dann 1885 an den Wirt Andreas Waibel verkauften.<sup>73</sup> Nach dem Tod Waibels ging das Theater 1886 an dessen Witwe und deren neuen Ehemann, den Wirt Karl Gerstäcker, über, der es 1888 an Friedrich Töpferwien, den Besitzer des neuen Bahnhotels, ver-



Entwurfszeichnungen des Sommertheaters von Werkmeister Schweizer, April 1865.

kaufte.<sup>74</sup> Anfang 1889 wurde der in die Jahre gekommene Theaterschuppen wegen des Neubaus der Musikhalle abgerissen.<sup>75</sup>

#### *Der Theaterbetrieb unter Rupert Schmid (1865-1877)*

Am 2. Juli 1865 eröffnete Rupert Schmid die erste Spielzeit in seinem eigenen Theater, die Lustspiel-Posse »Doctor und Friseur« von Friedrich Kaiser stand auf dem Programm. Mit dem Verlauf dieser und auch der nächsten Saison konnte Schmid zufrieden sein. Er hatte neue Stücke angekauft und für die »Gesangs-Piecen« routinierte Sänger engagiert, ferner im Laufe der Saison die mangelhafte Beleuchtung der Bühne verbessert und vor allem die Seitenwände bis zum Dach hochgezogen.<sup>76</sup> Die leicht verträgliche Mischung aus Lustspielen, Possen und Volksstücken, garniert mit wenigen ernstesten Schauspielen (»Kabale und Liebe«, »Käthchen«), hatte sich bewährt. Die Theaterfreunde waren ihm in der Presse mit Lob und guten Ratschlägen wohl gesonnen.<sup>77</sup> Große Anerkennung erntete er 1866 für zwei Benefiz-Vorstellungen zu Gunsten der im Krieg gegen Preußen verwundeten »vaterländischen Krieger«.<sup>78</sup>

Stücke von seinerzeit sehr geschätzten Autoren – Roderich Benedix (»Das Gefängnis«), Carl Töpfer (»Die Einfalt vom Lande«), Wilhelm Friedrich (»Muttersegen«), Wilhelm Kaiser (»Der Viehhändler«) oder Charlotte Birch-Pfeiffer (»Der Leiermann«), um nur einige zu nennen – garantierten gute Geschäfte nach den Jahren der Theaterentbehmung. Als Referenz an Ludwigsburg kam die Lokalposse »Die Braut von Oßweil« eines Autors, der es vorzog, anonym zu bleiben, unter »gefälliger Mitwirkung mehrerer hiesiger Theaterfreunde« zur viel umjubelten Aufführung und musste wegen der großen Nachfrage wiederholt werden.<sup>79</sup> Im Kriegsjahr 1870 bescherte Schmid den Ludwigsburgern mehrere patriotische Vorstellungen (»Eine Wacht am Rhein«) und Benefize für verwundete Soldaten oder einrückende Schauspieler. Das Publikum belohnte die Bemühungen mit vollen Häusern.

Endete die Sommersaison 1870 noch mit einer Abschiedsvorstellung und einer Abschiedsrede, gehalten von Schmid's Tochter Laura, so ging das Saisonende 1871 sang- und klanglos unter. In den folgenden drei Sommersaisonen 1872 bis 1874 verpachtete Rupert Schmid sein Sommertheater an bekannte und beliebte Schauspieler der letzten Spielzeiten, während er selbst Engagements in Frankreich annahm. Ab April 1872 trat Schmid mit seiner Truppe zunächst zwei Monate lang im Stadttheater Metz auf, um dann eine längere Tournee durch Ostfrankreich zu starten, die ihn u. a. über Nancy, Sedan, Toul, Reims, Lunéville wieder zurück nach Metz führte. Zwei weitere Tourneen in den folgenden Jahren dürften sich angeschlossen haben, denn im Mai 1873 war Schmid wieder in Lunéville und ließ sich in Ludwigsburg durch seinen Sohn Emil vertreten.<sup>80</sup> Nach großen finanziellen Erfolgen in der ersten französischen Spielzeit 1872 muss sich die Lage des Theaterunternehmers nach seiner Rückkehr nach Deutschland in der Sommersaison 1875 erheblich verschlechtert haben, die Aufnahme von drei Krediten 1875/76 wurde bereits erwähnt.

Nach einer weiteren verpachteten Spielzeit 1876 versuchte Schmid 1877 noch einmal selbst, das drohende Schicksal abzuwenden. Für die von Juli bis Anfang Oktober dauernde Saison im Sommertheater handelte er mit der Stadt eine Subvention von 100 Mark aus. Ab Mitte Oktober folgte bis Ende Januar 1878 eine Winterspielzeit im »Museum«. Er sparte nicht mit beliebten Stücken, hauptsächlich der leichten Sorte. Neben bereits bekannten Autoren wie Benedix, Töpfer, Castelli kamen auch jüngere wie Gustav von Moser (»Das Stiftungsfest«) oder Julius Rosen (»Kanonenfutter«) zum Zuge. »Der Geizige« von Molière, »Die Räuber« und »Maria Stuart« von

Schiller, »Nathan der Weise« von Lessing und »Preciosa« von Weber standen ebenfalls auf dem Programm. Die Anstrengungen waren umsonst. Am 24. Januar 1878 erschien die letzte Anzeige des Theaterunternehmers Rupert Schmid in der Ludwigsburger Zeitung. Im September wurde sein Theatergebäude zwangsversteigert.<sup>81</sup>

*Das Ende des Sommertheaters (1878-1888)*

Nach dem Konkurs von Rupert Schmid gingen die sommerlichen Veranstaltungen in dem in die Jahre gekommenen Theatergebäude trotzdem weiter. Die neuen Besitzer verpachteten den Betrieb saisonweise an entsprechend risikofreudige Interessenten. So spielten in den kommenden elf Saisonen insgesamt zehn verschiedene Gruppen in Ludwigsburg. Es hätte eine Chance für das marode Sommertheater sein können. Mit den unterschiedlichen Gruppen kamen bisher unbekannte Darsteller, neue Programme, neue Dekorationen und Ideen, also insgesamt ein frischer Wind in das sicher erstarnte System. Das kunstinteressierte Publikum, von den Darbietungen der letzten Jahre enttäuscht, hätte neugierig werden und wieder in Scharen ins Theater strömen müssen. Aber nichts dergleichen geschah, es wurde eher noch schlimmer. Die Zeit war über diese primitive Art der Präsentation von Theaterstücken hinweggegangen. Das anspruchsvoller gewordene Publikum wollte nicht mehr auf engen Bänken in einem zugigen Zuschauerraum sitzen, sondern auf größeren Bühnen opulente zeitgemäße Ausstattungsstücke sehen. Das 1872 gegründete Sommer- und Kurtheater in Berg oder das Viktoria-Theater in Cannstatt waren jetzt das Maß der Dinge.<sup>82</sup>

Bereits der Verlauf der Saison 1878 war symptomatisch für alle weiteren, die noch folgten. Direktor Carl Widmann, in der Wintersaison 1877/78 erfolgreich am Aktientheater Heilbronn, startete mit viel Vorschusslorbeeren: »Der alte Schlendrian ist verschwunden, Fleiß, Eifer und Ordnung beseelen das Ganze, [...] wir begegnen einer ganzen Phalanx tüchtiger Kräfte.«<sup>83</sup> Sein Programm war leicht und abwechslungsreich (»Der Veilchenfresser« von Gustav von Moser oder »Mein Leopold« von Adolph L'Aronge), doch das Publikum blieb aus. Zwischenzeitlich schloss Widmann einen vorzeitigen Abbruch der Saison nicht aus, vor allem nachdem gerade drei Wochen nach Eröffnung kaum 50 Personen die Aufführung von »Minna von Barnhelm« besucht hatten. Hart ging daraufhin ein Theaterfreund mit den Ludwigsburgern ins

**Sommertheater in Ludwigsburg.**  
**Wittwoch den 13. Juli 1870**  
**Benefice-Vorstellung für den**  
**Regisseur und Schauspieler**  
**W. Schlumpf.**

Unter gefälliger Mitwirkung mehrerer  
 hiesiger Theaterfreunde.

Die

**Bräut von Ofweil,**

oder

**Welcher ist der Bräutigam**  
**in Ludwigsburg.**

Lokalposse mit Gesang in 4 Abtheilungen von \* \* \*

Ein hochverehrtes Publikum ladet ergebenst ein

**W. Schlumpf.**

Donnerstag den 14. Juli.

**Die schöne Galathee.**

Mythologische Operette in 1 Akt von  
 Franz Suppé.

Vorher:

**Müller und Miller.**

Lustspiel in 2 Akten von Alex. Gl.

»Die Bräut von Ofweil«,  
 Lokalposse mit Gesang, Ludwigsburger  
 Tagblatt vom 13. Juli 1870.



Gericht. Die Einwohner aller Kreise sollten den Besweis liefern, dass »auch Ludwigsburg bei seiner gesellschaftlichen Bedeutung und seiner großen, gebildeten und kunstsinnigen Einwohnerschaft eine für wirklich gediegene Leistungen erkenntliche Stätte bietet.«<sup>84</sup>

Das Kurtheater Berg unter der Direktion von Carl Stick gastierte 1879 und das Viktoria-Theater Cannstatt unter der Direktion von A. Jenny 1880 jeweils zwei- bis dreimal pro Woche im hiesigen Sommertheater. Ein Höhepunkt der Spielzeit 1879 war zweifellos der Theaterbesuch Ihrer Königl. Hoheiten Prinz und Prinzessin Wilhelm, die in »bekannter Leutseligkeit« die Aufführung der Operette »Prinz Methusalem« von Johann Strauß mit ihrer Anwesenheit beehrten.<sup>85</sup>

In den folgenden Jahren bis 1885 änderte sich weder das Programmangebot – die heitere Muse beherrschte die Szene – noch der chronisch schwache Publikumszuspruch, der sich auch durch wortreich und blumig formulierte Aufforderungen in der örtlichen Presse nicht spürbar verstärken ließ.<sup>86</sup> Fritz Rütbling, der nach 1882 in der Saison 1884 als einziger Direktor ein zweites Mal im Sommertheater gastierte, versuchte, sowohl die bürgerlichen wie auch die militärischen Schichten der Bevölkerung wieder stärker in sein Theater einzubinden. Mitglieder des Männergesangvereins bzw. »zwei Herren Theaterfreunde« traten in Webers »Preciosa« bzw. im »Bettelstudent« von Karl Millöcker auf. Musiker des 3. Infanterieregiments und des Ulanenregiments übernahmen die musikalische Umrahmung der Theaterabende. Eigene Jugend- und Militärvorstellungen standen auf dem Programm, auch der Kronprinz gab sich wieder die Ehre.<sup>87</sup> Doch trotz aller Bemühungen blieb der Besuch schwach. Die Nähe von Stuttgart und die dort neu erbauten »Kunsttempel« dürften wohl wieder Schuld daran sein, meinte zumindest ein Theaterfreund in der Zeitung.<sup>88</sup>

1886 gastierte das Stadttheater Freiburg in Ludwigsburg. Nach 20 Vorstellungen brach Direktor Bachmann wegen zu schwacher Resonanz beim Publikum, vor allem



*Schauspielergruppe in voller Kostümierung, um 1910.*



von Seiten des Militärs, die Saison vorzeitig ab. Die 24. und auch letzte Spielzeit im ehemals Schmid'schen Sommertheater endete am 30. September 1888 mit einer Aufführung der »Weiber von Schorndorf« von August Winterlin recht versöhnlich. Direktor Kersebaum vom Badetheater Mergentheim schied nicht mit Groll oder im finanziellen Elend von Ludwigsburg, im Gegenteil, er stellte sogar eine Wiederkehr im nächsten Sommer in Aussicht.

Das Sommertheater hatte als Relikt aus alten, bescheideneren Zeiten eigentlich schon längst ausgedient. Niemand trauerte ihm beim Abbruch nach, keine Notiz in der Zeitung. Der Blick war bereits in die Zukunft gerichtet. Die geplante Musikhalle neben dem Bahnhof sollte endlich den stolzen, repräsentativen und einer Stadt wie Ludwigsburg würdigen Rahmen für Theateraufführungen, Konzerte, Bälle und ähnliche Veranstaltungen abgeben.<sup>89</sup>

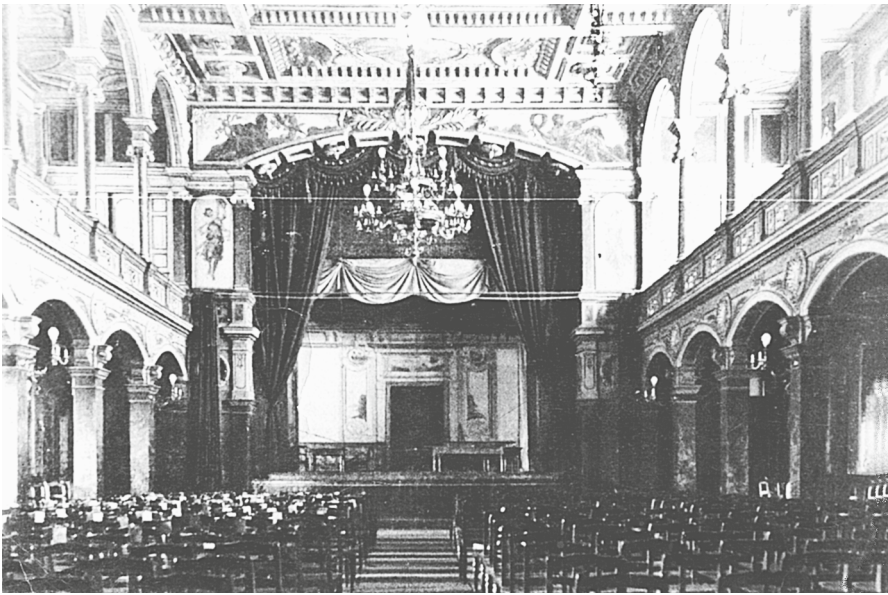
### *Richard Erdmann und sein »Theater im Cluß'schen Saalbau« (1889-1914)*

#### *Die Übergangszeit (1889-1902)*

Im Frühjahr 1889 begann nach dem Abriss des Sommertheaters der Neubau der Musikhalle. Da die Säle in der »Kanne« und im »Waldhorn« seit den 1860er Jahren wegen anderweitiger Nutzung für Theateraufführungen nicht mehr zur Verfügung standen und der »Bären« seit Herbst 1890 auch geschlossen war, blieb bis zur Eröffnung der Musikhalle nur der Saal im »Museum« als mögliche Spielstätte übrig. Direktor Kersebaum, der während der Saison 1888 in Ludwigsburg gute Erfahrungen gemacht hatte, ließ sich von den beengten räumlichen Verhältnissen nicht abhalten und gastierte von Juni bis Oktober 1889 mit einer bewährten, leichten Programmischung im Museumssaal. Bei günstiger Witterung wurde im Ockert'schen Garten im Freien gespielt.<sup>90</sup> Neben den heiteren Stücken nahm Kersebaum auch einige ernstere Schauspiele ins Programm, u. a. Schillers »Maria Stuart« – heute kaum vorstellbar, wenn man bedenkt, dass die Bühne im »Museum« gerade mal 5,5 x 4,5 Meter groß war. Aber Kersebaum scheint allen widrigen Umständen zum Trotz Erfolg gehabt zu haben. Im Gegensatz dazu scheiterten die Versuche der Museumsgesellschaft kläglich, in Zusammenarbeit mit Richard Erdmann und seinem Ensemble Theateraufführungen kombiniert mit einem gemeinsamen Abendessen und darauf folgender Tanzunterhaltung anzubieten. 1890 wurde das Unternehmen nach zwei, 1891 nach drei Abenden abgebrochen, allerdings weniger wegen mangelnden Interesses als wegen der immer wieder beanstandeten beengten räumlichen Verhältnisse des Saales.<sup>91</sup>

Im Dezember 1890 wurde die Musikhalle feierlich eingeweiht. Es wird sich wohl nicht mehr klären lassen, warum die ersten regelmäßigen Theateraufführungen in dem neuen Saal erst vier Jahre später, in der Wintersaison 1894/95, stattfinden konnten. Friedrich Töpferwien, der Besitzer von Bahnhof und Musikhalle, hatte wohl andere Präferenzen oder kein gutes Verhältnis zum Theater bzw. zu den Theaterunternehmern. Nur während dreier Wintersaisonen gastierten Stuttgarter Ensembles in der Musikhalle.

Am 25. Oktober 1894 eröffnete das Süddeutsche Ensemble Stuttgart unter der Leitung des Königl. Hofschauspielers Emil Richard mit dem Lustspiel »Hasemanns Töchter« von Adolph L'Arronge die erste Theatersaison in der Musikhalle. »Neues Theater in der Musikhalle« nannte sich das Unternehmen<sup>92</sup>, das beim Ludwigsbur-



*Der Festsaal des Bahnhotels in der Musikhalle, um 1895.*

ger Publikum nach anfänglicher Skepsis gut ankam. Es wurde regelmäßig eine Vorstellung pro Woche gegeben. Die Leistungen des Ensembles waren gut, so dass nach Meinung eines Kritikers die umständlichen Besuche des Stuttgarter Hoftheaters entfallen konnten<sup>93</sup>, vorausgesetzt das leichte Programm von Emil Richard sagte einem zu. Nur vier ernstere Schauspiele befanden sich in seinem Repertoire, wobei mit Hermann Sudermann zum ersten Mal ein Vertreter der jüngeren deutschen Autorengeneration auftauchte.

Der Plan Emil Richards, im Gartensaal der Musikhalle im Sommer 1895 wieder ein Sommertheater einzurichten, scheiterte kurz vor der Realisierung.<sup>94</sup> Unter dem Namen »Stadttheater Ludwigsburg« startete Richard in seine zweite Wintersaison 1895/96 in der Musikhalle, »vor unaufhörlich leeren Häusern«, wie ein Kritiker zu Ende der Saison bemerkte.<sup>95</sup> Über die Gründe schwieg sich der Schreiber leider aus. Ein protziger Theatersaal allein reichte offensichtlich nicht aus, um aus einer theaterentwöhnten Bürgerschaft ein begeistertes Publikum zu schaffen.

So dümpelte denn auch die Saison 1896/97 zwischen Auftritten eines Stuttgarter Ensembles unter der Leitung von Julius Bachmann, Gastspielen des Hoftheaters und des Operetten-Ensembles Heilbronn dahin. Possen wie »Die Radfahrer von Purzelshausen« konnten sicher nicht wesentlich und nachhaltig zur Hebung und Förderung der Ludwigsburger Theaterkultur beitragen. Ein Grad an Niveaulosigkeit war damit erreicht, der kaum noch zu unterbieten war.

Unter Töpperwien als Hotelchef spielte daraufhin kein Ensemble mehr regelmäßig Saisontheater in der Musikhalle, was umso bedauerlicher war, als sich Richard Erdmann mit seinem Ensemble im Februar 1898 zwei Wochen lang im Museumssaal mit den primitiven Bühnenverhältnissen abquälen musste, zudem die Vorstellungen





*Schauspieldirektor Richard Erdmann, 1935.*

wieder im Cluß'schen Saalbau auf. Nach seinem 50-jährigen Bühnenjubiläum zog er sich von der Funktion eines aktiven Theaterdirektors zurück. Richard Erdmann starb am 14. Februar 1936 in Ludwigsburg.<sup>98</sup>

#### *Das Theater im Cluß'schen Saalbau (1903-1914)*

Im Laufe des Jahres 1902 wurde vom Architekten Friedrich Hauser an das Wirtschaftsgebäude der Brauerei Cluß in der Stuttgarter Straße 2 ein großer Saal mit Bühne angebaut, in dem Kino oder auch Theater gespielt werden konnte.<sup>99</sup> Richard Erdmann erkannte und nutzte die Chance, endlich auf einer professionellen Bühne in Ludwigsburg spielen zu können. Gut einen Monat nach der Eröffnung des Saals startete er am 3. Februar 1903 unter dem Namen »Neues Theater im Cluß'schen Saalbau« erste Probeaufführungen. Die Resonanz der Ludwigsburger war nach den vergangenen theaterarmen Jahren freundlich, so dass sich Erdmann zum Weitermachen entschloss.<sup>100</sup>

Über zwölf Saisonen gastierte er jeweils in der ersten Jahreshälfte zwischen März und Juni im Schnitt zwei Monate lang im Cluß'schen Saalbau. In der Saison 1909 z. B. wurden vier Vorstellungen pro Woche gegeben, am Nachmittag und am Abend. Sein Ensemble mit Darstellern, Technikern und Verwaltung bestand aus 20 bis 25 Personen. Das Programm über all die Jahre war bunt gemischt, wobei der Schwerpunkt aus bekannten Gründen bei der leichten Muse lag. Erdmann setzte in jedem Genre neben den üblichen Repertoirestücken auf bewährte und sichere Publikumsrenner wie »Der Raub der Sabinerinnen« der Brüder Schönthan, »Die Grille« von Charlotte Birch-Pfeiffer oder »Kabale und Liebe« von Schiller und »Der Widerspenstigen Zähmung« von Shakespeare.

Nach Berichten in der örtlichen Presse zu urteilen, war Erdmann in Ludwigsburg über alle Jahre hin anerkannt und erfolgreich, selbst wenn seine Aufführungen von





*Der Cluß'sche Saalbau, um 1910.*

# Theater in Ludwigsburg Cluß'scher Saalbau.

Direktion: Richard Erdmann.

**Dienstag den 3. Februar 1903**

**Eröffnungs-Vorstellung**

## Hans Hudelein.

Luftspiel in 3 Akten von Blumenthal und Rabelburg.

Mit beispiellosem Lacherfolg an allen besseren Theatern aufgeführt.

**Preise der Plätze:**

An der Abendkasse: Sperrsitze 1 Mk. 20 f., I. Platz 1 Mk., II. Platz 70 f.,  
Galerie 50 f. Im Vorverkauf Hofbuchhandlung J. Nigler: Sperrsitze  
1 Mk. 10 f., I. Platz 90 f., II. Platz 60 f., Galerie 40 f. Für Militär vom  
Feldwebel abwärts: I. Platz 70 f., II. Platz 40 f., Galerie 30 f.

Kassadöffnung 7 Uhr. Anfang  $\frac{1}{8}$  Uhr. Ende  $\frac{1}{10}$  Uhr.

*Eröffnungsvorstellung von Direktor Erdmann im Cluß'schen Saalbau,  
Ludwigsburger Zeitung vom 2. Februar 1903.*



Außenstehenden bisweilen als »Schmierentheater« bezeichnet wurden.<sup>101</sup> Erdmanns Verdienst und Geschick war es, zum einen das Interesse an seinem Theater mit den modernen leichten Operetten wie »Kinokönigin«, »Autoliebchen«, »Eva« oder »Tangoprinzessin« wachzuhalten, um dann aber auch anspruchsvolle zeitgenössische Stücke wie »Rose Bernd« und »Fuhrmann Henschel« von Gerhart Hauptmann, »Die Gespenster« von Henrik Ibsen oder »Traumulus« von Arno Holz präsentieren zu können. Seine vorläufig letzte Theatersaison in Ludwigsburg endete am 2. Juli 1914.

Zuvor hatte Erdmann noch im Rahmen der großen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Ludwigsburg am 22. Juni 1914 den neuen Gartensaal des Ratskellers mit dem Schwank »Die spanische Fliege« von Franz Arnold eröffnet. Im Zusammenhang mit dieser Ausstellung soll das Freilichttheater im Ausstellungsgarten nicht unerwähnt bleiben. »Bastien und Bastienne« von Mozart, »Die Laune des Verliebten« von Goethe sowie »Ludwigsburger Porzellan«, Rokoko-Tanzszenen à la Noverre, dargeboten von Mitgliedern des Stuttgarter Hoftheaters, kamen dabei zur Aufführung.<sup>102</sup> Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs beendete die Ausstellung abrupt und veränderte die Welt im Großen wie im Kleinen. Die zur Gewohnheit gewordenen Theateraufführungen im Cluß'schen Saalbau fanden nicht mehr statt. Erst ein Jahr nach Kriegsende sollte sich in Ludwigsburg wieder der Vorhang für Theateraufführungen öffnen.

### *Die Württembergische Volksbühne (1919-1945)*

Im Mai 1918 gründete der Lehrer und spätere württembergische Kultminister Theodor Bäuerle in Stuttgart den »Verein zur Förderung der Volksbildung«, dessen erster Vorsitzender der Unternehmer Robert Bosch war. 1919 wurde, zunächst als Unterabteilung dieses Vereins, die »Schwäbische Volksbühne« gegründet. Die ab 1921 eigenständige Gesellschaft wurde fortan als »Württembergische Volksbühne« vom Land Württemberg, der Stadt Stuttgart und weiteren württembergischen Städten finanziell unterstützt. Als kulturelle Wanderbühne unter Leitung eines Intendanten mit eigenem Ensemble sowie eigenem Bühnenapparat samt Dekoration und Beleuchtung gastierte die Volksbühne turnusmäßig in theater-interessierten Städten des württembergischen Raums.<sup>103</sup>

Örtliche Theatergemeinden sorgten mit ihrem festen Zuschauerstamm und Abonnements für die finanzielle Grundabsicherung der Bühne.<sup>104</sup> In größeren Städten gastierte die Bühne zehn bis 15 Mal pro Jahr. Im Programmangebot spiegelte sich der angestrebte Bildungsauftrag der Gesellschaft wider. Neben den deutschen Klassikern kamen überwiegend Schauspiele moderner Autoren zur Aufführung. Altbewährte Lustspiele befanden sich ebenfalls im Repertoire. Opern und Operetten fehlten wegen des zu hohen finanziellen Aufwands.

### *Die Volksbühne in Ludwigsburg*

Mit »Kabale und Liebe« startete die Volksbühne am 13. November 1919 ihr langjähriges Engagement in Ludwigsburg.<sup>105</sup> Bis zum ersten Halbjahr 1926 trat die Volksbühne in der Musikhalle auf, ab der zweiten Jahreshälfte 1926 im Cluß'schen Saalbau.

Die ersten Jahre in Ludwigsburg waren geprägt von einem nicht ganz unproblematischen Nebeneinander des Erdmann-Theaters und der Volksbühne. Richard Erdmann hatte nämlich Ende November 1922 – unter heftigem Protest der Intendanz der

Volksbühne – seinen Theaterbetrieb im Cluß'schen Saalbau wieder aufgenommen. Da er sich hauptsächlich auf die leichte Muse, sprich auf Operetten festgelegt hatte, fürchtete die Volksbühne ein Abwandern der Kundschaft, da im eigenen Programmangebot dieses Genre bekanntlich ausgespart blieb.<sup>106</sup> Erdmann, der sogar noch die behördliche Anerkennung eines so genannten stehenden Theaters erhalten hatte, spielte ohne Unterbrechung bis zum Herbst 1925 parallel zur Volksbühne. Die finanzielle Belastung durch die Inflation und sein Alter veranlassten ihn schließlich zur Aufgabe seines Unternehmens.

Ein singuläres Theaterereignis des Jahres 1922 darf nicht unerwähnt bleiben. Am 30. September hob sich vor den Teilnehmern der Stuttgarter Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz für eine einzige Aufführung von Georg Friedrich Händels »Rodelinde« der Vorhang des Ludwigsburger Schlosstheaters. Die Hoffnungen auf die Wiederaufnahme eines regelmäßigen Spielbetriebs im Schlosstheater zerschlugen sich allerdings aus technischen und finanziellen Gründen.<sup>107</sup>

Im ersten Halbjahr 1927 gastierte Erdmanns Sohn Erwin mit dem »Süddeutschen Künstlerensemble« in der Musikhalle und bot mit Operettenaufführungen ein gut besuchtes Kontrastprogramm zu den anspruchsvolleren Aufführungen der Volksbühne im Saalbau. Es blieb bei einer Spielzeit. Auch der Versuch des Regisseurs Theodor Grothusen, das Erdmann-Theater wieder in Ludwigsburg zu etablieren, scheiterte. Nachdem gegen Grothusen ein gerichtliches Verfahren wegen Verstoßes gegen die Gewerbeordnung eröffnet worden war, verließ er Ende Mai 1928 nach nur fünfwöchiger Spielzeit in der Musikhalle die Stadt.<sup>108</sup>

Die Württembergische Volksbühne war jetzt das einzige Theater, das fortan regelmäßig in der Stadt gastierte, unterstützt von der örtlichen Theatergemeinde mit ihrem festen Stamm von Abonnenten. Mit 14 Aufführungen in der Spielzeit 1928/29 lag Ludwigsburg gleichauf mit Biberach, Ebingen, Heidenheim, Gmünd, Göppingen, Ravens-



*Eröffnungsvorstellung der Schwäbischen Volksbühne in Ludwigsburg, Ludwigsburger Zeitung vom 11. November 1919.*



*Eintrittskarte zu »Rodelinde« im Schlosstheater.*

burg oder Reutlingen. Vier Werken von Klassikern standen zehn leichtere Stücke gegenüber.

Im Rahmen der Neuorganisation der Theaterlandschaft durch die NS-Reichskulturkammer mutierte die Württembergische Volksbühne 1933 zur Württembergischen Landesbühne mit Sitz in Esslingen. Die Ludwigsburger Gastspiele der neuen Landesbühne wurden fortgesetzt und die bisherigen Mitglieder der örtlichen Theatergemeinde zum Eintritt in die Ortsgruppe Ludwigsburg der NS-Kulturgemeinde veranlasst.<sup>109</sup> Am 23. Juli 1944 fand die letzte Vorstellung in der Musikhalle statt.<sup>110</sup>

### *Kurtheater Hoheneck und Ludwigsburger Schlosskonzerte*

Ludwigsburg musste als ehrgeiziger Kur- und Badeort – im Dezember 1906 war bei einer Tiefbohrung in Hoheneck in der Nähe des städtischen Wasserwerks eine solehaltige Heilquelle entdeckt worden – seinen Kurgästen im Heilbad Hoheneck neben den medizinischen Anwendungen als Abwechslung auch geistige Unterhaltung bieten. Da zu einem richtigen Kurort auch ein Kurtheater gehört, engagierte Badedirektor Arthur Paffrath den Schauspielersdirektor Carl Müller, der zusammen mit seinem Spielleiter Carl Walden während der Badesaison 1930 im neu errichteten Hohenecker Gemeindehaus zweimal in der Woche ein Kurtheater betrieb. Zur Aufführung kamen nur Theaterstücke leichten, fröhlichen Inhalts, die in der Lage sein sollten, den Kurgästen auch den salzigsten Brunnen zu versüßen.

Die Eröffnungsvorstellung fand am 21. Mai 1930 statt, auf dem Programm standen »Der verschenkte Bua«, ein Singspiel, und »Das Hemdenknöpfchen«, ein Lustspiel. Die Saison endete am 3. September mit einer Aufführung des Lustspiels »Die Augen der Liebe« von Wilhelmine von Hillern. Über den Erfolg und die Akzeptanz des Kurtheaters im Heilbad Hoheneck kann nur spekuliert werden. Das Kurtheater blieb eine kurze Episode, denn die erste Spielzeit sollte gleichzeitig auch die letzte sein.<sup>111</sup>

Ein kurzes Wort zu den Ludwigsburger Schlosskonzerten, die 1932 von Wilhelm Krämer ins Leben gerufen worden sind.<sup>112</sup> Lange Zeit ausschließlich auf kammermusikalische Darbietungen ausgerichtet, zählten Theateraufführungen zunächst zu den Ausnahmen im Programm. So fand im Juli 1934 eine Freilichtaufführung vor der Südfront des

**Heilbad  
Hoheneck-Ludwigsburg**

---

**Kurtheater**

Zum neuen Gemeindehaus Hoheneck.  
Unter dem Protektorat der  
Badeverwaltung.

**Direktion: Müller und Walden.**

**Mittwoch, den 21. Mai 1930, abends 8 Uhr:**

**Eröffnungs-Vorstellung**

**Begrüßungs-Ansprache durch  
Herrn Badedirektor Paffrath.**

**Der verschenkte Bua.**  
Singspiel in 2 Akten v. Alex. Baumann  
Einspielung: Carl Walden-Russkallische  
Leitung: Obermusikdir. a. D. Henrich.  
Musik: Orchester-Bereinigung. Hierauf:

**Das Hemdenknöpfchen**  
Lustspiel in 1 Aufzug von Hans Müller.

Freie der Plätze:  
Sperre 1.50, I. Platz 1 RM.

Saaloöffnung 19 Uhr. Anfang 20 Uhr.  
Ende 22 Uhr.

Vorverkauf: Wieland's Nachfg.  
Max Neumann, Poststraße 4.

*Eröffnung der Kurtheater-Saison in Hoheneck,  
Ludwigsburger Zeitung vom 19. Mai 1930.*

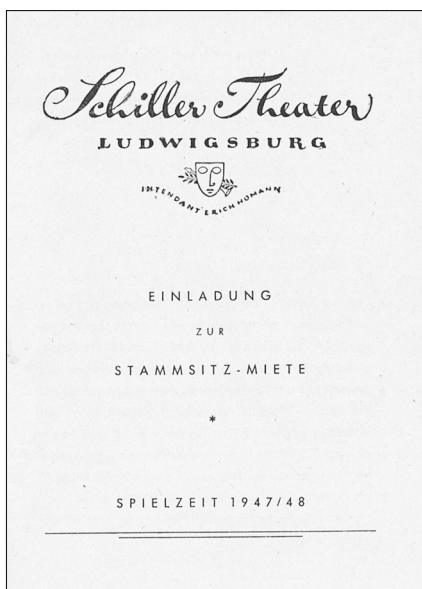
Schlosses statt. Die Württ. Staatstheater gastierten mit »Les petits Riens« und »Bastien und Bastienne« von Mozart sowie mit »Die Laune des Verliebten« von Goethe. Im Juli/August 1950 wurde im Schlosshof mehrmals Schillers »Wallenstein« gegeben. Es folgte an gleicher Stelle im Juli 1952 das Schiller-Stück »Dichter und Herzog« von Heinrich Laube. Am 4. Juli 1954 endlich öffnete sich das Schlosstheater im Rahmen des 3. Deutschen Mozartfestes mit einer Aufführung des »Titus« wieder für alle Besucher.<sup>113</sup> Seither ist es eine hochgeschätzte und begehrte Spielstätte der Ludwigsburger Festspiele.

### *Neuer Anfang und Blick in die Gegenwart (seit 1946)*

Am 20. Juli 1946 wurde in Ludwigsburg zum ersten Mal nach dem Krieg wieder Theater gespielt. »Kinder, Kinder« von Hans Fitz hieß das erste Stück, Jugendliche hatten keinen Zutritt.<sup>114</sup> Intendant Erich Homann hatte unter dem Namen »Schiller-Theater« verschiedene Schauspieler zu einem Ensemble zusammengefügt. Bis Homann den Ratskeller-Saal als festen Spielort von der Stadt übernehmen konnte, trat er in Turnhallen und Wirtshaussälen verschiedener Kreisgemeinden auf. Mit einer Festvorstellung vor geladenen Gästen und Kleists »Zerbrochenem Krug« startete Homann dann am 22. Dezember 1946 im Ratskeller-Saal. Nach anfänglichen Erfolgen kam das Schiller-Theater trotz mehrerer Vergünstigungen seitens der Stadt nach der Währungsreform in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten. Im Mai 1949 musste Erich Homann Konkurs anmelden, nachdem die Stadt ihre Unterstützungsmaßnahmen eingestellt hatte.<sup>115</sup>

So genannte Austausch-Gastspiele mit der Württembergischen Landesbühne waren der letzte Versuch eines Schauspieler-Kollektivs, von dem das Schiller-Theater nach dem Konkurs übernommen worden war, den Betrieb doch noch zu retten. Deshalb gastierte die Landesbühne einige Male im Ratskeller-Saal und im Gegenzug das Schiller-Theater mit Operetten-Aufführungen in Esslingen.<sup>116</sup> Die Aktion scheiterte, eine weitere Episode in der Ludwigsburger Theatergeschichte ging im Juni 1949 mit den letzten Vorstellungen des Schiller-Theaters zu Ende.<sup>117</sup>

Die Hoffnung, in Ludwigsburg auch künftig wieder Theateraufführungen besuchen zu können, lag jetzt bei der Württembergischen Landesbühne. Am guten Willen scheiterten regelmäßige Gastspiele nicht, sondern zunächst nur an einer nicht vorhandenen geeigneten Spielstätte. Am 14. Januar 1950 konnte nach langem Warten



*Einladung zur Miete im Schiller-Theater.*



die erste Spielzeit der Landesbühne in der neu eingerichteten Stadthalle an der Bärenwiese mit einer Aufführung des Schauspiels »Der Kaiser von Portugallien« von Selma Lagerlöf beginnen.<sup>118</sup>

Mit Beginn der Spielzeit 1955/56 wurde der Spielbetrieb von der im Juli 1955 gegründeten »Volksbühne Ludwigsburg« organisiert. Mit ihren Intentionen und Zielen trat die Volksbühne damit die Nachfolge der in den 20er Jahren gegründeten Theatergemeinde an. Sie stellte aus dem Repertoire der Württembergischen Landesbühne den Spielplan zusammen und verpflichtete neben der Landesbühne als Stammbühne auch andere Theater zu Gastspielen. Die Mitgliedschaft in der Volksbühne sowie das angebotene Abonnement mit zehn Vorstellungen waren äußerst preisgünstig.<sup>119</sup> In ihren besten Zeiten hatte die Volksbühne über 800 Mitglieder.

Mit der Schließung und dem Abriss der alten Stadthalle im März 1984 endete der Auftrag der Volksbühne und damit auch die Zusammenarbeit mit der Württembergischen Landesbühne. Seit der Eröffnung des Forums am Schlosspark im März 1988 organisiert das Städtische Kulturamt bzw. dessen Nachfolgeorganisation kenntnisreich viel beachtete Theateraufführungen mit nationalen und internationalen Gästen.

Etwas bescheidener, dafür aber umso origineller lassen die sommerlichen Freilichtaufführungen im naturbelassenen Cluß-Garten hinter dem schon genannten Saalbau die Tradition des Sommertheaters wieder aufleben. Seit Christiane Wolff und Peter Kratz als künstlerische Leiter 1991 den »Theatersommer« ins Leben gerufen haben, spielt jedes Jahr

eine kleine Gruppe meist jüngerer Schauspieler erfrischend unkonventionelles Theater in der grünen Kulisse des geheimnisvollen Gartens.<sup>120</sup>



*Faltblatt der Volksbühne Ludwigsburg, 1956.*



## Anhang

### Theater in Ludwigsburg – Termine, Spielorte, Ensembles<sup>121</sup>

Spielorte: AR = Altes Reithaus; BG = Bärengraben; CG = Cluß-Garten; CS = Cluß'scher Saalbau; FaS = Forum am Schlosspark; GH = Gemeindehaus Hoheneck; Ho = Gasthaus Holländer; Ka = Gasthaus Kanne; Mh = Musikhalle; Mu = Museum; RaS = Reithaus am See; RK = Ratskeller; SH = Stadthalle; SoTh = Sommertheater; STh = Schlosstheater; Wh = Waldhorn.

|         |                  |        |                                   |                         |
|---------|------------------|--------|-----------------------------------|-------------------------|
| 1804    | 4.4.-17.10.      | STh    | u.a. 15.-29.8. Gastspiel Iffland  | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1805    | 17.4.-9.10.      | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1806    | 9.4.-29.9.       | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1807    | 22.4.-27.9.      | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1808    | 22.4.-30.9.      | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1809    | 7.5.-24.9.       | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1810    | 10.5.-13.9.      | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1811    | 26.5.-27.9.      | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1812    | 31.5.-20.9.      | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1813    | 16.5.-5.9.       | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1814    | 8.5.-11.9.       | STh    |                                   | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1815    | 24.5./4.6./16.6. | STh    | 3 höfische Vorstellungen          | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1816    | 28.9./1.10.      | STh    | 2 höfische Vorstellungen          | (Hoftheater Stuttgart)  |
| 1817    | ---              |        |                                   |                         |
| 1818    | 10.9.-6.1.19     | STh    |                                   | Carl Winter             |
| 1819    | 29.9.-24.11.     | STh    |                                   | Carl Winter             |
| 1820    | 29.11.-9.12.     | STh    |                                   | Carl Winter             |
| 1821    | 7.10.-11.11.     | STh    |                                   | August Müller           |
| 1822    | 11.8.-26.11.     | STh    |                                   | Carl Winter             |
| 1823    | 30.9.-18.12.     | STh    |                                   | Carl Winter             |
| 1824    | 8.1.             | STh    | »Maler. mech. phys. Schauspiel«   | Prof. Conus             |
|         | 29.8.-21.11.     | STh    |                                   | Sigmund von Binst       |
| 1825    | 8.4.-7.6.        | STh    |                                   | Sigmund von Binst       |
|         | 2./23.10         |        |                                   |                         |
| 1826    | 14.3.            | STh    | »Mim. plast. Darstellungen«       | Lebesnier               |
| 1827    | ---              |        |                                   |                         |
| 1828    | ab Anf. Mai      | Ka     |                                   | Max Quandt              |
| 1829    | ab 23.4.         | Ka     |                                   | J. Winter, Fr. Schumann |
|         | 26.07            | BG     | »Theater im Freien«               | Jacob Winter            |
| 1830    | ---              |        |                                   |                         |
| 1831    | 20.2.            | STh    | Ballett und Pantomime             | Johann Fenzl            |
|         | 6./9.10          | STh    | Steiermärk'sche Alpensänger       |                         |
|         | ab Anf. Nov.     | STh    |                                   | Eduard von Lobedank     |
| 1832    | 11.10.-3.12.     | STh    |                                   | Jacob Winter            |
|         | 5.11.            | STh    | »Der russische Feuerkönig«        | P. Schwarzenberg        |
| 1833/34 | ---              |        |                                   |                         |
| 1835    | 10.10.-12.10.    | STh    | »Mechanisches Kunsttheater«       | Steinl                  |
| 1836/37 | ---              |        |                                   |                         |
| 1838    | 9.9.-12.10.      | AR     |                                   | Johann Dardenne         |
|         | 28.10.           | STh    | »Kunst-Vorstellung«               | Prof. Döbler            |
| 1839    | 15.8.-20.10.     | RaS    |                                   | Johann Dardenne         |
| 1840    | 12.1.-20.3.      | Wh     |                                   | Xaver Straßer           |
| 1841    | 25.5.            | STh    | »Liederfest«                      |                         |
|         | 22.8.-27.10.     | Wh/STh |                                   | Johann Dardenne         |
| 1842    | 2.8.-19.10.      | STh    |                                   | Johann Dardenne         |
| 1843    | 4.5.             | STh    | »Vokal & Instrumental Konzert«    | Garnisonorchester       |
| 1844    | 9.6.-8.8.        | STh    |                                   | Heinrich Kiunka         |
|         | 14.11.-24.11.    | STh    | Tableaux, Pantomime, Akrobatik    | Bernhard Siegrist       |
| 1845    | 26.3.-14.6.      | STh    | »K.Schlosstheater in Ludwigsburg« | Jacob Winter            |
|         | 31.8.-11.11.     | STh    | »K.Schlosstheater in Ludwigsburg« | Jacob Winter            |

|         |                                     |                   |  |  |
|---------|-------------------------------------|-------------------|--|--|
| 1846    | 20.3.-7.6.<br>18.5.-24.5.           | STh<br>STh        | »K.Schloss theater in Ludwigsburg«<br>»Soirée mysterieuse«                 | Jacob Winter<br>Ludwig Winter                        |
| 1847    | 12.8.-29.9.                         | STh               | »K.Schloss theater in Ludwigsburg«   | Philipp Walburg Kramer                               |
| 1848    | 20.8.-1.10.                         | STh               | »K.Schloss theater in Ludwigsburg«   | Philipp Walburg Kramer                               |
| 1849    | 15.4.-3.6.                          | STh               | »K.Schloss theater in Ludwigsburg«   | Philipp Walburg Kramer                               |
| 1850    | 9.1.<br>12.10.<br>13.10.-26.2.51    | STh<br>STh<br>Ka  | »Wiener Ballett-Tänzer«<br>»Die Schwäbin« u.a.<br>»Theater in Ludwigsburg« | Gebr. Schier<br>Lina Rohde<br>Louis Stahl            |
| 1851    | 23.4.-2.7.<br>8.11.                 | STh<br>STh        | »Dramatische Vorstellung«  | Friedrich Kruse<br>Lina Rohde                        |
| 1852    | 13.4.-2.6.<br>11.9.<br>21.11-23.11. | STh<br>STh<br>STh | »Der Schwabe u. die Picarde« u.a.<br>»Dram. musik. Abendunterhaltg.«       | Jacob Winter<br>Lina Rohde<br>C. Alexander von Kaler |
| 1853    | ---                                 |                   |  |  |
| 1854    | 14.10.                              | STh               | »Der Witwer« u.a.  | Lina Rohde   |
| 1855    | 30.5./6.6.<br>10.11.                | STh<br>STh        | »Drei Frauen und keine« u.a.   | Franzmüller<br>Lina Rohde                            |
| 1856    | 12.5.-21.9.<br>25.10.               | STh<br>STh        | »Die Badekuren«  | Franzmüller<br>Lina Rohde                            |
| 1857    | 13.3.-29.4.                         | Wh                | »Theater in Ludwigsburg«   | Rupert Schmid  |
| 1858    | ---                                 |                   |  |  |
| 1859    | 13.2.-3.4.                          | Wh                | »Theater in Ludwigsburg«   | Louis Beusel   |
| 1860    | bis 1863                            | ---               |  |  |
| 1864    | 6.11.-8.4.65                        | Ho/Mu             | »Theater in Ludwigsburg«   | Rupert Schmid  |
| 1865    | 2.7.-15.10.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1866    | 20.5.-2.11.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1867    | 26.5.-18.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1868    | 30.5.-5.6.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1869    | 16.5.-19.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1870    | 26.5.-27.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1871    | 21.5.-24.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1872    | 16.6.-22.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Friedrich Weber                                      |
| 1873    | 11.5.-4.9.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | R. Schmid, M. Gröbmaier                              |
| 1874    | 24.5.-14.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | R. Schmid, F. Lawsoni                                |
| 1875    | 16.5.-25.7.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Rupert Schmid  |
| 1876    | 9.7.-15.10.<br>20.10.-16.11.        | SoTh<br>Mu        | »Sommer theater«<br>»Theater in Ludwigsburg«                               | M. Schlumpf<br>R. Schmid, Carl Heuser                |
| 1877    | 15.7.-2.10.<br>19.10.-24.1.78       | SoTh<br>Mu        | »Sommer theater«<br>»Theater im Museum«                                    | Rupert Schmid<br>Rupert Schmid                       |
| 1878    | 26.5.-5.8.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | Carl Widmann   |
| 1879    | 25.5.-14.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Carl Stick   |
| 1880    | 26.5.-31.8.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | A. Jenny   |
| 1881    | 19.6.-26.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Richard Steng  |
| 1882    | 2.6.-17.9.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | Fritz Rütthling                                      |
| 1883    | 16.5.-12.8.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | C. Tiefel  |
| 1884    | 20.5.-2.9.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | Fritz Rütthling                                      |
| 1885    | 24.5.-9.8.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | Josef Heiderer                                       |
| 1886    | 23.5.- 22.6.                        | SoTh              | »Sommer theater«   | Julius Bachmann                                      |
| 1887    | 8.5.-31.7.                          | SoTh              | »Sommer theater«   | Neide-Irwin  |
| 1888    | 22.8.-30.9.                         | SoTh              | »Sommer theater«   | Friedrich Kersebaum                                  |
| 1889    | 14.6.-13.10.                        | Mu                | »Sommer theater im Museum«   | Friedrich Kersebaum                                  |
| 1890    | 23.1., 13.2.                        | Mu                | »Theater im Museum«  | Richard Erdmann                                      |
| 1891    | 8./22.1., 12.2.                     | Mu                | »Theater im Museum«  | Richard Erdmann                                      |
| 1892/93 | ---                                 |                   |  |  |
| 1894    | 25.10.-30.3.95                      | Mh                | »Neues Theater in der Musikhalle«  | Emil Richard   |
| 1895    | 9.10.-1.3.96                        | Mh                | »Stadt-Theater Ludwigsburg«  | Emil Richard   |
| 1896    | 18.10.-4.2.97                       | Mh                | »Stadt-Theater in Ludwigsburg«   | Julius Bachmann                                      |
| 1897    | ---                                 | Mh                | »Theater im Bahnhof«   | Versch. Gastspiele                                   |

|           |   |                |   |   |
|-----------|---|----------------|---|---|
| 1898      | 6.2.-21.2.<br>23.9.-30.9.                   | Mu<br>Mu       | »Saison-Theater im Museum«<br>»Theater im Museum«                       | Richard Erdmann<br>Wilhelmine von Hall                    |
| 1899      | bis 1902                                    | ---            |   |   |
| 1903      | 3.2.-1.6.                                   | CS             | »Neues Theater im Cl.-Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1904      | 3.4.-9.6.                                   | CS             | »Neues Theater des Cl.-Saalbaus«  | Richard Erdmann   |
| 1905      | 23.4.-29.5.                                 | CS             | »Theater im Cluß'schen Saalbau«   | Richard Erdmann   |
| 1906      | 25.3.-12.6.                                 | CS             | »Saison-Theater Ludwigsburg«  | Richard Erdmann   |
| 1907      | 31.3.-19.6.                                 | CS             | »Saison-Theater Ludwigsburg«  | Richard Erdmann   |
| 1908      | 19.4.-24.6.                                 | CS             | »Theater in Ludwigsburg«  | Richard Erdmann   |
| 1909      | 8.4.-17.6.                                  | CS             | »Theater Cluß'scher Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1910      | 17.4.-2.6.                                  | CS             | »Theater Cluß'scher Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1911      | 16.4.-15.6.                                 | CS             | »Theater Cluß'scher Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1912      | 7.4.-11.7.                                  | CS             | »Theater Cluß'scher Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1913      | 23.3.-26.6.                                 | CS             | »Theater Cluß'scher Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1914      | 12.4.-2.7.                                  | CS             | »Theater Cluß'scher Saalbau«  | Richard Erdmann   |
| 1915      | bis 1918                                    | ---            |   |   |
| 1919      | 2.4.-13.4.<br>ab 13.11.                     | CS<br>Mh       | »Hias«-Gesellschaft<br>»Schwäbische Volksbühne«                         | Alberti-Koch<br>Ernst Martin                              |
| 1920      |   | Mh<br>Mh       | »Stuttgarter Volksbühne«<br>»Schwäbische Volksbühne«                    | Ernst Martin  |
| 1921      |   | Mh<br>Mh       | »Stuttgarter Volksbühne«<br>»Schwäbische Volksbühne«                    | Watkin Brauer<br>Ernst Martin                             |
| 1922      | 30.9.<br>ab 28.11.                          | STh<br>CS      | Einmalige Sondervorstellung<br>»Württ. Volksbühne«<br>»Erdmann-Theater« | (Württ. Landestheater)<br>Ernst Martin<br>Richard Erdmann |
| 1923      |   | Mh<br>CS       | »Württ. Volksbühne«<br>»Erdmann-Theater«                                | Adolph Barth<br>Richard Erdmann                           |
| 1924      |   | Mh<br>CS       | »Württ. Volksbühne«<br>»Erdmann-Theater«                                | Herbert Maisch<br>Richard Erdmann                         |
| 1925      |   | Mh<br>CS       | »Württ. Volksbühne«<br>»Erdmann-Theater«                                | Herbert Maisch<br>Richard Erdmann                         |
| 1926      | bis Ende Aug.<br>1. Halbjahr<br>2. Halbjahr | CS<br>Mh<br>CS | »Erdmann-Theater«<br>»Württ. Volksbühne«<br>»Württ. Volksbühne«         | Richard Erdmann<br>Herbert Maisch<br>Hans Herbert Michels |
| 1927      |   | CS<br>Mh       | »Württ. Volksbühne«<br>»Süddt. Künstlerensemble«                        | Hans Herbert Michels<br>Erwin Erdmann                     |
| 1928      |   | CS<br>Mh       | »Württ. Volksbühne«<br>»Erdmann-Theater«                                | Hans Herbert Michels<br>Theodor Grothusen                 |
| 1929      | bis 11.5.1933                               | CS             | »Württ. Volksbühne«   | Hans Herbert Michels                                      |
| 1930      | 21.5.-3.9.                                  | GH             | »Kurtheater Heilbad Hoheneck«   | Müller-Walden   |
| 1933      | bis 23.7.1944                               | CS/Mh          | »Württ. Landesbühne«  | Gottfried Haaß-Berkow                                     |
| 1946      | bis Juni 1949                               | RK             | »Schiller-Theater«  | Erich Homann  |
| 1950-1984 |   | SH             | »Württ. Landesbühne«  | (Gottfried Haaß-Berkow)                                   |
| 1954 ff.  |   | STh            | »Ludwigsburger Schlosskonzerte«   | (Wilhelm Krämer)  |
| 1988 ff.  |   | FaS            | Theater-, Klassik-, Ballett-Forum                                       | Städt. Kulturamt  |
| 1991 ff.  |   | CG             | »Theatersommer«   | Chr. Wolff, P. Kratz                                      |

## Anmerkungen

|              |          |                            |
|--------------|----------|----------------------------|
| Abkürzungen: | LKZ      | Ludwigsburger Kreiszeitung |
|              | LT       | Ludwigsburger Tagblatt     |
|              | LW       | Ludwigsburger Wochenblatt  |
|              | LZ       | Ludwigsburger Zeitung      |
|              | SchwChr  | Schwäbische Chronik        |
|              | StadtALB | Stadtarchiv Ludwigsburg    |
|              | StAL     | Staatsarchiv Ludwigsburg   |

- 1 Johann Wolfgang von Goethe: Faust, Vorspiel auf dem Theater.
- 2 Norbert Stein: Musik und Theater im Ludwigsburg des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 38 (1985) S. 61-87.
- 3 Oscar Paret: Vom Ludwigsburger Leben am Ende der Biedermeierzeit, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 15 (1963) S. 52-78, bes. S. 66 ff. – Paret beschreibt in diesem Aufsatz nur einen fünf Jahre umfassenden Ausschnitt, fände es aber verlockend, die Theatergeschichte Ludwigsburgs weiter zu verfolgen. Stein (wie Anm. 2) geht auf das Thema bürgerliches Theater in sehr gedrängter Form ein.
- 4 Zur Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters vgl. Rudolf Krauß: Das Stuttgarter Hoftheater, Stuttgart 1908, S. 99 ff. (z. Zt. König Friedrichs I.) bzw. S. 150 ff. (z. Zt. König Wilhelms I.); Norbert Stein: Das Haus Württemberg, sein Musik- und Theaterwesen, in: 900 Jahre Haus Württemberg, hrsg. von Robert Uhland, Stuttgart 1984, S. 554-573.
- 5 Zur Geschichte des Ludwigsburger Schlosstheaters vgl. Hans-Joachim Scholderer: Das Schlosstheater Ludwigsburg, Berlin 1994; ders.: Schlosstheater Ludwigsburg, Ludwigsburg 1998; Christian Belschner: Das Schlosstheater in Ludwigsburg, in: Schwäbischer Merkur 23. September 1922; Das hiesige Schlosstheater, in: LZ 27. September 1922; Walter Weber: Das Ludwigsburger Schlosstheater im Wandel der Zeiten, in: Hie gut Württemberg 3 (1952) S. 39-41, 46 f.; Altes Theater im Dornröschenschlaf, in: Stuttgarter Zeitung 24. Dezember 1954.
- 6 StAL E 18 I Bü 133 (Regelung freier Eintritt im Schlosstheater).
- 7 SchwChr 14. Februar 1808, 25. März 1903.
- 8 Otto Schanzenbach: Ludwigsburg unter König Friedrich, Ludwigsburg 1892, S. 68 f. – Napoleon verließ allerdings bereits nach dem 1. Akt das Theater. Über das Datum seines Theaterbesuches gibt es in der Überlieferung Unstimmigkeiten. Schanzenbach gibt unter Berufung auf die Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg den 4. Oktober an, während in einer von der Finanzkammer geführten Liste, in der die Einnahmen aus den Aufführungen des Hoftheaters zusammengestellt sind, der 3. Oktober eingetragen ist; StAL E 18 I Bü 34 (Einnahmen der Tageskasse, 1805).
- 9 SchwChr 4. Juni 1815.
- 10 SchwChr 6. Oktober 1816.
- 11 Georg Loges: Das Ulmer Theater, in: Ulm im 19. Jahrhundert, hrsg. von Hans Eugen Specker, Ulm 1990, S. 487-501; Wilhelm Kosch: Deutsches Theaterlexikon Bd. 4, Bern 1998, S. 2231.
- 12 Stadtarchiv Ulm B 331/10 Nr. 1 (Theatergesetze des Johann Dardenne).
- 13 StAL E 228 II Bü 1104 (Eingabe des Schauspielersdirektors Franz Hansen vom 16. Juli 1832). – Dem Ruin ausgeliefert wurde Hansen übrigens nicht, zehn Jahre später war er Mitglied der Schauspielgruppe von Johann Dardenne; LW 12. Oktober 1841, 13. September 1842.
- 14 StadtALB L 150 Bd. 39, Bl. 174b f.
- 15 LW 31. Oktober 1835.
- 16 StAL E 228 II Bü 1104.
- 17 StAL D 52 Bü 1295. – Das Gesuch einer Schauspielerguppe vom 26. November 1812, im »Bären« auftreten zu dürfen, wird abgelehnt.
- 18 LW 8. September 1818, 6. Oktober 1818; SchwChr 13. September 1818.
- 19 StAL E 228 II Bü 1104 (Überlassung des Schlosstheaters an Schauspielgesellschaften, 1829-1850).
- 20 StadtALB L 150 Bd. 40, Bl. 90, 264 f., 281 f., 294b f.; Bd. 44, Bl. 159 f.; Bd. 45, Bl. 14, 16 f.; Bd. 52, Bl. 45b, 138.

- 21 Die Angaben zu den auftretenden Gruppen, den Spielorten und Spielzeiten sind den Angaben in der Schwäbischen Chronik und in der örtlichen Ludwigsburger Presse entnommen.
- 22 Zum Leben und Wirken von Jacob Winter vgl. SchwChr 23. Februar 1862 (Ein Schauspielerjubiläum), 10. Dezember 1865 (Jacob Winter), 22. Februar 1898 (Cannstatter Erinnerungen), 24. Februar 1898 (Zu den Cannstatter Erinnerungen); Deutscher Bühnen-Almanach 32 (1868) S. 152 ff.; Ludwig Eisenberg: Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert, Leipzig 1903; Sylvia-Monica Schmager: Ein Schauspielerjubiläum, in: Blickpunkt Pforzheim Winterhalbjahr 77/78, S. 40 ff.; 50 Jahre mit dem Theater unterwegs, in: Pforzheimer Zeitung 29. Februar 1984; Kurt Griguscheit: Beiträge zur Geschichte des Theaters in und um Pforzheim, Pforzheim 1987, S. 14 ff.; Marcus A. Häfele: Aktientheater, in: Schwaben & Franken 40 (1994) Nr. 2, S. 4.
- 23 StadtALB L 150 Bd. 39, Bl. 174b f.; Bd. 40, Bl. 264 f., 281 f., 294b f.
- 24 StadtALB L 150 Bd. 45, Bl. 14, 16 f.
- 25 Dem Verfasser war es leider nicht möglich, alle Jahrgänge der Zeitungen, in denen die Vorstellungen regelmäßig angekündigt wurden, vollständig auszuwerten. Eine Liste aller erfassten Stücke befindet sich in StadtALB S 3/I Nr. 36 (Materialsammlung Theater). – Neben der nach Jahrgängen geordneten Liste der in Ludwigsburg aufgeführten Theaterstücke von 1804 bis 1928 enthält die Materialsammlung vor allem die Kopien der Zeitungsanzeigen, die zum einen zur Erstellung der Liste herangezogen wurden, zum anderen aber auch weitere Veranstaltungen in Ludwigsburg betreffen. Zusammenstellungen der ermittelbaren Lebensdaten von Autoren, Komponisten und Theaterdirektoren liefern ergänzende Hintergrund-Informationen.
- 26 Johann Wolfgang von Goethe, Annalen 1792.
- 27 Goethe geht in »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (2. Buch, 10. Kapitel) auf die Beliebtheit der Ritterspiele näher ein: »Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser deutschen Gesellschaft, sich, ihrem Charakter gemäß, auf eigenem Grund und Boden poetisch zu ergötzen! Besonders taten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerszenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauspieler sah nun, wie er bald in Helm und Harnisch, jede Schauspielerin, wie sie mit einem großen stehenden Kragen ihre Deutscheit vor dem Publikum produzieren werde.«
- 28 Johann Wolfgang von Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre (2. Buch, 3. Kapitel).
- 29 LW 6. Oktober 1818.
- 30 Wie Anm. 11.
- 31 LW 31. Oktober 1835, 9. Oktober 1838, 15. Oktober 1839, 11. Januar 1840.
- 32 LW 29. April 1845, 6. Mai 1845 – Auf die Original-Bühnenrequisiten konnte Jacob Winter wohl nicht mehr zurückgreifen, das Schlosstheater war zu dieser Zeit »seiner früheren herrlichen Dekorationen beraubt«; LT 29. April 1851.
- 33 LT 15. August 1848.
- 34 LT 25. April 1851, 27. April 1852.
- 35 LT 6. April 1851, 18. Mai 1851, 16. Januar 1852.
- 36 LT 16. März 1851.
- 37 LT 25. Oktober 1856.
- 38 LW 14. März 1826.
- 39 Johann Wolfgang von Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre (2. Buch, 4. Kapitel).
- 40 Justinus Kerner: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Frankfurt/Oder 1893, S. 89 f.
- 41 LW 19. November 1844.
- 42 Zur Geschichte der einzelnen Gasthöfe siehe: Wolfgang Läßle: Der ehemalige Gasthof zum Bären, Ludwigsburg 1989; Christian Belschner: Geschichte eines Ludwigsburger Hauses [Zur goldenen Kanne], in: LZ 7. Juli 1923; Günther Bergan: »Zum goldenen Waldhorn«, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 55 (2001) S. 89-126; ders.: Der Ratskeller in Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 53 (1999) S. 153-198.
- 43 StadtALB S 3/I Nr. 36.
- 44 LW 13. Mai 1828; LT 3. Oktober 1850, 6. November 1850.
- 45 Otto Borst: Von der Bretterbühne zur Landesbühne, in: Stadttheater Esslingen, Esslingen 1982, S. 62.



- 46 LT 13. März 1857, 4. April 1857.
- 47 StadtALB L 150 Bd. 80, Bl. 61b f.
- 48 LT 25. November 1864; StadtALB V 3/XIV Bd. 4, Bl. 266b.
- 49 LT 3. März 1865.
- 50 LT 13. Januar 1865.
- 51 Ev. Pfarrarchiv Möckmühl, Fam.-Reg. III, S. 685; StadtALB L 34 Bd. 8 (Gedruckte Kirchenregister, Geb.-Eintrag vom 24. Juni 1865); Wilhelm Kosch: Deutsches Theaterlexikon Bd. 3, Bern 1992.
- 52 Halberstädter Zeitung 6. April 1892.
- 53 Elke Steinmetz-Rothmund: Die Bretterbude im Wirtschaftsgarten, in: Tübinger Blätter 1979, S. 67-71.
- 54 Stadtarchiv Ulm G 3 1874/75 (Journal des Stadt-Theaters in Ulm für die Saison 1874/75, Direktor Rupert Schmid).
- 55 StadtALB L 165 Bd. 303, Bl. 24b ff.; Bü 368, Fasz. 2431.
- 56 StadtALB L 165 Bd. 25, Bl. 12; Bd. 144, S. 433 ff.
- 57 Ute Fuchs: Zur Geschichte des Stadttheaters Amberg, Diss. Wien 1988, S. 108 f.; Amberger Tagblatt 7. Dezember 1885, 21. Dezember 1887, 7. Januar 1888.
- 58 Richard Helmrich: Plauens Theatergeschichte, in: 19. Jahresschrift des Altertums-Vereins zu Plauen i.V.
- 59 Werner Hartmann: Theater in Halberstadt Bd. 2, Halberstadt 1997, S. 102 ff.
- 60 Wie Anm. 11.
- 61 LT 19. Juli 1865.
- 62 LZ 25. Juni 1878, 28. Mai 1880. – Auch Goethe kannte die Theaterhunde. In »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (2. Buch, 3. Kapitel) beschreibt er einen ihrer Auftritte: »Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt; allein sie fanden bald den Weg zur Hintertüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Akteure und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterre eingenommen hatte.«
- 63 StadtALB L 165 Bü 368, Fasz. 2431.
- 64 StadtALB L 63 Bü 191 (Bahnhofstraße 19, Bauakten Sommertheater), Bl. 66 (Lageplan), Bl. 122 (Eingabe an die Stadt), Bl. 123 (Baupläne).
- 65 StadtALB L 155 Bd. 15, Bl. 94; LT 10. Juni 1865.
- 66 StadtALB L 165 Bd. 25, Bl. 12.
- 67 StadtALB L 63 Bü 191, Bl. 121.
- 68 StadtALB L 165 Bd. 11, Bl. 10; Bd. 107, Bl. 98b f.; Bd. 242, S. 181 ff.; Bd. 303, Bl. 24b ff.; Bü 368, Fasz. 2431.
- 69 LT 19. Juli 1865.
- 70 Das Theater war zunächst recht ungünstig von der Myliusstraße aus zu erreichen. 1878 wurde der Zugang verbessert und in die Bahnhofstraße verlegt; LZ 17. Mai 1878.
- 71 LZ 8. August 1935.
- 72 LT 20. Mai 1866.
- 73 StadtALB L 165 Bd. 121, S. 251 f.
- 74 StadtALB L 165 Bd. 30, Bl. 350; Bd. 124, S. 465 ff.
- 75 StadtALB L 165 Bd. 33, Bl. 359.
- 76 LT 20. Mai 1866, 22. August 1866, 27. September 1866; seit 1868 Gasbeleuchtung (StadtALB L 150 Bd. 85, Bl. 161).
- 77 LT 5. Juni 1866, 29. Juni 1866, 20. Juli 1866, 27. September 1866.
- 78 LT 3. August 1866, 10. August 1866, 12. August 1866.
- 79 LT 15. Juli 1870, 16. Juli 1870.
- 80 Halberstädter Zeitung 5. April 1892; Deutsche Bühnengenossenschaft 20 (1891) S. 273 f.; LT 10. Mai 1873, 20. Mai 1873.
- 81 StadtALB L 150 Bd. 100, S. 295; Bd. 103, S. 252; Bd. 105, S. 273; LZ 18. September 1878.
- 82 Stadtarchiv Stuttgart N.6.2.1. (Berg, Geschichte); Cannstatter Erinnerungen, in: SchwChr 22. Februar 1898.

- 83 LZ 28. Mai 1878.  
84 LZ 15. Juni 1878.  
85 LZ 28. Juni 1879.  
86 LZ 13. Juli 1880, 4. Juni 1882, 30. Juni 1882.  
87 LZ 1. Juni 1884, 13. Juni 1884, 30. August 1884, 31. August 1884.  
88 LZ 21. August 1884.  
89 Wolfgang Läßle: Die Musikhalle 1890-1990, Ludwigsburg 1990.  
90 LZ 28. Juni 1889.  
91 LZ 3. Juni 1935.  
92 LZ 17. Oktober 1894.  
93 LZ 21. November 1894.  
94 LZ 8. April 1895.  
95 LZ 29. Februar 1896.  
96 LZ 7. Februar 1898, 10. Februar 1898.  
97 LZ 4. Juli 1898, 7. Juli 1898.  
98 LZ 20. März 1906, 3. Juni 1935; StadtALB Meldekartei.  
99 StadtALB V 3/37 Bü 83 (Nachlass Friedrich Hausser).  
100 LZ 5. Februar 1903, 13. Februar 1903.  
101 Rudolf Thietz: Ein Preuße kommt nach Württemberg, Stuttgart 2006, S. 64.  
102 LZ 30. Juni 1914, 11. Juli 1914.  
103 Zur Geschichte und der Struktur der Württembergischen Volksbühne siehe: StAL E 18 V Bü 47 (Hoftheater, Württ. Volksbühne) und PL 424 Bü 186 (Württ. Landesbühne); Bosch-Archiv Stuttgart 1811/297 (10 Jahre Württ. Volksbühne, Festschrift 1929).  
104 LZ 14. Oktober 1924, 24. November 1924.  
105 LZ 12. November 1919.  
106 StadtALB L 31 Bü 213.  
107 Schwäbischer Merkur 23. September 1922; LZ 2. Oktober 1922.  
108 Wie Anm. 101.  
109 LZ 2. Juni 1933, 13. September 1933, 13. Oktober 1933, 4. Oktober 1934. In der Spielzeit 1933/34 war zunächst die Orstgruppe Ludwigsburg der NS-Organisation »Deutsche Bühne e.V.« für das örtliche Theaterleben und die Mitglieder der Theatergemeinde verantwortlich. Erst mit Beginn der Spielzeit 1934/35 übernahm der Ortsverband Ludwigsburg der NS-Kultur-gemeinde diese Aufgabe, wobei ein »Theaterring« die Bühnenveranstaltungen und ein »Musik-ring« die Konzertveranstaltungen betreute.  
110 Auf dem Programm stand das Lustspiel »Ingeborg« von Curt Goetz.  
111 Das Heilbad Hoheneck, in: Herbert Felden: Ortsbuch Hoheneck, Neckarwestheim 1983, S. 358; LZ 19. Mai 1930, 22. Mai 1930, 2. Sept. 1930.  
112 Matthias Strässner: Die Ludwigsburger Schlossfestspiele, Stuttgart 1987.  
113 LKZ 3. Juli 1954; Horst Koegler: Von Mozart wachgeküsst, in: Das Ludwigsburger Schloss-theater, Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 69 ff.  
114 Amtsblatt für die Stadt und den Kreis Ludwigsburg 20. Juli 1946, 27. Juli 1946.  
115 StadtALB L 3/2 Nr. 4521 (Theater, Württ. Volksbühne/Landesbühne); StAL PL 424 Bü 186; Amtsblatt für die Stadt und den Kreis Ludwigsburg 14. Dezember 1946; LKZ 24. März 1949, 21. Mai 1949.  
116 LKZ 16. April 1949.  
117 LKZ 4. Juni 1949.  
118 LKZ 11. Januar 1950, 17. Januar 1950, 21. Januar 1950.  
119 StadtALB L 41-1.08.001; SQ 3.3.2; LKZ 18. Juli 1955, 22. September 1955. – Anfang 1988 wurde die Volksbühne als Verein aufgelöst.  
120 StadtALB L 41-1.08.005. Der »Theatersommer« ist damit das Theaterunternehmen, das – abgesehen von der Württ. Landesbühne – bisher am längsten unter derselben Leitung in Lud-wigsburg tätig ist.  
121 Quelle: Zeitungsinserate und Zeitungsberichte.

# Das Oberamt Ludwigsburg in den Jahren der Weimarer Republik\*

von Thomas Schulz

Das Oberamt Ludwigsburg hatte im Jahre 1919 etwas über 71 000 Einwohner und war damit, gemessen an der Einwohnerzahl, das nach den Oberämtern Ulm und Heilbronn drittgrößte Oberamt in Württemberg. Auffallend ist, dass das nur 171 Quadratkilometer große Oberamtsgebiet mit 416 Einwohnern pro Quadratkilometer sehr dicht besiedelt war. Zum Vergleich: Die benachbarten Oberämter Besigheim, Leonberg, Marbach, Vaihingen und Waiblingen hatten zwischen 113 (Vaihingen) und 221 (Waiblingen) Einwohner pro Quadratkilometer.<sup>1</sup>

Fast ein Drittel der Einwohner des zwanzig Städte und Gemeinden<sup>2</sup> umfassenden Oberamtsbezirks wohnten in Ludwigsburg, das damals 23 300 Einwohner zählte und die nach Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Esslingen und Reutlingen sechstgrößte Stadt des Landes war. Zu den 52 württembergischen Städten und Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern gehörten von den Ludwigsburger Bezirksorten außerdem noch Zuffenhausen (14 500 Einwohner) und Kornwestheim (5650 Einwohner).<sup>3</sup> In Ludwigsburg, Zuffenhausen und Kornwestheim lebten insgesamt 43 450 Menschen oder 61 Prozent der Gesamtbevölkerung des Oberamtsgebiets.

Dieser sich seit dem späten 19. Jahrhundert abzeichnende Verdichtungsprozess entlang der Achse Zuffenhausen-Kornwestheim-Ludwigsburg setzte sich in den zwei Jahrzehnten zwischen den beiden Weltkriegen weiter fort. 1925 war die Einwohnerzahl des Oberamts Ludwigsburg auf 79 200 gestiegen, wovon 52 400 oder 66 Prozent auf die drei genannten Orte entfielen.<sup>4</sup> Und 1933, zwei Jahre nachdem Zuffenhausen durch die Eingemeindung nach Stuttgart aus dem Oberamtsbezirk ausgeschieden war, lebten im Oberamt Ludwigsburg 72 138 Menschen.<sup>5</sup> Lässt man Zuffenhausen außer Acht, verzeichnete das Oberamt Ludwigsburg zwischen 1919 und 1933 einen Bevölkerungszuwachs um 15 400 Menschen (= 27 Prozent). Sein Bevölkerungswachstum lag damit weit über dem Landesdurchschnitt von sieben Prozent und wies auch mit deutlichem Abstand die höchste Quote aller württembergischen Oberämter auf.<sup>6</sup>

Allein schon diese statistischen Daten deuten an, dass die Jahre zwischen den zwei Weltkriegen auch für das Oberamt Ludwigsburg eine Epoche voller Umbrüche und zum Teil tiefgreifender Veränderungen waren. Bevor im Folgenden einige Aspekte aus der Geschichte des Oberamts Ludwigsburg in den 1920er und frühen 1930er Jahren vorgestellt werden, sei zunächst erläutert, was unter dem Begriff »Oberamt« überhaupt zu verstehen ist.

Ein württembergisches »Oberamt« im eigentlichen Sinn war eine Behörde, genauer gesagt: eine dem Geschäftsbereich des Innenministeriums zugeordnete Behörde der staatlichen Bezirksverwaltung – so wie das Landratsamt auch heute noch Aufgaben

---

\* Erweiterte Fassung des am 8. März 2007 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

als untere staatliche Verwaltungsbehörde wahrnimmt. An der Spitze des Oberamts stand der Oberamtmann, der dann 1928 nach preußischem Vorbild die Amtsbezeichnung »Landrat« erhielt.<sup>7</sup> Anders als die heutigen Landräte und ihre Vorgänger seit 1946 wurde der Oberamtmann jedoch nicht gewählt, sondern als Staatsbeamter vom Innenministerium ernannt und eingesetzt.

Obwohl die Oberämter eine Vielzahl unterschiedlichster Verwaltungsgeschäfte zu erledigen hatten, war ihre personelle Ausstattung bis in die 1930er Jahre hinein noch



*Von 1888 bis 1957 war das Gebäude an der Ecke Wilhelmstraße/Eberhardstraße Sitz des Oberamts bzw. seit 1934 der Kreisverwaltung.*

eher bescheiden. So waren zum Beispiel im Jahre 1929 beim Oberamt Ludwigsburg, das seit 1888 seinen Dienstsitz im ehemaligen Postgebäude an der Ecke Wilhelmstraße/Eberhardstraße hatte, neben dem Oberamtsvorstand 14 weitere Beamte bzw. Angestellte tätig.<sup>8</sup> Von diesem Personal zu unterscheiden sind die damals rund 30 Beschäftigten der Amtskorporation.

Mit dem Stichwort Amtskorporation kommen wir zu einer weiteren Bedeutung, die wir für gewöhnlich mit dem Terminus »Oberamt« verbinden. Hier ist nicht die Staatsbehörde selbst gemeint, sondern vielmehr ein territorial begrenzter und genau definierter Bezirk, der jene Städte und Gemeinden umfasste, die zum Zuständigkeitsbereich eines Oberamts gehörten. Streng genommen müssten wir von »Oberamtsbezirk« sprechen, die Verkürzung dieses Begriffs zu »Oberamt« war aber schon immer gebräuchlich.<sup>9</sup>

Die Städte und Gemeinden eines Oberamtsbezirks bildeten einen kommunalen Verband, also einen Selbstverwaltungskörper, der als Amtskorporation oder Amtskörperschaft bezeichnet wurde. Leiter der Amtskorporation war der Oberamtmann,

dem somit eine Doppelfunktion zukam. Als höchster Beamter der Amtskörperschaft und als Vorstand des Oberamts als Staatsbehörde bildete er gewissermaßen die personelle Klammer zwischen den beiden ansonsten formell voneinander unabhängigen Institutionen.

### *Amtsversammlung und Bezirksrat*

Oberstes beschließendes Organ der Amtskorporation war die Amtsversammlung, die in der Regel einmal im Jahr, bei Bedarf auch öfter, unter dem Vorsitz des Oberamtmanns zusammentrat. Nach den Bestimmungen der württembergischen Bezirksordnung von 1906<sup>10</sup>, die auch im demokratischen Volksstaat Württemberg, also in den Jahren 1918 bis 1933, im Wesentlichen unverändert gültig blieb, setzte sich die Amtsversammlung aus mindestens 20, höchstens 30 Mitgliedern zusammen. Dabei richtete sich die Anzahl der Deputierten, die jede Gemeinde in die Amtsversammlung entsandte, nicht nach der Einwohnerzahl, sondern nach dem jeweiligen Anteil, mit dem sich eine Gemeinde aufgrund ihres Steueraufkommens am Finanzbedarf der Amtskorporation zu beteiligen hatte. Allerdings durfte keine Gemeinde mehr als zwei Fünftel sämtlicher Abgeordneten stellen. Festzuhalten ist auch, dass die Amtsversammlung noch keine politische Vertretung der Einwohnerschaft des Oberamtsbezirks war – dies wurde erst der Kreistag nach dem Zweiten Weltkrieg –, sondern eine Vertretung der Gemeinden als solche. Entsprechend wurden ihre Mitglieder auch nicht in einer Volkswahl bestimmt, sondern von den Gemeinderäten gewählt.

Die Ludwigsburger Amtsversammlung hatte die gesetzlich limitierte Maximalzahl von 30 Mitgliedern. Als Beispiel für ihre Zusammensetzung seien die Verhältnisse der Jahre 1923 bis 1925 genannt: Die Stadt Ludwigsburg stellte elf Mitglieder, Kornwestheim sieben und Zuffenhausen fünf Mitglieder, Asperg, Bissingen und Markgröningen entsandten jeweils ein Mitglied. Das Stimmrecht der noch verbleibenden vier Deputierten nahmen die übrigen 13 Gemeinden im jährlichen bzw. zweijährlichen Turnus wahr.<sup>11</sup> Die kleinen und steuerschwachen Gemeinden waren somit in der Amtsversammlung deutlich unterrepräsentiert.

Zweites beschließendes Organ der Amtskörperschaft war der durch die württembergische Bezirksordnung von 1906 geschaffene Bezirksrat. Der Bezirksrat bestand aus dem Oberamtsvorstand als Vorsitzenden und sechs weiteren, von der Amtsversammlung auf die Dauer von drei Jahren zu wählenden Mitgliedern.<sup>12</sup> Drei der sechs Mitglieder des Bezirksrats waren aus der Mitte der Amtsversammlung zu wählen. Die anderen drei mussten Bürger sein, die nicht der Amtsversammlung angehörten. Sie sollten, wie es 1924 hieß, die »Gewerbetreibenden, Landwirte und Arbeitnehmer«<sup>13</sup> des Bezirks repräsentieren. Zur Vorbereitung der Wahl dieser drei Mitglieder forderte das Oberamt von den verschiedenen Verbänden Vorschlagslisten an, so zum Beispiel von den Gewerbe- und Handelsvereinen, von der Handwerkskammer, dem Industrieverband, dem Landwirtschaftlichen Bezirksverein und von der Vertretung der Versicherten bei den Allgemeinen Ortskrankenkassen.<sup>14</sup>

Der in der Regel einmal im Monat unter dem Vorsitz des Oberamtmanns tagende Bezirksrat besorgte die laufenden Geschäfte der Amtskörperschaft und wurde – anders als die Amtsversammlung – auch an der staatlichen Bezirksverwaltung beteiligt. De facto gab der Bezirksrat aber auch die Linien für wichtige Entscheidungen der Amtskorporation vor. Von ihm wurden alle Gegenstände, die für die Amts-



körperschaft von Belang sein konnten, vorberaten, und es kam in der Praxis nur sehr selten vor, dass die Amtsversammlung einen Beschluss fasste, der von den Empfehlungen des Bezirksrats abwich.

Wer waren die Männer, die als Mitglieder des Bezirksrats so großen Einfluss auf die Verwaltung und auch die Politik der Amtskörperschaft nehmen konnten? Wenigstens einige Namen seien genannt: die Ludwigsburger Oberbürgermeister Dr. Gustav Hartenstein (1907-1926), Dr. Erich Schmid (1927-1930) und Dr. Karl Frank (ab 1932), der Zuffenhäuser Stadtschultheiß Max Gutenkunst (1907-1929), der Kornwestheimer Schultheiß Friedrich Siller (1926-1933)<sup>15</sup>, der SPD-Landtagsabgeordnete Emil Schuler aus Zuffenhausen (1929-1931), der Sozialdemokrat und Kornwestheimer Gemeinderat Karl Joos (1919-1924), der Markgröninger Stadtschultheiß Karl August Schmalzried (1907-1926), der Ludwigsburger Ökonomierat Julius Knorpp (1919-1932)<sup>16</sup>, als Vertreter der Landwirtschaft der Gutspächter Karl Herrmann aus Beihingen (1922-1928) und der Bissinger Landwirt und Waldhornwirt Friedrich Kopp (1928-1933), als Vertreter der Arbeitnehmer der Ludwigsburger SPD-Gemeinderat Friedrich Herrmann (1922-1933) sowie als Vertreter der Gewerbetreibenden der Zuffenhäuser Fabrikant Rumold (1920-1924, 1926-1929) und der Kornwestheimer Kaufmann Karl Pracht (1924-1926, 1929-1933).



*Friedrich Siller (1864-1947), 1902 bis 1930 Schultheiß von Kornwestheim, 1907 bis 1919 und 1926 bis 1933 Mitglied des Ludwigsburger Bezirksrats.*

### *Die ersten Jahre nach dem Kriegsende*

Die Revolution vom November 1918 und der Untergang der Monarchie hatten für die Oberämter und Amtskorporationen keine unmittelbaren Auswirkungen. Für ihre Arbeit und rechtliche Stellung galt vielmehr, was der bekannte Verwaltungsrechtler Otto Mayer Anfang der 1920er Jahre prägnant formuliert hat: »Verfassungsrecht vergeht, Verwaltungsrecht besteht.«<sup>17</sup>

Auch der Ludwigsburger Oberamtmann Dr. Martin Bertsch, der seit 1904 dem hiesigen Oberamt vorstand, nahm – zumindest offiziell – die epochalen Ereignisse völlig unaufgeregt zur Kenntnis. Bei der Bezirksratssitzung Ende November 1918 führte er ganz sachlich aus: »Seit dem letzten Zusammentritt des Bezirksrats am 12. Oktober sind zwei weltbewegende Ereignisse eingetreten: der Waffenstillstand für den Friedensschluss sowie die Staatsumwälzung im deutschen Reich. Wir stehen hier vollendeten Tatsachen gegenüber, mit welchen wir uns abzufinden haben.«<sup>18</sup> Die einzige direkte Folge der Revolution war, dass bis Anfang 1920 zu den Sitzungen

des Bezirksrats und der Amtsversammlung regelmäßig auch Vertreter des Ludwigsburger Arbeiter- und Bauernrats eingeladen wurden.

Wesentlich wichtiger als der Übergang von der monarchischen zur republikanischen Staatsform war für die weitere Entwicklung der Amtskorporationen, dass ihnen und den Oberämtern neue Aufgaben zugewiesen wurden. Bereits der Erste Weltkrieg hatte ihnen eine außerordentliche Erweiterung ihres Geschäftskreises gebracht. Den Oberämtern und Amtskörperschaften oblag nun die Abwicklung der praktisch alle Bereiche des Wirtschaftslebens erfassenden Zwangswirtschaft, die – gekennzeichnet durch Marken und Bezugsscheine – bis zum Beginn der 1920er Jahre währte.<sup>19</sup> Mit der Einrichtung von Bezirksgetreidestellen, Bezirkslebensmittelstellen, Bezirkskleiderstellen, Sammelstellen für Wert- und Rohstoffe und anderer ähnlicher Ämter sollte einerseits eine weitgehende Selbstversorgung der Bezirke auf dem Ernährungssektor und andererseits die Versorgung der Wirtschaft mit wichtigen Rohstoffen sichergestellt werden.

Zur Wahrnehmung der kriegswirtschaftlichen Aufgaben musste die Amtskorporation zwar zusätzliches Personal einstellen, doch unterm Strich belastete sie ihren Etat nicht bzw. konnte sogar ein Überschuss erzielt werden.<sup>20</sup> Ebenfalls sehr arbeitsaufwändig, aber in finanzieller Hinsicht wesentlich gravierender war, dass die Amtskörperschaft die gesetzlich vorgeschriebenen Geldhilfen für die Familien der ausgerückten Soldaten auszuzahlen hatte.<sup>21</sup> Auch wenn grundsätzlich ein Anspruch gegenüber dem Reich auf Rückerstattung bestand, bedeuteten diese Familienunterstützungen für die Amtskörperschaft eine ungeheure Belastung. Denn sie musste die Geldzahlungen vorfinanzieren, und nach Lage der Dinge konnte dies nur durch Schuldenaufnahmen geschehen. Für die Kredite waren natürlich Zinsen zu zahlen. Für die Zinsbeträge gab es aber keinen Rechtsanspruch auf Erstattung durch das Reich<sup>22</sup>, d. h. die dadurch anfallenden Kosten blieben ganz an der Amtskörperschaft hängen.

Die Summen, um die es dabei ging, waren enorm: Anfang 1919 standen in der Abrechnung der Amtskörperschaft Ludwigsburg über die während des Krieges geleisteten Familienunterstützungen den bereits erhaltenen Rückerstattungen von 1,6 Millionen Mark noch offene Forderungen an das Reich in Höhe von insgesamt 6,8 Millionen Mark gegenüber.<sup>23</sup> Für die hierfür aufgenommenen Darlehen waren beim damals üblichen Zinssatz von 4,5 bis 5 Prozent Zinszahlungen von jährlich rund 320 000 Mark zu leisten. Zum Vergleich und zur besseren Einordnung dieses Betrags sei erwähnt, dass der Haushalt der Amtskörperschaft in den Vorkriegsjahren ein Gesamtvolumen von rund 200 000 Mark hatte.

Die Amtskörperschaft war an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gekommen. Wie prekär die Situation war, zeigt sich auch daran, dass ein Großteil der Zinsverpflichtungen nur über die Aufnahme neuer Darlehen gedeckt werden konnte.<sup>24</sup> Die finanzielle Lage entspannte sich erst etwas, als der Oberamtspflege Ende 1921 außerordentliche Erträge aus einem lukrativen Aktiengeschäft zuflossen: Die Amtskorporation Ludwigsburg hatte Anfang des Jahres 1921 mehrere hundert Aktien der Kraftwerk Alt-Württemberg AG erworben und diese dann ein halbes Jahr später, nachdem der Kurs der Aktie kräftig gestiegen war, mit einem Reingewinn von fast zwei Millionen Mark wieder verkauft.<sup>25</sup>

Das Reich sah sich, bedingt durch die eigene finanzielle Notlage, lange Zeit nicht im Stande, den Amtskörperschaften die während des Krieges ausbezahlten Familienunterstützungen zu erstatten. Ende Oktober 1922 betrugen die Forderungen der



*Notgeldschein der Stadt Ludwigsburg vom 1. Oktober 1923.*

Amtskorporation Ludwigsburg an das Reich immer noch 4,6 Millionen Mark, und man hatte wenig Hoffnung, die Gelder in absehbarer Zeit zu erhalten. Deshalb wurde für das Darlehen, das man über diesen Betrag bei der Oberamtssparkasse aufgenommen hatte, jetzt ein Schuldentilgungsplan aufgestellt, der eine Rückzahlung in halbjährlichen Raten bis zum Jahr 1951 vorsah.<sup>26</sup> Doch dieser Plan konnte schnell wieder zu den Akten gelegt werden: Ende Februar 1923, als das Geld infolge der galoppierenden Inflation bereits erheblich an Wert verloren hatte, zahlte das Reich die Forderungssumme in einem Betrag zurück.<sup>27</sup>

Nur über eine Schuldenaufnahme konnte auch die Beteiligung der Amtskörperschaft an der 1921 gegründeten Neckar-Aktiengesellschaft finanziert werden. Das Reich und die Länder hatten den Gemeinden und Amtskörperschaften auferlegt, für insgesamt 50 Millionen Mark Aktien der Neckar-AG zu erwerben. Aufgrund eines Verteilungsplans waren hiervon 2,8 Millionen Mark vom Bezirk Ludwigsburg aufzubringen. Obwohl dem Bezirksrat dieser Anteil etwas zu hoch angesetzt erschien, erklärte er sich letztlich damit einverstanden, da es am »volkswirtschaftlichen Wert« des Neckarkanal »für Württemberg und auch für Ludwigsburg und die Bezirksorte« keinen Zweifel geben könne. Die Zustimmung fiel umso leichter, als es Überlegungen gab, bei Aldingen eine größere Hafenanlage mit Eisenbahnanschluss an den Landesgüterbahnhof in Kornwestheim zu errichten.<sup>28</sup> Aus diesem Plan ist bekanntlich nichts geworden, und auch die Arbeiten am Neckarkanal begannen im Raum Ludwigsburg nicht – wie der Bezirksrat 1921 insbesondere im Hinblick auf die zahlreichen Erwerbslosen des Bezirks gehofft hatte – »in Bälde«, sondern erst Mitte der 1930er Jahre.

Weitere große Belastungen ergaben sich für die Amtskörperschaften daraus, dass ihnen in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg eine Reihe neuer Aufgaben über-

tragen wurde. Insbesondere betraf dies nahezu den gesamten Bereich der öffentlichen Fürsorge für sozial schwache und hilfsbedürftige Menschen. Zur Wahrnehmung dieser Aufgabe richtete die Amtskörperschaft Ludwigsburg zum 1. Januar 1920 ein Bezirkswohlfahrtsamt ein, dem auch die Bezirksfürsorgestelle für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene angegliedert wurde. Zum Geschäftsbereich des neuen Amtes, zu dessen Leiter die Amtsversammlung den bisherigen Stammheimer Schultheißen Ernst Schurer wählte, gehörte außerdem noch die Fürsorge für entlassene Kriegsgefangene, die Arbeitsbeschaffung und Berufsberatung für Schwerbehinderte und die Erwerbslosenfürsorge.<sup>29</sup>

Die Amtskörperschaft war nach dem Krieg zunächst auch Trägerin des Bezirksarbeitsamtes, dessen Bezirk ab 1923 sämtliche Städte und Gemeinden der Oberämter Ludwigsburg und Marbach sowie zehn Orte des Oberamts Besigheim<sup>30</sup> umfasste. Die Zuständigkeit für diesen Aufgabenbereich konnte die Amtskörperschaft jedoch wieder abgeben, als 1927 Arbeitsvermittlung wie Erwerbslosenfürsorge Reichsangelegenheit wurden.<sup>31</sup>

Für die Amtskörperschaft gab es in den ersten Jahren nach dem Krieg wegen der zahlreichen Lasten, die sie zu tragen hatte, und bald dann auch wegen der Inflation kaum einen Spielraum für irgendwelche Investitionen. Insbesondere wurde bedauert, dass so gut wie keine Gelder für Notstandsarbeiten und somit zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit bereit gestellt werden konnten.

Selbst kleinere Anschaffungen konnten nur auf Pump finanziert werden. So diskutierte die Amtsversammlung zum Beispiel im Juni 1922 über den Kauf eines Krankentransportmittels für das Bezirkskrankenhaus. Man war sich einig, dass hierfür das »rascheste und schonendste Beförderungsmittel« zu beschaffen sei und daher die »Beschaffung eines Krankenautos den Vorzug verdiene vor der Anschaffung eines Pferdewagens«. Dies läge im Interesse nicht nur der Kranken, sondern auch des Krankenhauses, da alles unternommen werden müsse, um sicherzustellen, dass die »Kranken aus den Bezirksgemeinden Zuffenhausen und Kornwestheim nicht auswärtigen Krankenhäusern, sondern dem Bezirkskrankenhaus zugeführt werden«. Von Oberamtmann Wilhelm Ekert, der seit Januar 1920 als Nachfolger des im Juni 1919 verstorbenen Oberamtmanns Bertsch in Ludwigsburg amtierte, wurde mitgeteilt, dass ein Krankenauto rund 800 000 Mark koste, an eigenen Mitteln für diesen Zweck aber nur 300 000 Mark zur Verfügung stünden. 100 000 Mark könne man sich an Spenden von privater Seite erhoffen.<sup>32</sup> Da die Amtsversammlung von der Notwendigkeit der Anschaffung eines Krankenautos überzeugt war, beschloss sie, dass die restlichen 400 000 Mark durch ein Darlehen, »rückzahlbar in zehn Jahresraten«, aufgebracht werden sollen.<sup>33</sup> Mitte Oktober 1922 konnte das Krankenauto an die Krankenhausverwaltung übergeben werden.<sup>34</sup>

### *Schwierige Finanzlage*

Auch nach dem Währungsschnitt vom Herbst 1923 blieb die finanzielle Lage der Amtskörperschaft äußerst angespannt. Namentlich die Sozialausgaben lasteten schwer auf ihr. 1925 wurde der Aufwand für das Fürsorgewesen mit 345 000 Mark beziffert, was 50 Prozent des Gesamtetats entsprach. Da der Haushalt der Amtskorporation bei Einnahmen von lediglich rund 33 000 Mark zu 95 Prozent über die von den Gemeinden aufzubringende Amtskörperschaftsumlage finanziert wurde, wirkten



sich die hohen Sozialausgaben unmittelbar auf die Gemeindekassen aus. Die Amtsversammlung sah sich daher im Oktober 1925 zu der Feststellung veranlasst, dass die innerhalb eines Jahres um 215 000 Mark auf 660 000 Mark erhöhte Umlage für die Gemeinden »eine nachgerade unerträgliche Last« bilde. Sie richtete daher an die Landesregierung die dringende Bitte, bei der Reichsregierung dahin zu wirken, dass »von Reichs wegen die Mittel für die gehobene Fürsorge zur Verfügung gestellt werden, zumal es sich um Notstände handle, deren Behebung Aufgabe des ganzen Reiches sei.«<sup>35</sup> Doch die Hoffnungen auf eine spürbare Entlastung erfüllten sich nicht. Im Gegenteil: Der Fürsorgeaufwand nahm in den folgenden Jahren noch weiter zu, 1928 betrug er rund 470 000 Mark.<sup>36</sup>

Bis in die 1930er Jahre hinein verfügte die Amtskorporation, von der Amtskörperschaftsumlage abgesehen, kaum über nennenswerte Einnahmeposten.<sup>37</sup> Hierzu gehörte übrigens kurze Zeit auch eine Art Straßenbenutzungsgebühr. Nach dem vom Landtag am 19. Juli 1923 beschlossenen Gemeindesteuergesetz hatten die Gemeinden »zur teilweisen Deckung ihrer Wegunterhaltungskosten« eine Wegsteuer zu erheben. Zur Zahlung dieser Steuer war verpflichtet, wer im Gemeindegebiet Pferde, Ochsen, Esel, Maulesel oder Maultiere hielt. Zugleich war den Amtskörperschaften das Recht eingeräumt worden, ebenfalls zur teilweisen Deckung ihrer Straßenunterhaltungskosten einen Zuschlag zu der Wegsteuer bis zu 100 Prozent der Sätze zu erheben.<sup>38</sup> Die Amtskörperschaft Ludwigsburg machte von diesem Recht Gebrauch und zog seit Anfang 1924 einen Wegsteuerzuschlag in Höhe von 100 Prozent ein. Man versprach sich davon Einnahmen von rund 13 500 Mark im Jahr.<sup>39</sup>

Diese Zusatzsteuer stieß jedoch überall auf heftigen Protest. So schrieb zum Beispiel ein Bauer aus Schwieberdingen im Dezember 1924 an das Oberamt: »Die hiesigen Pferdebesitzer sind zu einer Wegsteuer von 14 Mark pro Tier verurteilt worden. Für manche unter uns bedeutet das eine ungerechte Härte, da man vorher nicht weiß, wie das viele Geld zu den hunderterlei Steuern aufzubringen ist, zumal in diesem Missjahr. Ich musste schon voriges Jahr bei der Oberamtssparkasse Geld aufnehmen zu hohem Zinsfuß, um die Steuern zahlen zu können. In diesem Jahr reicht's noch weniger, zumal die Zuckerfabrik uns die Rüben beinahe umsonst abgenommen hat, ohne dass sich der Staat ins Mittel legt, wie es billig wäre. Ich habe 5 Morgen eigene Äcker, 13 Morgen Pacht und dazu zwei leichte Pferde, die ich haben muss, weil mein Vater und zwei ledige Schwestern auch Äcker haben, aber kein Zugvieh. Nun soll ich 28 Mark Steuer zahlen, während Kuhbauern mit 10-fachem Vermögen gar nichts bezahlen!« Auch die Aldinger Bauern protestierten vehement gegen den Zuschlag auf die Wegsteuer. In ihrer Eingabe an das Oberamt hieß es: »Wenn schon die Wegsteuer überhaupt als ungerecht empfunden werden muss, so ist bei ihrer Höhe der Zuschlag der Amtskörperschaft unverständlich. Es ist dies eine Sonderbesteuerung der Landwirtschaft, die überhaupt keinem anderen Beruf gegenüber besteht. In dieser Gemeinde ist die Landwirtschaft ohnehin durch die erdrückenden Weglasten der Gemeinde übermäßig belastet, so dass die Wegsteuer vollends erdrückend wirkt. Wir führen außerdem noch an, dass die Landwirte der Gemeinde Aldingen durch Hagelschlag 50 Prozent der ganzen Ernte verloren haben und ohnedies nicht wissen, wo das Geld für die vielen und hohen Steuern überhaupt hergebracht werden soll.«<sup>40</sup>

Im Oktober 1925 befasste sich dann auch die Amtsversammlung mit diesem Thema – und zwar nicht allein wegen der eingegangenen Proteste, sondern vor allem auch vor dem Hintergrund, dass die Ausgaben der Amtskörperschaft für Straßen und Wege in, wie es im Protokoll heißt, »erschreckendem Maße« gestiegen waren. Im



aktuellen Haushaltsplan waren hierfür 146 000 Mark veranschlagt, fast 100 000 Mark mehr als noch in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Obwohl Oberamtmann Ekert sich explizit für eine Beibehaltung der Zusatzsteuer aussprach und betonte, dass wegen der hohen Ausgaben die »Ausschöpfung aller Einnahmequellen« unbedingt erforderlich sei, beschloss die Amtsversammlung mit knapper Mehrheit, künftig auf den Zuschlag zur Wegsteuer zu verzichten. In der Begründung hieß es, dass diese Steuer insbesondere die kleinen Landwirte sehr hart treffe und sie auch ungerecht sei. Denn es seien nicht die Pferde- oder Ochsengespanne, die den erhöhten Straßenunterhaltungsaufwand verursachen, »sondern die Kraftfahrzeuge, welche die Straßen geradezu zugrunde richten«. Deshalb wäre es nur ein »Gebot der Gerechtigkeit«, wenn das Land seinen Anteil an dem Kraftfahrzeugsteueraufkommen<sup>41</sup> nicht länger für sich allein behielte, sondern einen Teil davon den Amtskörperschaften zukommen lassen würde. Das Staatsministerium werde »dringend gebeten, in diesem Sinn das Weitere einzuleiten«.<sup>42</sup>

### *Erweiterung des Krankenhauses*

In der gleichen Sitzung gab die Amtsversammlung auch grünes Licht für das größte Bauprojekt, das die Amtskörperschaft Ludwigsburg in den zwei Jahrzehnten zwischen den Weltkriegen in Angriff nahm: die Erweiterung des Bezirkskrankenhauses. Die Notwendigkeit, das 1903 eingeweihte und ursprünglich für die Aufnahme von 120 Patienten konzipierte Krankenhaus<sup>43</sup> auszubauen, hatte sich schon seit einer Reihe von Jahren gezeigt. Im Krankenhaus herrschte immer öfter akuter Platzmangel, nicht zuletzt auch infolge der gestiegenen Einwohnerzahl. Eine ehemalige Lazarettbaracke, die im Herbst 1914 als Stiftung der Familie Franck nordöstlich der beiden Hauptgebäude erstellt worden war<sup>44</sup>, konnte nicht mehr als ein auf die Dauer völlig unbefriedigender Notbehelf sein.

Im September 1924 beschäftigte sich der Bezirksrat erstmals intensiver mit der Krankenhausfrage. Dabei wurde konstatiert, dass in früheren Jahren normalerweise rund 100 Betten, in den Sommermonaten häufig sogar weniger als 90 Betten belegt gewesen seien. Jetzt stelle sich die Situation aber völlig anders dar. Seit Januar sei die Belegungsziffer nie unter 140 und nur selten unter 150 gesunken. Bei dieser starken Belegung müssten »alle Räume bis aufs äußerste ausgenützt« und etliche Patienten in Räumen untergebracht werden, die keinesfalls als Krankenzimmer bezeichnet werden könnten.<sup>45</sup>

Die Einschätzung des Bezirksrats, dass die starke Belegung nicht bloß eine vorübergehende Erscheinung sei, sondern »einen Dauerzustand bildet«, bestätigte sich. Anfang März 1925 hieß es, die Belegung sei in den letzten Monaten auf 180 bis 190 gestiegen. Spätestens jetzt war klar, dass man ohne eine bauliche Erweiterung nicht länger auskommen konnte. Der Bezirksrat beschloss deshalb, ein 44,5 Ar großes, unmitttelbar nördlich an das Krankenhausareal angrenzendes Grundstück zu erwerben. Der Kaufpreis betrug 7 Mark je Quadratmeter, außerdem waren an den Verkäufer, den Landwirt Christian Haug, noch 4000 Mark für die auf dem Grundstück stehenden Obstbäume zu bezahlen.<sup>46</sup>

Doch das Bauprojekt geriet schnell ins Stocken bzw. kam zunächst gar nicht richtig aus den Startlöchern. Zwar wurde noch im Verlauf des Frühjahrs 1925 von Oberamtmann Ekert in Abstimmung mit den leitenden Ärzten des Krankenhauses ein

Bauprogramm entworfen, das einen zweiten Bau für die Innere Abteilung, namentlich zur separaten Unterbringung von tuberkulösen und akut ansteckend Kranken, sowie eine Aufstockung des Chirurgischen Baus und die Erstellung eines Wöchnerinnenheims vorsah. Allein es fehlte an den Geldmitteln, um das Projekt, dessen Kosten Oberamtsbaumeister Fränkel auf rund 1 Million Mark bezifferte, konkret angehen zu können. Denn infolge der Stabilisierungspolitik nach der Währungsreform von 1923 herrschte eine allgemeine Geldknappheit. Darlehen waren, wenn überhaupt, nur zu einem sehr hohen Zinssatz zu bekommen. So musste Oberamtmann Ekert im Mai dem Bezirksrat berichten, dass die Bemühungen um Gewährung von Darlehen bei nahezu allen Geldinstituten erfolglos geblieben seien. Lediglich die Württembergische Girozentrale habe 100 000 Mark zu 13 Prozent in Aussicht gestellt.<sup>47</sup> Es blieb daher vorerst nichts anderes übrig, als alle nur möglichen Vorbereitungen zu treffen und im übrigen auf bessere Zeiten zu hoffen. Daraus erklärt sich auch, dass die Amtsversammlung im Oktober 1925, ungeachtet der ungeklärten Finanzierungsfrage, den Grundsatzbeschluss für die Krankenhausweiterung fasste.<sup>48</sup> Der Bezirksrat sollte sofort handeln können, sobald sich die Gelegenheit dazu bot.

Die totale Überbelegung des Krankenhauses warf mancherlei Probleme auf. So konnten zum Beispiel Patienten mit ansteckenden Krankheiten nur unzureichend von den übrigen Kranken getrennt werden, so dass permanent die Gefahr drohte, dass eine Hausepidemie ausbrach. Wiederholt kam es vor, dass das Krankenhaus Patienten abweisen musste, weil kein Bett mehr frei war, oder dass Patienten vorzeitig entlassen wurden, um Platz zu schaffen. Und der Vorstand des Medizinischen Landesuntersuchungsamts, Ministerialrat Dr. v. Scheuerlen, konstatierte in einem Gutachten ohne jegliche Umschweife, dass das Krankenhaus »in einer Art und Weise überbelegt ist, die jedem hygienischen Grundsatz ins Gesicht schlägt«.<sup>49</sup> Für den Bezirksrat war die dauernde Überbelegung allerdings auch ein deutliches Zeichen dafür, dass das Krankenhaus in hohem Ansehen stand. Sein guter Ruf, so hieß es im Dezember 1925, gehe weit über den Bezirk hinaus. Dies beweise nicht zuletzt die Tatsache, dass es sehr viele Patienten – aktuell rund 20 Prozent der Gesamtzahl – aus Orten außerhalb des Oberamtsbezirks habe.<sup>50</sup>

Anfang 1926 gab es die vage Aussicht, zur Lösung der drängenden Raumprobleme eine Alternative zu den Baumaßnahmen finden zu können. Oberamtmann Ekert berichtete dem Bezirksrat, er habe erfahren, dass das hiesige Standortlazarett sehr wesentlich eingeschränkt und ein großer Teil nach Stuttgart verlegt werden soll. Da das Standortlazarett Raum für etwa 300 Betten biete und somit für die Zwecke des Bezirkskrankenhauses ausreichend groß sei, habe er sofort Kontakt zum Intendanten des Wehrkreises V aufgenommen und mit ihm erörtert, ob ein Tausch von Standortlazarett und Bezirkskrankenhaus in Frage komme. Obwohl der Intendant dies als unmöglich bezeichnet hatte, da inzwischen in das Standortlazarett das Sanitätsdepot des Wehrkreises verlegt worden war, wollte Oberamtmann Ekert an der Idee festhalten und die Vermittlung des Innenministeriums anrufen. Denn der angestrebte Tausch, so die Begründung Ekerts, »hätte eben den Vorteil, dass der Raumnot sicher abgeholfen würde, während der Neubau beim Bezirkskrankenhaus bei der Kapitalknappheit doch sehr in Frage gestellt sei«. Vom Innenministerium kam jedoch postwendend ein abschlägiger Bescheid: Es verspreche sich »unter den zur Zeit bestehenden Verhältnissen keinen Erfolg von einer Verhandlung mit der Heeresverwaltung«.<sup>51</sup>

Da inzwischen am Geldmarkt eine gewisse Besserung eingetreten war, entschloss

man sich, das vorgesehene Bauprogramm etappenweise umzusetzen und als ersten Schritt den dringend notwendigen Bau eines Infektionskrankenbaus zu realisieren. Im März 1926 legte Oberamtsbaumeister Fränkel hierzu Entwurfspläne für einen Neubau mit 79 Betten vor.<sup>52</sup> Wenige Wochen später konnte zur Arrondierung des Krankenhausareals von Christian Haug noch ein weiteres, 21 Ar großes Grundstück erworben werden und erhielt jetzt die Amtskörperschaft von der Girozentrale die Zusage für ein Darlehen von 500 000 Mark zu 7 Prozent Zins.<sup>53</sup> Im Juni wurde der Ludwigsburger Architekt Karl Hammer mit der Planfertigung und der Bauleitung beauftragt.<sup>54</sup>

Die Arbeiten an dem neuen Infektionskrankenbau kamen rasch voran. Bereits im Dezember 1926 war der Rohbau fertig gestellt. Der Bezirksrat machte sich deshalb Gedanken über das weitere Vorgehen. Nach eingehender Beratung wurde beschlossen, der Amtsversammlung zu empfehlen, vom ursprünglichen Bauprogramm abzuweichen und auf die Erstellung eines separaten Wöchnerinnenheims zu verzichten, dafür aber den alten Chirurgischen Bau um zwei Stockwerke statt nur um ein Stockwerk zu erhöhen und in dem weiteren Stockwerk die geburtshilfliche Station einzurichten.<sup>55</sup>

Dieser Vorschlag stieß in der Amtsversammlung allerdings auf einigen Widerspruch. Insbesondere aus finanziellen Erwägungen gab es Vorbehalte. Dies umso mehr, als es beim Infektionskrankenbau zu gravierenden Kostensteigerungen gekommen war. Hatte man im Frühjahr 1926 noch mit rund 770 000 Mark gerechnet, so zeichneten sich jetzt Gesamtkosten von 950 000 Mark ab. Namentlich die Ludwigsburger Deputierten lehnten den Vorschlag des Bezirksrats ab. Zwar räumte auch Oberbürgermeister Dr. Schmid ein, dass im Krankenhaus »unhaltbare Zustände« herrschten, die schleunigst behoben werden müssten. Doch nach seiner Überzeugung – und auch nach Ansicht des Ludwigsburger Gemeinderats – reichte dafür zunächst der neue Infektionsbau aus. Wenn sich in einigen Jahren zeigen würde, dass nach wie vor Raumbedarf bestehe, könnten immer noch bauliche Erweiterungen beschlossen werden. Zum jetzigen Zeitpunkt seien sie aber abzulehnen, denn die finanzielle Situation der Stadt »mache eine neue Belastung, wie sie durch die Stockaufbauten erforderlich würde, nicht tragbar«.<sup>56</sup> Bereits in der Bezirksratssitzung hatte Ökonomierat Knorpp betont, dass die Haushaltslage der Stadt Ludwigsburg keine weiteren Belastungen mehr erlaube. Die Stadt stehe vor der Notwendigkeit, für rund eine halbe Million Mark ein neues Schulhaus zu erstellen, und die allgemeine Wirtschaftslage sei alles andere als rosig. Die Zahlungsfähigkeit der Steuerzahler sei so schlecht geworden, dass »in Fällen, wo man früher nie daran gedacht hätte, Zahlungs- und Vollstreckungsbefehle ausgegeben werden müssten«.<sup>57</sup>

Oberamtmann Ekert sprach sich hingegen mit Nachdruck für die sofortige Ausführung der Stockaufbauten aus. In der gegenwärtigen Zeit müsse ohne Zweifel äußerste Sparsamkeit geübt werden. Diese Sparsamkeit dürfe aber nicht dazu führen, dass »dringende Aufgaben der öffentlichen Verwaltung zum Schaden der Allgemeinheit zurückgestellt werden«. Wer die Ansicht vertrete, nach Fertigstellung des Infektionsbaues gäbe es genügend Platz im Krankenhaus, verkenne die wirkliche Lage. Die Innere Abteilung habe bei normaler Belegung 72 Betten, tatsächlich sei sie aber mit 134 Betten belegt, und die Chirurgische Abteilung weise diesbezüglich ein Verhältnis von 43 zu 94 Betten auf. Der neue Infektionsbau schaffe aber nur Platz für 80 Betten, d. h. es würden immer noch 33 Betten fehlen. Vor allem aber käme ein Verzicht auf die Stockaufbauten die Amtskorporation und damit auch die Stadt

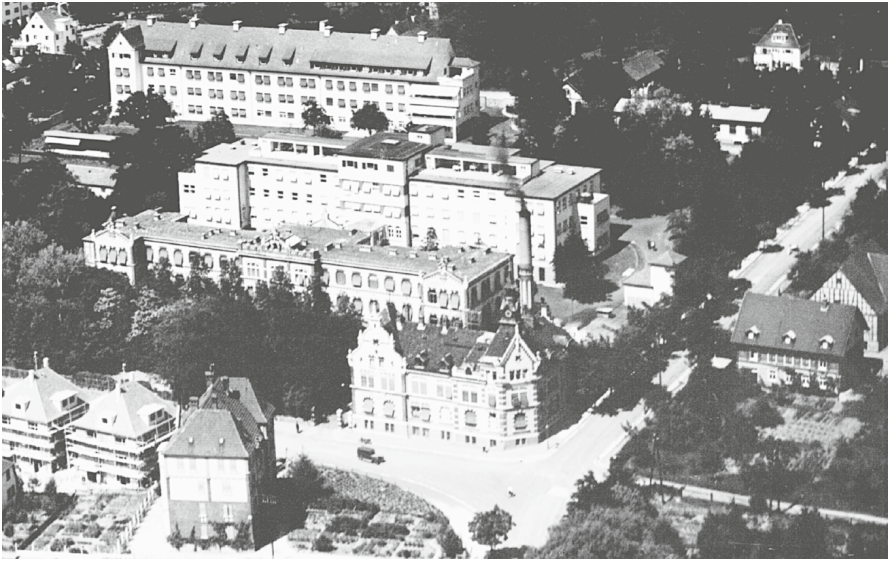
Ludwigsburg auf längere Sicht gesehen wesentlich teurer zu stehen. Denn bei laufendem Betrieb der Chirurgischen Abteilung könnten die Stockaufbauten unmöglich ausgeführt werden. Jetzt bestehe jedoch die Möglichkeit, die Chirurgische Abteilung vorübergehend in dem neuen Infektionsbau unterzubringen. Lasse man diese Chance ungenutzt, so könne der für die Chirurgie und die von allen Seiten geforderte Neu-einrichtung einer geburtshilflichen Station dringend benötigte zusätzliche Raum später nur durch wesentlich kostenaufwändigere Neubauten geschaffen werden. Im übrigen würde der Haushalt der Stadt Ludwigsburg durch die auf rund 770 000 Mark zu beziffernden Kosten für die Stockaufbauten nicht so stark belastet, wie dies Oberbürgermeister Dr. Schmid und sein Gemeinderat befürchteten. Nach Berechnungen der Oberamtspflege betrage der über die Amtskörperschaftsumlage aufzubringende Anteil der Stadt an den Finanzierungskosten jährlich rund 10 000 Mark. Oberamtmann Ekert schloss seinen Appell an die Amtsversammlung, dem Vorschlag des Bezirksrats zuzustimmen, mit den Worten: »Eine Amtskörperschaft, die sich außerstande erklärt, ihr Krankenhaus in geordneten Zustand zu versetzen, für eine geordnete Unterbringung ihrer Kranken zu sorgen, gibt sich selber auf. Ein Bezirk, der vor den Toren Stuttgarts liegt, kann und darf so etwas nicht tun.«<sup>58</sup>

Nach einer teilweise geradezu leidenschaftlich geführten Diskussion beschloss die Amtsversammlung am 3. Mai 1927 in geheimer Abstimmung und bei acht Gegenstimmen, die Stockaufbauten auf den Chirurgischen Bau ausführen zu lassen. Die Bauleitung wurde erneut dem Architekten Karl Hammer übertragen.<sup>59</sup>

Einige Probleme bereitete wiederum die Mittelbeschaffung. Im Juni 1927 erklärte die Girozentrale, sie sehe sich »bei der auf dem Geldmarkt zur Zeit herrschenden Undurchsichtigkeit außerstande«, die Finanzierung der Stockaufbauten zu garantieren und die Gewährung des benötigten Darlehens »in bestimmte Aussicht zu stellen«.<sup>60</sup> Verhandlungen mit der Städtischen Sparkasse in Stuttgart und der Landessparkasse blieben ebenfalls erfolglos.<sup>61</sup> Erst Ende Oktober 1927 war die Finanzierungsfrage geklärt, nachdem der Amtskörperschaft vier Darlehen über insgesamt 750 000 Mark fest zugesagt worden waren: 150 000 Mark kamen von der Girozentrale, jeweils 200 000 Mark von der Landesversicherungsanstalt, von der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin und von der Salamander AG in Kornwestheim.<sup>62</sup>

Der Infektionsbau war Ende 1927 bezugsfertig. Im Januar 1928 erfolgte die vorübergehende Verlegung der Chirurgischen Abteilung in den Neubau, so dass im Februar die Stockaufbauten in Angriff genommen werden konnten. Gut drei Jahre nach Beginn der Bauarbeiten war die Erweiterung des Bezirkskrankenhauses abgeschlossen. Am 15. Oktober 1929 wurde im Beisein von Staatspräsident Eugen Bolz die offizielle Einweihung gefeiert.<sup>63</sup> Bei der Einweihungsfeier schmerzlich vermisst wurde Oberamtmann Ekert, der als der eigentliche Motor der Krankenhauserweiterung gelten kann. Er war Ende 1928 als Oberregierungsrat zur Ministerialabteilung für den Straßen- und Wasserbau versetzt worden und im Juni 1929 auf einer Dienstreise bei Oberkirchberg in der Iller ertrunken.<sup>64</sup>

Nach dem Ausbau hatte das Ludwigsburger Bezirkskrankenhaus 400 Betten. Es war damit jetzt das größte Krankenhaus in Württemberg außerhalb Stuttgarts. In der Folge musste natürlich auch die Zahl der Ärzte und Pflegekräfte<sup>65</sup> erhöht werden. Noch 1929 genehmigte der Bezirksrat sowohl für die Chirurgische Abteilung als auch für die Innere Abteilung auf Antrag der Chefärzte Dr. Magenau und Dr. Welsch jeweils eine dritte Assistenzarztstelle, so dass nunmehr am Krankenhaus acht Ärzte fest angestellt waren.<sup>66</sup>



*Das Bezirkskrankenhaus Ludwigsburg nach der Erweiterung von 1926/29.  
Vorne der alte »Innere Bau«, in der Mitte der um zwei Stockwerke erhöhte  
»Chirurgische Bau«, hinten der neue »Infektionskrankenbau«. Im Vordergrund  
das heute noch stehende Verwaltungsgebäude.*

Die Assistenzärzte waren übrigens verpflichtet, im Krankenhaus zu wohnen. Für jeden von ihnen war hierfür ein besonderes Zimmer vorgesehen. Da die Assistenzärzte in aller Regel ledig waren, ergaben sich aus dieser »Wohnpflicht« im Allgemeinen auch keinerlei Probleme. Es war daher für den Bezirksrat durchaus etwas Neues, als er sich im März 1930 mit einem Gesuch des Assistenzarztes Dr. Heinrich Pohrille befassen musste, der ein halbes Jahr zuvor vom Israelitischen Spital in Wien an die Chirurgische Abteilung in Ludwigsburg gewechselt war und nun darum bat, in dem ihm zustehenden Zimmer mit seiner Frau wohnen zu dürfen. Auf Antrag des Ludwigsburger Oberbürgermeister Dr. Schmid wurde diese Bitte »der Folgen wegen« zunächst abgelehnt und dem Arzt bei Gewährung eines Mietzuschusses gestattet, ausnahmsweise außerhalb des Krankenhauses eine Wohnung zu nehmen.<sup>67</sup>

Doch Dr. Pohrille ließ nicht locker und wandte sich drei Wochen nach der Ablehnung seiner Bitte erneut an den Bezirksrat. Auch Chefarzt Dr. Magenau setzte sich nun mit großem Nachdruck für seinen Assistenzarzt ein. Vor dem Bezirksrat führte er aus, dass es mit einer »ordnungsmäßigen Versorgung der Kranken nicht vereinbar« sei, wenn der Assistenzarzt außerhalb des Krankenhauses wohne; er müsse »jederzeit rasch erreichbar sein, bei Tag und Nacht«, selbst wenn er keinen Dienst habe. Außerdem bestehe die Gefahr, dass Dr. Pohrille auf den nächsten Termin seinen Dienst kündigt, wenn seinem Wunsch nicht entsprochen würde. Dies könnte aber für das Krankenhaus negative Folgen haben. Denn Dr. Pohrille sei ein kenntnisreicher, gewissenhafter und geschickter Arzt und wäre, »zumal bei der heutigen Schwierigkeit, gute Assistenzärzte zu bekommen, nicht leicht wieder zu ersetzen«.



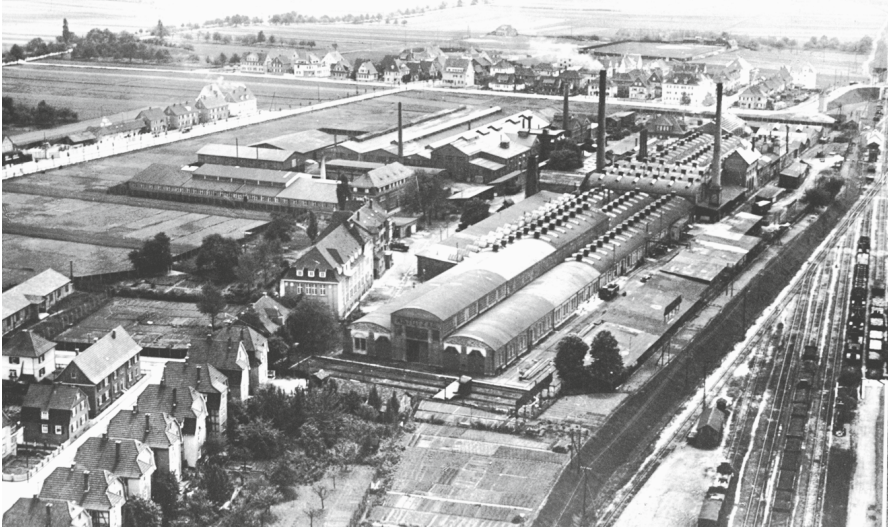
Die Ausführungen Dr. Magenaus machten auf den Bezirksrat offensichtlich Eindruck, denn jetzt wurde beschlossen, der Frau des Dr. Pohrille »probeweises Wohnenlassen in dessen Assistenzarztzimmer in stets widerruflicher Weise« zu gestatten. Einzig Oberbürgermeister Dr. Schmid blieb bei seiner ablehnenden Haltung: Dr. Pohrille hätte bei seiner Bewerbung um die Assistenzarztstelle angeben müssen, dass er verheiratet sei. Auf seinen Antrag hin fasste der Bezirksrat dann auch gleichzeitig den Beschluss, »bei künftigen Bewerberaufufen um Assistenzärzte ausdrücklich hervorzuheben, dass die Bewerber ledig sein müssen«. <sup>68</sup>

Durch die Erweiterungsbauten hatten sich die allgemeinen Verhältnisse am Krankenhaus grundlegend verbessert. Als wahrer Segen erwies sich insbesondere die jetzt gegebene Möglichkeit zur Einrichtung einer geburtshilflichen Station, die in den ersten Jahren von dem Ludwigsburger Frauenarzt Dr. Wilhelm Briem als Belegarzt geleitet wurde. Namentlich für Frauen aus weniger bemittelten Familien war es bedeutend sicherer, im Krankenhaus entbinden zu können als zu Hause, wo häufig – wie es einmal im Bezirksratsprotokoll heißt – »missliche Wohnungsverhältnisse« herrschten. <sup>69</sup> Es lässt sich sicherlich mit auf die neue Station zurückführen, dass die Säuglingssterblichkeit im Oberamtsbezirk innerhalb kurzer Zeit deutlich zurückging: von 7,5 Prozent im Jahr 1926 auf 5 Prozent acht Jahre später. <sup>70</sup> Die Station verfügte anfangs über 19 Betten, wurde aber auf Betreiben von Dr. Briem kontinuierlich erweitert und hatte Ende 1934 als geburtshilflich-gynäkologische Abteilung bereits 52 Betten. <sup>71</sup>

Die 1929 herrschende Freude über das ausgebauten Krankenhaus schlug allerdings schnell in Sorge um. Denn es erwies sich schon bald als zu groß, und entsprechend stieg der von der Amtskörperschaft zu tragende Abmangel des Krankenhausbetriebs. Verantwortlich hierfür war nicht etwa, dass man die Krankenhauserweiterung zu großzügig geplant hätte. Im Gegenteil: In den ersten zwei Jahren war das Krankenhaus stets gut belegt und zeigte sich täglich, wie notwendig der Ausbau war. Einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machte aber die zum 1. April 1931 erfolgte Eingemeindung Zuffenhausens nach Stuttgart, wodurch die Einwohnerzahl des Oberamtsbezirks um rund 15 500 <sup>72</sup> vermindert wurde und das Krankenhaus auf einen Schlag eine große Zahl potentieller Patienten verlor. Wie gravierend sich dies auswirkte, zeigt sich daran, dass in den Jahren 1933 bis 1936 im Durchschnitt lediglich 240 der insgesamt 400 Betten belegt waren und die Höchstbelegung bei 323 Betten lag. <sup>73</sup> Das Ausscheiden Zuffenhausens aus dem Oberamtsbezirk wog im Hinblick auf die Belegung des Krankenhauses umso schwerer, als ab 1931 die Krankenkassen und namentlich die AOK Ludwigsburg sich aus Kostengründen mit Einweisungen von Kranken in das Krankenhaus zurückhielten. <sup>74</sup> Hinzu kam noch die Konkurrenz der Stuttgarter Krankenhäuser. So erklärte Kornwestheims Bürgermeister Alfred Kercher 1937 im Kreistag, es sei vielfach die Meinung zu hören, dass sich nur diejenigen Kranken in das Ludwigsburger Krankenhaus aufnehmen ließen, »welche aus wirtschaftlichen Gründen eine Stuttgarter Anstalt nicht aufsuchen können«. <sup>75</sup>

### *Straßenbau und Verkehr*

Ein weiteres wichtiges Thema, das die Amtskörperschaft und ihre Organe in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre stark beschäftigte, war der Ausbau der Verkehrswege und damit verbunden die Verbesserung des Angebots im öffentlichen Personennahver-



*Werksanlage der Eisengießerei und Maschinenfabrik Stotz in Kornwestheim. Die Firma hatte um 1930 rund 1000 Beschäftigte und trug neben der Eisenbahn und der Salamander-Schuhfabrik wesentlich zum Wandel des alten Bauerndorfes zur Stadt bei.*

kehr. Man trug dabei der Tatsache Rechnung, dass die Zahl der Berufspendler seit Beginn des 20. Jahrhunderts ständig zugenommen hatte.<sup>76</sup> Immer mehr Menschen – vor allem aus den Gemeinden des Oberamtsbezirks, in denen es noch keine Industriebetriebe gab – arbeiteten außerhalb ihres Wohnortes und mussten jeden Werktag längere Wegstrecken zurücklegen, um zu ihrer Arbeitsstätte zu gelangen. Namentlich die Großbetriebe – zum Beispiel in Ludwigsburg die Firma Bleyle und die Zichorienfabrik Heinrich Franck Söhne, in Kornwestheim die Salamander-Schuhfabrik und die Eisengießerei Stotz oder außerhalb des Bezirks etwa die Werke von Bosch in Feuerbach und Stuttgart – beschäftigten zahlreiche Pendler. Wer in einer Gemeinde mit Anschluss an das Eisenbahnnetz wohnte, konnte den auswärtigen Arbeitsplatz relativ schnell und bequem erreichen. Alle anderen aber mussten lange Zeit noch sehr beschwerliche und zeitraubende Fußmärsche auf sich nehmen oder konnten bestenfalls das Fahrrad benutzen.

Es bedeutete daher für sehr viele Arbeitnehmer eine große Erleichterung, als man ab 1925 das bis dahin noch überaus spärliche Angebot an öffentlichen Omnibusverbindungen kontinuierlich erweiterte und von der Post, aber auch von der Stadt Ludwigsburg und von Privatunternehmen mehrere neue Buslinien eingerichtet wurden.<sup>77</sup> Eine wesentliche Voraussetzung hierfür war allerdings, dass sich die Straßen in einem baulichen Zustand befanden, der ein Befahren mit schweren und großen Fahrzeugen erlaubte. Dies war freilich längst nicht bei allen Straßen der Fall. Etliche der im Zeitalter der Postkutschen und Pferdefuhrwerke angelegten Straßen waren für Kraftomnibusse und Lastkraftwagen viel zu eng. Auch die Qualität der Fahrbahnen galt es zu verbessern. Es genügte nicht mehr, sie wie bisher üblich mit weichem Muschelkalkschotter aus den nahen Steinbrüchen einzudecken und zu walzen. Für

die Decklagen war jetzt Hartschotter nötig, der in Württemberg nicht vorkommt und daher für teures Geld herangeschafft werden musste<sup>78</sup>, und die Straßen mussten asphaltiert werden.

Wollte man das Busnetz ausbauen, war also zuerst Geld in den Ausbau der Straßen zu investieren. Unter anderem aus diesem Zusammenhang erklärt sich dann auch, weshalb die Amtskörperschaft ab Mitte der 1920er Jahre wesentlich mehr Mittel für den Straßenbau aufwenden musste als in früheren Zeiten. Denn von den insgesamt rund 132 Kilometer Nachbarschaftsstraßen, die es im Oberamtsgebiet gab, standen 50 Kilometer unmittelbar in der Baulast der Amtskorporation und bei Baumaßnahmen an den übrigen 82 Kilometer, deren Unterhaltung den Gemeinden oblag, gewährte sie in der Regel einen Zuschuss in Höhe von einem Drittel der Baukosten (ohne Grunderwerbskosten).<sup>79</sup> Mit der Asphaltierung der Amtskörperschaftsstraßen wurde 1925 begonnen.<sup>80</sup> Anfang der 30er Jahre waren dann die meisten Straßen im Oberamtsbezirk mit Hartschotter eingedeckt und asphaltiert.<sup>81</sup>

Die Zahl der Kraftfahrzeuge hatte seit Anfang der 20er Jahre deutlich zugenommen. Mitte 1936 waren bei der Kraftfahrzeugstelle des Oberamts Ludwigsburg 3235 Fahrzeuge registriert: 1567 Krafräder, 1299 PKW, 28 Kraftomnibusse und 341 Lastkraftwagen.<sup>82</sup> Im Vergleich zu heute erscheint dies natürlich verschwindend gering. Die Zeitgenossen sprachen jedoch von »fast durchweg vielbefahrenen Straßen«<sup>83</sup> und die Amtskorporation beklagte Jahr um Jahr die hohen Ausgaben für das Straßenwesen. Im Haushaltsjahr 1936/37 musste sie hierfür 190 000 Mark in den Etat einstellen, das waren immerhin rund 20 Prozent des Gesamtetats. Landrat Feuerer meinte fast schon fatalistisch, dieser hohe Aufwand sei nicht verwunderlich »angesichts der starken Abnützung, welcher gerade unsere Straßen in der verkehrsreichen Landesmitte und durch ihre starke Beanspruchung durch schwere und schwerste Fahrzeuge, insbesondere auch der Wehrmacht, in steigendem Maße ausgesetzt sind«. Er rechnete auch nicht »mit einer nennenswerten Absenkung dieser Lasten in absehbarer Zeit, jedenfalls nicht, ins solange nicht die Reichsautobahn einen großen Teil des Schwerverkehrs aufnimmt«.<sup>84</sup>

### *Eine Straßenbahn von Feuerbach nach Ludwigsburg?*

Ein äußerst ehrgeiziges Ziel verfolgte die Amtskorporation ab Mitte der 20er Jahre, als sie ältere Pläne zum Bau einer Straßenbahn von Feuerbach über Zuffenhausen, Stammheim und Kornwestheim nach Ludwigsburg wieder aufgriff. Auf Initiative und unter der Leitung von Oberamtmann Ekert gründeten 1926 die fünf an der projektierten Straßenbahn gelegenen Kommunen den Gemeindeverband »Elektrobahnen Feuerbach-Ludwigsburg«. Der Verband sollte, wie es in der Satzung hieß, »um die Konzession zum Betrieb einer elektrischen Bahn nachsuchen und mit den Stuttgarter Straßenbahnen wegen Gründung einer Gesellschaft zwecks Bau und Betrieb der elektrischen Bahn in Verhandlungen eintreten«. Diese Verhandlungen führten dann im Frühjahr 1928 zur Gründung der »Straßenbahn Feuerbach-Ludwigsburg GmbH«. Sitz der Gesellschaft war Ludwigsburg. Ihr Stammkapital betrug 500 000 Mark und war von beiden Vertragsparteien je hälftig einzubringen.<sup>85</sup>

Das Projekt, für das der Wiesbadener Ingenieur Hecker 1927 detaillierte Pläne und Kostenberechnungen aufgestellt hatte, war jedoch nicht unumstritten. Grundsätzlicher Einspruch kam insbesondere von der Reichsbahn, die seit Ende November 1926





*Straßenasphaltierung in Kornwestheim.  
Ab Mitte der 20er Jahre erhielten die meisten Straßen im Oberamtsbezirk einen Teerbelag.*



*Straßenbau bei Schwieberdingen, 1928.*

die Strecke zwischen Stuttgart und Ludwigsburg mit schnellen Dieseltriebwagen bediente<sup>86</sup> und außerdem gerade im Begriff war, diese Strecke viergleisig auszubauen. Anfang Juli 1928 machte die Reichsbahndirektion Stuttgart in einem Schreiben an das für die Erteilung der Straßenbahn-Konzession zuständige Wirtschaftsministerium ihren Standpunkt deutlich: Gegen eine Straßenbahn von Zuffenhausen über Stammheim nach Kornwestheim habe man zwar nichts einzuwenden, aber die Verlängerungen nach Feuerbach bzw. Ludwigsburg müssten strikt abgelehnt werden. Denn das Gebiet zwischen Stuttgart und Ludwigsburg sei »nicht so dicht besiedelt, dass ein sich lohnender Straßenbahnbetrieb und ein neuzeitlicher Eisenbahnvorortsbetrieb nebeneinander bestehen könnten«. Im Hinblick auf den viergleisigen Ausbau der Strecke Stuttgart-Ludwigsburg wäre es volkswirtschaftlich nicht vertretbar, wenn »daneben eine Wettbewerbslinie geschaffen würde, die der Reichsbahn zweifellos in erheblichem Umfang Verkehr entziehen würde«. <sup>87</sup>

Die Reichsbahn sah also die geplante Straßenbahn nicht als sinnvolle Ergänzung des bestehenden Verkehrsnetzes, sondern in erster Linie als Konkurrenzunternehmen, das ihr selbst Fahrgäste wegnimmt und somit wirtschaftliche Einbußen beschert. Entsprechend massiv fiel ihre Reaktion aus. Die Reichsbahndirektion beließ es nicht bei Protesten. Sie drohte vielmehr weit reichende Konsequenzen an und ließ das Wirtschaftsministerium unmissverständlich wissen: »Für den Fall, dass die Straßenbahnlinie trotz unserer Bedenken genehmigt werden sollte, müssten wir uns vorbehalten, nicht nur von einer weiteren Ausgestaltung des Vorortverkehrs zwischen Stuttgart und Ludwigsburg abzusehen, sondern auch den Zugverkehr auf dieser Strecke erheblich einzuschränken.« <sup>88</sup>

Auch die Stuttgarter Presse machte Stimmung gegen das Projekt. Namentlich das »Neue Tagblatt« nahm wiederholt negativ Stellung zu den Straßenbahnplänen. So war dort zum Beispiel am 24. August 1928 zu lesen: »Es ist ein Unding, von Feuerbach nach Ludwigsburg eine Straßenbahn zu bauen. Darüber sind sich die meisten Verkehrstechniker einig. Dies muss einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden. Der Gedanke der langsam und schwerfällig sich fortbewegenden Straßenbahn ist rückschrittlich in einer Zeit, in der mit jeder Minute zu geizen ist. Es scheint an gewissen Stellen nicht bekannt zu sein, dass die Großstädte immer mehr dazu übergehen, den Straßenbahnverkehr zu »automobilisieren«, um diesen wendiger und vor allem schneller zu machen. Von der ästhetischen Seite ganz zu schweigen, denn die Überspannung und Belegung unserer Straßen mit Fahrdrähten und Masten passt in das heutige Städtebild nicht mehr herein.« Der Kommentator empfahl, statt auf die Straßenbahn auf Omnibusse zu setzen. Die führenden Automobilfirmen würden »Omnibusse bis zu 100 Personen Fassungsvermögen« bauen, was »der Besetzung eines Straßenbahnmotorwagens einschließlich einem Anhänger« entspreche. Der Omnibus sei nicht nur schneller und flexibler einsetzbar als die schienengebundene Straßenbahn, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht die sinnvollere Lösung. Denn der Omnibus bringe »von der ersten Stunde der Inbetriebstellung Geld ein, während die Erbauung einer Straßenbahn Unsummen zunächst unproduktiven Geldes verschlingt«. <sup>89</sup>

Die Befürworter der Straßenbahn sahen dies freilich ganz anders. Omnibusse, die bis zu 100 Personen fassten, seien Ungetüme, deren Einsatz zwangsläufig die Straßen ruinieren und somit den Gemeinden hohe Folgekosten verursachen würde. Auch die Argumentation der Reichsbahndirektion sei nicht stichhaltig. Die projektierte Straßenbahn stelle keineswegs ein Konkurrenzunternehmen zur Reichsbahn dar. Sie



solle vielmehr in erster Linie ein schnelles und bequemes Verkehrsmittel für all jene Menschen sein, die weiter entfernt von den Bahnhöfen wohnten und deshalb bisher die Eisenbahn nicht benutzten.<sup>90</sup> Man verwies darauf, dass zwischen Ludwigsburg und Kornwestheim täglich 250 Arbeiter den Weg zwischen ihrer Wohn- und Arbeitsstätte zu Fuß oder auf dem Fahrrad zurücklegen würden, zwischen Zuffenhausen und Stammheim seien es 450, zwischen Stammheim und Kornwestheim 550 und zwischen Feuerbach und Zuffenhausen sogar fast 700 Arbeiter. Der Ludwigsburger Bezirksrat bat daher das Wirtschaftsministerium, den Einspruch der Reichsbahndirektion zurückzuweisen. Er tat dies freilich nicht allein im Interesse zahlreicher Pendler. Nach seiner Auffassung wäre die geplante Straßenbahn zugleich auch »ein wirksames Bindemittel zwischen Ludwigsburg und Kornwestheim, das einer Abwanderung des Wirtschaftsverkehrs von Kornwestheim nach Stuttgart entgegenwirkt«.<sup>91</sup>

Auch Ludwigsburgs Oberbürgermeister Dr. Schmid setzte sich mit Nachdruck beim Wirtschaftsministerium für eine Genehmigung der Straßenbahnpläne ein. Er



*Dr. Erich Schmid (1887-1930), 1927 bis 1930 Oberbürgermeister von Ludwigsburg.*

betonte, dass die Straßenbahn nicht nur die Verkehrsverbindung zwischen den einzelnen Anliegergemeinden, sondern ebenso den Ludwigsburger Innerortsverkehr deutlich verbessern würde. Ludwigsburg sei bekanntlich »weitläufig gebaut« und die Stadt werde sich »in Zukunft noch weiter ausdehnen«. Eine bessere verkehrstechnische Erschließung des Stadtgebiets sei dringend geboten.<sup>92</sup> Die Straßenbahn hätte hierzu ohne Zweifel einen ganz wesentlichen Beitrag leisten können, da der projektierte Streckenverlauf zwischen Kornwestheim und dem Bahnhof Ludwigsburg mehrere Haltepunkte vorsah, so etwa an der Hohenzollernstraße, am Salon, Stuttgarter Tor und Karlsplatz sowie an der Wilhelmstraße und Schillerstraße.<sup>93</sup>

Aber auch der Ludwigsburger Rathauschef sah die Straßenbahnpläne nicht ausschließlich unter dem Aspekt einer zweckmäßigen Verbesserung des Verkehrsangebots. Nach seiner Überzeugung standen überdies »wichtige Bezirksinteressen auf dem Spiel«. Bei einer Besprechung im Wirtschaftsministerium

am 19. Februar 1929 führte Dr. Schmid dazu aus: »Wenn die Straßenbahn von Feuerbach oder Zuffenhausen nur bis Kornwestheim gebaut würde, so wäre die Bezirksstadt Ludwigsburg von verschiedenen Gemeinden ihres Bezirks abgeschlossen und es wäre zu befürchten, dass sich diese Gemeinden mit der Zeit vom Bezirk Ludwigsburg abwenden und an Stuttgart anschließen würden. In dieser Beziehung sei es durchaus begründet, schwarz zu sehen.« Sein Gesprächspartner, Staatsrat Edmund

Rau, wusste ihn zu beruhigen: »Die Regierung werde das wohl kaum verantworten können, da es im allgemeinen Landesinteresse liege, die Lebensfähigkeit einer Stadt wie Ludwigsburg in Schutz zu nehmen.«<sup>94</sup>

Wie wichtig dem Ludwigsburger Oberbürgermeister und dem gesamten Bezirksrat die Verwirklichung der Straßenbahnpläne war, zeigte sich unter anderem auch bei Verhandlungen, in denen es ebenfalls um ein Verkehrsprojekt ging – konkret: um die Beteiligung der Amtskörperschaft an den Kosten für den zweigleisigen Ausbau der Eisenbahnstrecke Osterburken-Stuttgart-Immendingen-Hattingen. Das Land hatte sich im Februar 1927 vertraglich verpflichtet, für den auf 84 Millionen Mark veranschlagten Ausbau dieser Strecke der Reichsbahn eine Anleihe von 35 Millionen Mark zu günstigen Konditionen zu gewähren.<sup>95</sup> Von diesen 35 Millionen Mark sollten die an der Strecke gelegenen Amtskörperschaften und Gemeinden insgesamt 5 Millionen aufbringen, und zwar in der Weise, dass sie dem Staat auf zehn Jahre ein Darlehen in dieser Höhe gewährten, das zu 4 Prozent verzinst werden sollte. Der Anteil der Amtskörperschaft Ludwigsburg wurde auf 5 Prozent, also 250 000 Mark festgesetzt.<sup>96</sup>

Der Bezirksrat Ludwigsburg verhielt sich zunächst ablehnend mit der Begründung, der zweigleisige Ausbau dieser Bahnstrecke bringe dem Oberamtsbezirk Ludwigsburg keinerlei Vorteile. Erst als ihm klar gemacht wurde, dass der zweigleisige Ausbau Teil eines Gesamtpakets sei, zu dem auch der viergleisige Ausbau der Strecke Stuttgart-Ludwigsburg gehöre, zeigte er sich zugänglicher, zumal die finanzielle Belastung sich in Grenzen hielt. Diese bestand eigentlich nur in der Zinsdifferenz, die sich daraus ergab, dass die vom Staat angebotene Verzinsung des Darlehens unter dem aktuellen Zinssatz lag, d. h. die Amtskörperschaft bekam weniger Zinsen gutgeschrieben als sie selbst für die Aufbringung der Darlehenssumme an Schuldzinsen bezahlen musste.



*Anfang November 1928 verlegte die Bausparkasse »Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot« Teile ihres Betriebs von Wüstenrot nach Ludwigsburg. Im April 1930 bezog sie ihr neues Verwaltungsgebäude an der Hohenzollernstraße.*

Im Endeffekt ging es um den vergleichsweise bescheidenen Beitrag von jährlich 1250 Mark.<sup>97</sup> Doch der Bezirksrat erkannte sehr schnell, dass man die Frage der Darlehensgewährung als Druckmittel bei den Verhandlungen über das Straßenbahnprojekt einsetzen und sogar ein förmliches Junktim formulieren konnte. Erst nachdem das Wirtschaftsministerium am 23. Oktober 1929 der »Straßenbahn Feuerbach-Ludwigsburg GmbH« die Genehmigung »zum Bau und Betrieb einer schmalspurigen elektrischen Straßenbahn« von Feuerbach nach Ludwigsburg erteilt hatte<sup>98</sup>, erklärte sich die Amtskörperschaft Ludwigsburg als letzte der beteiligten Amtskorporationen bereit, dem Staat das geforderte Darlehen zu gewähren.<sup>99</sup>

Wer gedacht hatte, jetzt werde der Bau der Straßenbahn rasch in Angriff genommen, sah sich jedoch getäuscht. Während der langwierigen, sich über fast drei Jahre hinziehenden Verhandlungen war der allgemeine Bauindex wesentlich gestiegen<sup>100</sup>, so dass das Projekt erheblich teurer werden musste als ursprünglich vorgesehen und berechnet. Hätte allein dies schon die Realisierung der Straßenbahnpläne deutlich erschwert, kam noch hinzu, dass ein Tag nach Erteilung der Konzession mit dem Kurssturz an der New Yorker Börse die Weltwirtschaftskrise einsetzte und diese bekanntlich sehr schnell die wirtschaftlichen Verhältnisse und damit auch die finanziellen Möglichkeiten der öffentlichen Hand in Deutschland dramatisch veränderte. Mit einem Wort: Man hatte jetzt zwar endlich die Genehmigung zum Bau der Straßenbahn, aber es fehlte am Geld, um davon Gebrauch machen zu können.

Die »Straßenbahn Feuerbach-Ludwigsburg GmbH« hielt trotzdem noch eine Zeit lang an ihren Plänen fest. Ende Dezember 1930 zeigte sie sich optimistisch, im Laufe des nächsten Jahres die Finanzierungsfrage klären und mit dem Bau beginnen zu können.<sup>101</sup> Mit Blick auf die steigenden Arbeitslosenzahlen und mit dem Argument, durch die Bauarbeiten könnten Arbeitsplätze gesichert bzw. zahlreiche Arbeitslose wieder in Lohn und Brot gebracht werden<sup>102</sup>, rechnete man mit namhaften Staatszuschüssen. Doch Anfang Mai 1931 stellte Wirtschaftsminister Reinhold Maier klar, dass als »wertschaffende Notstandsarbeit« allenfalls der Bau der Strecke Zuffenhausen-Stammheim-Kornwestheim anerkannt werden könne, nicht aber die Weiterführung nach Ludwigsburg bzw. Feuerbach. Er schlug daher vor, sich zunächst auf den Bau der genannten Teilstrecke zu beschränken und vielleicht später – in wirtschaftlich besseren Zeiten – die beiden Anschlussstrecken zu bauen.<sup>103</sup>

Dieser Vorschlag stieß jedoch auf Vorbehalte. So stimmte ihm der Kornwestheimer Gemeinderat nur unter der Voraussetzung zu, dass das für diese Teilstrecke zu erwartende jährliche Betriebsdefizit von rund 100 000 Mark vom gesamten Gemeindeverband »Elektrobahnen Feuerbach-Ludwigsburg«, also anteilig auch von Feuerbach und Ludwigsburg, übernommen würde.<sup>104</sup> Für die Städte Ludwigsburg und Feuerbach, die von dieser Teilstrecke ja keinerlei unmittelbaren Nutzen gehabt hätten, war dies allerdings inakzeptabel. Damit musste das Projekt endgültig ad acta gelegt werden. In Ludwigsburg scheint man darüber nicht allzu traurig gewesen zu sein. Oberbürgermeister Dr. Karl Frank, der Nachfolger des am 14. Dezember 1930 verstorbenen Oberbürgermeisters Erich Schmid, erklärte im August 1932 vor der Amtsversammlung, »man dürfe froh sein, dass die Straßenbahn nicht gebaut wurde, denn sie wäre ein Zuschussbetrieb ersten Ranges geworden.«<sup>105</sup> Ein Jahr später wurde der Gemeindeverband aufgelöst.<sup>106</sup>

Eine Frage, die einst Oberbürgermeister Schmid zum vorbehaltlosen Befürworter der Straßenbahnpläne hatte werden lassen, war freilich nach wie vor ungelöst, nämlich die Frage, wie sich die Verkehrsverbindung zwischen Ludwigsburg und Korn-



*Omnibus in Stammheim, um 1930.*

westheim verbessern ließ. Wenn es keine Straßenbahn sein konnte, sollte es wenigstens eine Omnibuslinie sein. Zwar gab es inzwischen eine Kraftfahrzeuglinie, die von Kornwestheim über Stammheim nach Zuffenhausen führte, und da die Konzession für diese Strecke den 1926 gegründeten »Ludwigsburger Verkehrslinien« erteilt worden war, starteten die Autobusse in Ludwigsburg und fuhren sie auch wieder nach Ludwigsburg zurück. Doch auf Verlangen der Reichsbahn war in der Konzession ausdrücklich bestimmt worden, dass die Busse zwischen Ludwigsburg und Kornwestheim und umgekehrt keine Fahrgäste befördern durften.<sup>107</sup> Alle Versuche, diese unsinnigen Leerfahrten abzustellen, scheiterten am Widerstand der Reichsbahn, die einer Verlängerung der Buslinie mit den gleichen Argumenten ihre Zustimmung verweigerte, die sie seinerzeit auch gegen die Straßenbahnpläne vorgetragen hatte. Durch die Elektrifizierung der Bahnstrecke von Stuttgart bis Ludwigsburg und die zum 15. Mai 1933 erfolgte Aufnahme des elektrischen Vorortverkehrs zwischen Stuttgart und Ludwigsburg<sup>108</sup> ergaben sich aber immerhin bessere Verkehrsverbindungen zwischen den Bahnhöfen Ludwigsburg und Kornwestheim.<sup>109</sup>

#### *Gebietsreform und Eingemeindung Zuffenhausens nach Stuttgart*

Kommunalpolitisches Thema Nummer eins im Land waren Ende der 20er, Anfang der 30er Jahre die Überlegungen zur Neueinteilung der Oberamtsbezirke. Pläne hierfür wurden schon seit 1909 regelmäßig erörtert, 1924 sogar so intensiv, dass ihr Scheitern die Regierung Hieber zum Rücktritt veranlasste.<sup>110</sup> In Ludwigsburg konnte man diese Diskussionen allerdings gelassen verfolgen, denn eine Auflösung oder Aufteilung des Oberamts Ludwigsburg stand nicht zur Debatte. Im Gegenteil: In Ludwigsburg durfte man, anders als etwa in Besigheim, Marbach<sup>111</sup> oder Vaihing<sup>112</sup>,



davon ausgehen, dass man zu den Gewinnern und nicht zu den Verlierern einer Gebietsreform gehören würde. Und man blieb auch relativ gelassen, als im Frühjahr 1930 der Reichssparkommissar Moritz Saemisch in seinem von der württembergischen Regierung in Auftrag gegebenen Gutachten<sup>113</sup> empfahl, aus dem Stamm der Oberämter Ludwigsburg, Besigheim, Vaihingen und Maulbronn sowie Teilen der Oberämter Marbach, Waiblingen, Leonberg, Brackenheim und des Amtsoberramts Stuttgart ein neues großes Oberamt zu bilden und zur Oberamtsstadt des 106 Gemeinden und 187 000 Einwohner zählenden Bezirks nicht Ludwigsburg, sondern Bietigheim zu bestimmen.<sup>114</sup> Landrat Schlör hielt diesen Vorschlag für völlig abwegig, und nach Ansicht von Oberbürgermeister Dr. Schmid war er überhaupt nicht



*Siegerehrung beim Markgröninger Schäferlauf 1930. Hinter dem Königspaar Landrat Friedrich Schlör (re.) und Bürgermeister Heinrich Zillhardt (li. mit Brille). Friedrich Schlör (1872-1934) war von 1928 bis 1933 Landrat in Ludwigsburg.*



ernst zu nehmen, denn – so seine Begründung – »ein gesundes Zusammenleben eines Bezirks« sei nur dann gewährleistet, wenn »die Oberamtsstadt mit ihren Einrichtungen und ihrer Bedeutung auch wirklich den Mittelpunkt« bilde. In dieser Hinsicht halte aber »Bietigheim keinen Vergleich mit Ludwigsburg aus«. <sup>115</sup>

Das Gutachten des Reichssparkommissars verschwand freilich sehr schnell wieder in den Aktschränken, und auch andere Pläne zu einer durchgreifenden Verwaltungsreform erwiesen sich als politisch nicht durchsetzbar und wurden daher von der Regierung unter Staatspräsident Eugen Bolz nicht weiterverfolgt. <sup>116</sup> Die Frage einer sinnvollen Neueinteilung der Oberamtsbezirke bzw. der Landkreise, wie die Oberämter seit 1934 hießen, wurde bekanntlich erst 1938 gelöst – jetzt aber unter völlig anderen Vorzeichen, nicht auf der Grundlage eines parlamentarisch-demokratischen Entscheidungsprozesses, sondern basierend auf der Machtfülle eines totalitären Regimes. <sup>117</sup>

Wesentlich sorgenvoller als die Diskussion über die künftige Oberamtsinteilung verfolgte man in Ludwigsburg die Politik im Stuttgarter Rathaus. Die Landeshauptstadt hatte seit Beginn der 20er Jahre mehrere Nachbarorte eingemeindet <sup>118</sup> und es war klar, dass in absehbarer Zeit weitere Gemeinden ihre Selbständigkeit aufgeben und sich Stuttgart anschließen würden. Zwar betonte Oberbürgermeister Lautenschlager, dass Stuttgart keine Eingemeindungen um jeden Preis wolle, aber im Umland blieb man skeptisch. Was alles für denkbar gehalten wurde, zeigt sich unter anderem daran, dass 1929 sogar in Neckargröningen darüber nachgedacht wurde, wie man sich verhalten solle, wenn aus Stuttgart ein Eingemeindungsangebot käme. <sup>119</sup> Selbst im Ludwigsburger Rathaus schloss man offensichtlich nichts mehr aus. Oberbürgermeister Schmid sprach Ende 1929 offen von der »Gefahr, zur Vorstadt der Großstadt herunterzusinken«. <sup>120</sup>

Eine weitere Expansion Stuttgarts in Richtung Norden musste zwangsläufig das Ludwigsburger Oberamtsgebiet tangieren. Hatte der Ludwigsburger Bezirksrat 1923 bei der Auflösung des Oberamts Cannstatt noch auf eine Gebietsvergrößerung gehofft – man spekulierte, allerdings vergebens, auf Mühlhausen, Zazenhausen und Münster <sup>121</sup> –, so sah man sich jetzt mit der Gefahr konfrontiert, einen Teil des Oberamtsgebiets zu verlieren. Ganz konkret wurde diese Gefahr, als Zuffenhausen unter dem Druck größter finanzieller Probleme zunächst eine Fusion mit der Nachbarstadt Feuerbach erwog, dann aber schon bald umschwenkte und den Anschluss an Stuttgart suchte. <sup>122</sup> In Ludwigsburg war man fassungslos und auch hilflos. Der Amtsversammlung blieb als einziges Mittel, die Staatsregierung inständig zu bitten, »einem Vertrag, der die Loslösung von Zuffenhausen aus dem Amtskörperschaftsverband Ludwigsburg zum Inhalt hat, die Genehmigung zu versagen«. Als Begründung führte man unter anderem an, dass ein Ausscheiden Zuffenhausens für die übrigen Gemeinden des Bezirks eine steuerliche Mehrbelastung von mindestens 75 000 Mark jährlich zur Folge hätte. <sup>123</sup> Die Fakten wurden jedoch in Zuffenhausen geschaffen, wo die Bevölkerung in einer Abstimmung am 10. November 1929 zu 95 Prozent für die Eingemeindung nach Stuttgart votierte. <sup>124</sup> Für Ludwigsburg konnte es jetzt nur noch darum gehen, eine möglichst hohe finanzielle Entschädigung für den Verlust von Zuffenhausen zu erhalten. Nach langwierigen Verhandlungen erklärte sich die Stadt Stuttgart schließlich bereit, der Amtskörperschaft Ludwigsburg als »einmalige Abfindung« 400 000 Mark zu zahlen. <sup>125</sup> Die Eingemeindung Zuffenhausens erfolgte zum 1. April 1931. <sup>126</sup> Am gleichen Tag wurde übrigens Kornwestheim, das in den Jahren zuvor nochmals stark gewachsen war und nun fast 10 000 Einwohner hatte, zur Stadt erhoben. <sup>127</sup>

Überschattet wurde dies alles von der wachsenden wirtschaftlichen und sozialen Not. Obwohl Württemberg im Vergleich zu anderen Ländern des Reiches noch verhältnismäßig gut dastand und als eine »Insel im Krisenmeer«<sup>128</sup> galt, stellten die Rezession und der daraus resultierende starke Anstieg der Arbeitslosenzahlen auch die hiesigen Kommunen zunehmend vor große Probleme.<sup>129</sup> Denn Arbeitslose erhielten nur für relativ kurze Zeit Arbeitslosenunterstützung und anschließend für eine Übergangsfrist noch die so genannte Krisenunterstützung, von der die Kommunen ein Fünftel der Leistungen zu tragen hatten. Wer danach immer noch ohne Arbeit war,



*Notstandsarbeiter in Kornwestheim, 1931.*

geriet in die Wohlfahrtsunterstützung, deren Last ganz auf den Kommunen lag. Eine Zunahme der Langzeitarbeitslosigkeit bedeutete daher automatisch, dass es immer mehr Menschen gab, die aus der staatlichen Unterstützung herausfielen und auf die Wohlfahrtsunterstützung angewiesen waren.

Diese für die Gemeinden und Amtskörperschaften ohnehin prekäre Situation verschärfte sich zusätzlich, als Anfang Oktober 1931 im Zuge der rigorosen Spar- und Deflationspolitik der Regierung Brüning die Höchstdauer der Arbeitslosenunterstützung von 26 auf 20 Wochen gekürzt wurde. Unter anderem als Reaktion darauf forderte der »Landesverband Württembergischer Amtskörperschaften« im November 1931 seine Mitglieder nachdrücklich dazu auf, bei der Aufstellung des Haushaltsplans für 1932 einen strikten Sparkurs zu fahren: Der Aufgabenkreis der Amtskörperschaft sei notgedrungen auf die gesetzlichen Aufgaben zu beschränken, daher sollten alle freiwilligen Leistungen abgebaut oder ganz eingestellt werden. Empfoh-

len wurde zum Beispiel, sämtliche Beiträge an Anstalten, Vereine, Verbände und Museen zu streichen. Auch sollte »ernstlich« geprüft werden, »ob die Richtsätze der gehobenen Fürsorge nicht den gesenkten Lebenshaltungskosten entsprechend herabgesetzt werden« könnten, so wie dies in Preußen bereits geschehen sei.<sup>130</sup>

Letzteres lehnte der Leiter des Ludwigsburger Bezirkswohlfahrtsamtes, Georg Fiesel<sup>131</sup>, ganz entschieden ab. Eine Reduzierung der Richtsätze, schrieb er Ende November 1931 in einer Stellungnahme zu den Empfehlungen des Landesverbandes, würde »in der heutigen gesteigerten Not und zumal in der Winterzeit nur eine unnötige Erbitterung in die Kreise der Fürsorgebedürftigen tragen«. <sup>132</sup> Fiesel wusste jedoch nur zu gut, dass es auch andere Meinungen gab. In seinen schriftlichen Erläuterungen zum Haushaltsplan 1932 hielt er deshalb ganz neutral fest: »Über die Höhe der Unterstützungen gibt es verschiedene Urteile, je nach der persönlichen oder politischen Einstellung. Der eine wird eine sparsame Fürsorge im Hinblick auf die Steuerzahler begrüßen, während der andere eine gute Fürsorge darin erblickt, dass möglichst viel gegeben wird. Die beste Fürsorge läge wohl in der Zuweisung von Arbeit. Leider ist dies aber nicht möglich.«<sup>133</sup>

Nach eingehenden Beratungen und zum Teil äußerst kontrovers geführten Diskussionen folgte man letztlich auch in Ludwigsburg den Empfehlungen des Landesverbandes. Im Februar 1932 beschloss der Bezirksrat, die freiwilligen Beiträge an Vereine, Anstalten usw. deutlich zu reduzieren.<sup>134</sup> Und zum 1. April 1932 wurden bei der Fürsorge für Kriegsbeschädigte, Kriegshinterbliebene, Kleinrentner und Sozialrentner die Richtsätze um 10 Prozent herabgesetzt. Man erhoffte sich davon eine Entlastung des Etats um 23 000 Mark.<sup>135</sup> Weitere Einsparungen brachte eine nochmalige Kürzung der Gehälter um 10 bis 15 Prozent, so dass die Beamten und Angestellten nun rund ein Viertel weniger Einkommen hatten als noch 1928.<sup>136</sup> Darüber hinaus gab es ein größeres Einsparpotential nur noch beim Straßenbau bzw. bei der Straßenunterhaltung. Da in den vorangegangenen Jahren viel Geld in diesem Bereich investiert worden war und die Straßen sich daher in einem guten Zustand befanden, hielt man es für vertretbar, den Etatansatz, der 1931 noch 120 000 Mark betragen hatte, auf 85 000 Mark zu reduzieren.<sup>137</sup>

Durch die verschiedenen Sparmaßnahmen gelang es, die Amtskörperschaftsumlage für das Haushaltsjahr 1932 um 100 000 Mark auf 800 000 Mark zu senken, was zwar die Gemeindekassen entlastete, aber den vielen Arbeitslosen nichts nützte. Wie viele Arbeitslose es damals im Oberamt Ludwigsburg gab, ließ sich leider nicht genau ermitteln.<sup>138</sup> Einen gewissen Anhaltspunkt liefert die 1935 vom Statistischen Landesamt herausgegebene »Württembergische Gemeinde- und Bezirksstatistik«, die jedoch lediglich die Daten nach dem Stand vom 16. Juni 1933 mitteilt, also für einen Zeitpunkt, als der Höhepunkt der Massenarbeitslosigkeit bereits überschritten war. Demnach gab es damals, viereinhalb Monate nach der Machtübernahme Hitlers, im Oberamtsbezirk Ludwigsburg 34 834 hauptberuflich Erwerbstätige und 3914 Arbeitslose.<sup>139</sup> Dies entsprach einer Arbeitslosenquote von rund 10 Prozent, gut ein Prozent mehr als im Landesdurchschnitt.<sup>140</sup> Die höchste Quote wies Stammheim mit 14,9 Prozent auf, gefolgt von Ludwigsburg (12 %) und Asperg (11,1 %). Die niedrigsten Quoten hatten Neckargröningen mit 3 Prozent, Schwieberdingen mit 4,5 und Geisingen mit 4,9 Prozent.<sup>141</sup>

Die soziale Not, die Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit vieler Menschen, nicht nur der Arbeitslosen, fanden ihren deutlichen Ausdruck bei den beiden Reichstagswahlen des Jahres 1932. Auch im Oberamtsbezirk Ludwigsburg votierte fast jeder

| Wahl am          | SPD        |            |            |           | KPD        |            |            |           | NSDAP      |            |            |           |
|------------------|------------|------------|------------|-----------|------------|------------|------------|-----------|------------|------------|------------|-----------|
|                  | 14.9. 1930 | 31.7. 1932 | 6.11. 1932 | 5.3. 1933 | 14.9. 1930 | 31.7. 1932 | 6.11. 1932 | 5.3. 1933 | 14.9. 1930 | 31.7. 1932 | 6.11. 1932 | 5.3. 1933 |
| Ludwigsburg      | 24,2       | 18,8       | 17,0       | 15,7      | 10,7       | 13,6       | 16,4       | 11,3      | 13,2       | 39,0       | 27,6       | 45,0      |
| Aldingen         | 30,0       | 24,8       | 21,3       | 23,6      | 9,5        | 14,5       | 18,3       | 11,5      | 6,4        | 33,3       | 23,4       | 42,2      |
| Asperg           | 31,5       | 31,7       | 27,1       | 26,3      | 16,8       | 14,8       | 20,0       | 14,7      | 7,7        | 35,0       | 30,3       | 41,4      |
| Beihingen        | 30,2       | 27,3       | 21,1       | 24,8      | 25,3       | 28,7       | 35,5       | 25,7      | 3,8        | 25,3       | 22,4       | 30,5      |
| Benningen        | 42,4       | 38,6       | 35,7       | 39,3      | 22,2       | 27,5       | 34,0       | 23,5      | 0,9        | 16,6       | 13,0       | 22,1      |
| Bissingen        | 17,5       | 15,0       | 11,3       | 12,6      | 33,0       | 34,4       | 38,4       | 31,9      | 4,3        | 32,4       | 26,0       | 39,5      |
| Geisingen        | 24,9       | 19,4       | 17,1       | 16,8      | 38,8       | 48,4       | 53,6       | 44,6      | 0,7        | 16,9       | 7,5        | 19,9      |
| Heutingsheim     | 22,6       | 17,8       | 14,2       | 16,6      | 29,3       | 33,6       | 35,6       | 29,7      | 4,3        | 26,0       | 20,9       | 35,1      |
| Kornwestheim     | 44,3       | 37,0       | 29,3       | 32,3      | 11,0       | 11,4       | 20,3       | 11,4      | 4,6        | 26,2       | 21,4       | 32,6      |
| Markgröningen    | 20,2       | 26,4       | 17,0       | 14,2      | 16,2       | 14,2       | 21,9       | 15,1      | 4,2        | 23,2       | 21,5       | 41,2      |
| Möglingen        | 16,1       | 17,5       | 12,7       | 10,7      | 4,2        | 3,4        | 10,7       | 2,8       | 1,4        | 33,4       | 15,8       | 36,3      |
| Neckargröningen  | 31,7       | 16,0       | 10,9       | 16,4      | 1,9        | 6,2        | 14,5       | 3,6       | 4,9        | 44,9       | 19,2       | 49,8      |
| Neckarweihiingen | 40,5       | 28,3       | 22,7       | 26,5      | 18,2       | 28,7       | 36,1       | 29,5      | 1,3        | 15,7       | 10,2       | 19,8      |
| Poppenweiler     | 26,3       | 30,7       | 22,5       | 27,6      | 15,2       | 13,1       | 21,0       | 10,7      | 1,1        | 19,9       | 14,4       | 27,6      |
| Schwieberdingen  | 13,5       | 12,8       | 12,7       | 14,5      | 5,5        | 8,6        | 11,3       | 6,7       | 3,7        | 29,2       | 20,8       | 37,5      |
| Stammheim        | 42,2       | 36,3       | 31,4       | 33,2      | 25,1       | 31,3       | 35,6       | 27,0      | 2,9        | 17,8       | 16,5       | 28,2      |
| Tamm             | 24,0       | 16,5       | 12,7       | 14,4      | 9,6        | 13,3       | 24,5       | 9,8       | 4,8        | 39,3       | 26,7       | 45,1      |
| Oberamt LB       | 30,3       | 24,3       | 20,6       | 20,8      | 14,3       | 16,5       | 21,4       | 14,5      | 9,0        | 32,3       | 24,0       | 39,2      |
| Württemberg      | 20,1       | 17,6       | 15,2       | 14,7      | 9,4        | 11,0       | 14,5       | 9,2       | 9,4        | 30,3       | 26,2       | 42,0      |
| Reich            | 24,5       | 21,6       | 20,4       | 18,2      | 13,1       | 14,5       | 16,9       | 12,3      | 18,3       | 37,4       | 33,1       | 43,9      |

| Wahl am          | BWB*       |            |            |           | DDP und DVP |            |            |           | DNVP       |            |            |           |
|------------------|------------|------------|------------|-----------|-------------|------------|------------|-----------|------------|------------|------------|-----------|
|                  | 14.9. 1930 | 31.7. 1932 | 6.11. 1932 | 5.3. 1933 | 14.9. 1930  | 31.7. 1932 | 6.11. 1932 | 5.3. 1933 | 14.9. 1930 | 31.7. 1932 | 6.11. 1932 | 5.3. 1933 |
| Ludwigsburg      | 4,2        | 2,3        | 2,7        | 2,2       | 14,8        | 5,2        | 8,4        | 4,1       | 6,3        | 7,0        | 13,4       | 11,6      |
| Aldingen         | 36,5       | 21,2       | 28,3       | 18,0      | 7,1         | 1,9        | 2,4        | 2,2       | 1,0        | 0,6        | 2,4        | 1,7       |
| Asperg           | 4,8        | 2,3        | 2,6        | 2,1       | 8,4         | 2,7        | 3,8        | 2,2       | 2,4        | 2,9        | 4,5        | 4,1       |
| Beihingen        | 23,5       | 12,2       | 11,2       | 11,1      | 4,2         | 0,5        | 1,1        | 0,9       | 2,2        | 1,4        | 2,5        | 2,8       |
| Benningen        | 12,5       | 6,2        | 6,2        | 5,4       | 6,8         | 1,3        | 1,5        | 2,8       | 0,1        | 0,4        | 1,1        | 1,1       |
| Bissingen        | 15,6       | 7,4        | 9,2        | 6,8       | 7,7         | 3,8        | 6,6        | 3,7       | 1,4        | 1,8        | 2,2        | 1,3       |
| Geisingen        | 18,0       | 9,0        | 14,5       | 12,1      | 1,2         | 1,4        | 1,2        | 0,7       | 0,5        | 1,4        | 0,9        | 1,4       |
| Heutingsheim     | 21,7       | 14,5       | 16,8       | 11,5      | 4,4         | 1,3        | 1,7        | 2,1       | 0,4        | 1,9        | 2,6        | 0,5       |
| Kornwestheim     | 7,6        | 4,2        | 4,6        | 3,9       | 12,1        | 4,5        | 5,5        | 3,9       | 1,5        | 2,1        | 4,0        | 3,4       |
| Markgröningen    | 27,5       | 19,5       | 21,0       | 16,6      | 7,8         | 3,9        | 4,6        | 2,5       | 3,6        | 4,6        | 6,0        | 5,2       |
| Möglingen        | 54,8       | 36,0       | 46,7       | 39,9      | 4,2         | 2,7        | 2,2        | 1,2       | 0,3        | 1,6        | 3,9        | 4,8       |
| Neckargröningen  | 44,1       | 28,0       | 51,3       | 26,7      | 7,5         | 1,6        | 1,6        | 1,4       | 0,7        | 0,8        | 1,5        | 1,8       |
| Neckarweihiingen | 25,0       | 17,2       | 17,8       | 16,6      | 2,5         | 1,0        | 1,7        | 2,2       | 0,3        | 0,5        | 1,4        | 1,9       |
| Poppenweiler     | 46,7       | 30,4       | 35,2       | 29,5      | 2,5         | 0,4        | 1,2        | 1,1       | 0,6        | 1,3        | 2,5        | 1,7       |
| Schwieberdingen  | 65,6       | 43,1       | 49,0       | 36,2      | 2,5         | 0,8        | 1,2        | 0,3       | 0,9        | 1,6        | 2,5        | 2,3       |
| Stammheim        | 3,8        | 2,3        | 2,4        | 1,6       | 9,9         | 3,3        | 2,8        | 2,1       | 1,7        | 2,5        | 1,5        | 1,7       |
| Tamm             | 29,3       | 19,8       | 20,5       | 18,8      | 4,3         | 1,6        | 3,1        | 1,2       | 2,4        | 2,1        | 3,6        | 5,0       |
| Oberamt LB       | 9,7        | 7,2        | 8,3        | 6,9       | 11,7        | 4,0        | 5,9        | 3,3       | 3,7        | 4,4        | 7,9        | 6,9       |
| Württemberg      | 12,8       | 6,9        | 8,0        | 5,3       | 9,7         | 3,3        | 4,5        | 2,9       | 3,9        | 4,0        | 5,3        | 5,1       |
| Reich            |            |            |            |           | 8,5         | 2,2        | 2,8        | 1,9       | 7,0        | 6,2        | 8,8        | 8,0       |

\* Bauern- und Weingärtnerbund

*Ergebnisse der Reichstagswahlen 1930-1933 im Oberamt Ludwigsburg.  
Angaben in Prozent der gültigen Stimmen.*

zweite Wähler entweder für die radikale Rechte oder die extreme Linke.<sup>142</sup> Die NSDAP, die 1930 noch bei 9 % gelegen hatte, kam bei der Wahl am 31. Juli auf 32,3 %, fiel aber am 6. November auf 24 % zurück. Die Kommunisten erhielten bei der ersten Wahl 16,5 % und im November 21,4 %. Für die SPD, die 1930 mit 30,3 % alle anderen Parteien noch weit hinter sich gelassen hatte, stimmten im Juli noch 24,3 % und im November nur noch 20,6 % der Wähler. Bei der Juli-Wahl waren Hochburgen der Nazis, mit Stimmenanteilen zwischen 35 und 40 %, die Städte Ludwigsburg (39 %) und Asperg (35 %) sowie die Gemeinde Tamm (39 %). Ihr bestes Ergebnis erzielten sie mit 45 % in Neckargröningen, also ausgerechnet in dem Ort, der die niedrigste Arbeitslosenquote im gesamten Oberamtsbezirk aufwies. Bei der Wahl am 6. November kam die NSDAP allerdings nur noch in Asperg ganz knapp über 30 %, während die KPD in sechs Bezirksorten zwischen 30 und 40 % der Wähler für sich gewinnen konnte und in Geisingen sogar einen Stimmenanteil von 53,6 % verzeichnete.

Bereits im Sommer 1930 hatte Heinrich Burkhardt, der Schultheiß von Roßwag bei Vaihingen, zu seinen Gemeinderäten gesagt: »Die Fruchtlosigkeit der Arbeit der Parlamente erfüllt jeden denkenden Staatsbürger mit ernster Sorge. Man braucht nicht Pessimist oder politisch extrem eingestellt sein, um nachgerade zu der Überzeugung zu kommen, dass ein Ausweg aus unseren zerfahrenen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen mit parlamentarischen Mitteln nicht mehr zu finden ist.«<sup>143</sup> Der Schultheiß des kleinen Bauern- und Weingärtnerdorfes sollte leider Recht behalten.

### Anmerkungen

- 1 Statistisches Handbuch für Württemberg, 23. Ausgabe, Jahrgang 1914 bis 1921, Stuttgart 1923, S. 15.
- 2 Nach der unter König Friedrich um 1810 vollzogenen Neuorganisation der württembergischen Oberämter waren es ursprünglich 22 Städte und Gemeinden gewesen: Ludwigsburg, Aldingen, Asperg, Beihingen, Benningen, Bissingen, Eglosheim, Geisingen, Heutingsheim, Hoheneck, Kornwestheim, Markgröningen, Möglingen, Neckargröningen, Neckarweihsingen, Oßweil, Pflugfelden, Poppenweiler, Schwieberdingen, Stammheim, Tamm und Zuffenhausen. Durch die Eingemeindungen von Eglosheim (1901) und Pflugfelden (1903) nach Ludwigsburg hatte sich die Zahl der selbständigen Städte und Gemeinden auf 20 verringert.
- 3 Statistisches Handbuch 1923 (wie Anm. 1) S. 16.
- 4 Statistisches Handbuch für Württemberg, 24. Ausgabe, Jahrgang 1922 bis 1926, Stuttgart 1928, S. 18 und 22.
- 5 Württembergische Gemeinde- und Bezirksstatistik 1933, Stuttgart 1935, S. 90.
- 6 Statistisches Handbuch für Württemberg, 25. Ausgabe, Jahrgang 1927 bis 1933, Stuttgart 1937, S. 21.
- 7 Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksamter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg, Stuttgart 1996, S. 24.
- 8 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) F 181 III Bü 503.
- 9 In den Gesetzestexten wurde allerdings immer streng zwischen dem Oberamt als Behörde und dem Bezirk des Oberamts unterschieden. Hingegen haben zum Beispiel die bekannten Oberamtsbeschreibungen auf diese Unterscheidung zumindest im Titel verzichtet (»Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg« und nicht, was eigentlich korrekt gewesen wäre, »Beschreibung des Oberamtsbezirks Ludwigsburg«).



- 10 Die Bezirksordnung vom 28. Juli 1906 ist abgedruckt im Regierungsblatt für das Königreich Württemberg 1906, S. 442-497. Sie trat zum 1. Dezember 1907 in Kraft.
- 11 StAL F 181 III Bü 521.
- 12 Die 1919 beschlossene Vergrößerung der Bezirksräte auf acht Mitglieder wurde 1924 wieder zurückgenommen; Regierungsblatt 1919, S. 321, und Regierungsblatt 1924, S. 195.
- 13 Regierungsblatt 1924, S. 196.
- 14 Kreisarchiv Ludwigsburg (KrALB), Amtsversammlungsprotokolle 17. November 1924, 18. Mai 1926, 27. September 1929.
- 15 Friedrich Siller blieb auch nach seinem 1930 erfolgten Eintritt in den Ruhestand Mitglied des Bezirksamts.
- 16 Von 1924 bis 1931 war Knorpp stellvertretendes Mitglied des Bezirksamts.
- 17 Otto Mayer: Deutsches Verwaltungsrecht, Bd. 1, 3. Auflage, Berlin 1924, S. VI.
- 18 StAL F 181 II Bd. 20, Bezirksamtsprotokoll 30. November 1918.
- 19 Im Oberamt Ludwigsburg wurden noch bis Mitte Dezember 1923 Mehl- und Brotmarken ausgegeben; StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksamtsprotokoll 10. Dezember 1923.
- 20 So wies zum Beispiel die Rechnung des Kommunalverbands Ludwigsburg für 1915/16 bei der Selbstwirtschaft mit Getreide einen Überschuss von fast 41 000 Mark aus; StAL F 181 II Bd. 19, Bezirksamtsprotokoll 15. Dezember 1916.
- 21 »Gesetz betreffend die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften« vom 28. Februar 1888; Reichsgesetzblatt 1888, S. 59-61.
- 22 Im Protokoll der Bezirksamtsratssitzung vom 30. November 1918 (StAL F 181 II Bd. 20) heißt es: »In einem Erlass des Reichskanzlers (Reichsamt des Innern) vom 13. Juli 1917 ist u. a. ausgeführt, dass mehrfachen Anträgen von Lieferungsverbänden [Amtskörperschaften] auf Erstattung von Zinsen, die ihnen durch die Beschaffung der notwendigen Gelder für Zahlung der reichsgesetzlichen Familienunterstützungen erwachsen sind, nicht habe entsprochen werden können. Der Anspruch finde im Wortlaut des Gesetzes (§ 12 des Familienunterstützungsgesetzes vom 28.2.1888 bzw. 4.8.1914) keine Stütze. Es könnte sich also bei Übernahme der Zinspflicht durch das Reich nur um eine freiwillige Leistung handeln. Ob das Reich zu dieser bereit sein werde, darüber könne z. Zt. keine Erklärung abgegeben werden. Die Entscheidung werde von der künftigen Gestaltung der Reichsfinanzen abhängig gemacht werden müssen.«
- 23 StAL F 181 II Bd. 20, Bezirksamtsprotokoll 1. März 1919.
- 24 StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksamtsprotokoll 25. Januar 1922.
- 25 StAL F 181 II Bd. 20, Bezirksamtsprotokoll 7. Dezember 1921.
- 26 StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksamtsprotokoll 1. November 1922.
- 27 StAL F 181 III Bü 466.
- 28 StAL F 181 III Bü 525.
- 29 StAL F 181 II Bd. 20, Bezirksamtsprotokolle 10. Dezember 1919 und 2. Februar 1920. In vielen anderen Oberämtern sind die Amtskörperschaften in den frühen 1920er Jahren auch Träger der Jugendämter geworden. In Ludwigsburg hingegen blieb das Jugendamt noch lange Zeit eine städtische Einrichtung, zu deren Unterhaltung die Stadt Ludwigsburg und die übrigen Gemeinden des Oberamtsbezirks einen besonderen Zweckverband gebildet hatten. Erst 1936 wurden die Aufgaben des Jugendamts vom Kreisverband übernommen; StAL F 181 II Bd. 34, Kreisratsprotokoll 16. Juni 1936.
- 30 Besigheim, Bietigheim, Erligheim, Freudental, Großingersheim, Hessigheim, Kleiningersheim, Löchgau, Metterzimmern und Walheim.
- 31 StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksamtsprotokolle 8. April 1927 und 12. Dezember 1927; »Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung« vom 16. Juli 1927, Reichsgesetzblatt 1927, S. 187-220.
- 32 Größte Einzelspende waren 50 000 Mark von der Firma Siegle, Schuhfabriken AG in Kornwestheim; StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksamtsprotokoll 7. Juli 1922.
- 33 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 14. Juni 1922.
- 34 Das von den Süddeutschen Karosseriewerken Schebera AG in Heilbronn produzierte Fahrzeug kostete 785 000 Mark; StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksamtsprotokoll 20. Oktober 1922.
- 35 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 5. Oktober 1925.

- 36 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 19. September 1928.
- 37 Zu den Finanzbeziehungen zwischen Reich, Land, Amtskörperschaften und Gemeinden vgl. Eugen Frick: *Finanzielle Grundlagen*, in: *Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg* Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 57-102.
- 38 *Regierungsblatt* 1923, S. 317 f.
- 39 StAL F 181 III Bü 467.
- 40 Ebd.
- 41 Gemäß § 18 des Kraftfahrzeugsteuergesetzes vom 8. April 1922 wurde die Hälfte des Ertrags dieser Reichssteuer den Ländern überwiesen; *Reichsgesetzblatt* 1922, S. 396 ff.
- 42 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 5. Oktober 1925. Diese Forderung wurde dann 14 Jahre später erfüllt: Das »Gesetz über den Finanz- und Lastenausgleich zwischen dem Land und den Gemeinden« (Finanzausgleichsgesetz) vom 15. Mai 1939 bestimmte in Artikel 8, dass die Stadt- und Landkreise »als Träger der Straßenbaulast für die Landstraßen II. Ordnung« 20 Prozent des Gesamtlandesanteils an der Kfz-Steuer erhalten; *Regierungsblatt* 1939, S. 62.
- 43 Thomas Schulz: *Vom Privatkrankenhaus zum Kreiskrankenhaus. Das Krankenhauswesen in Ludwigsburg bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, in: *Hie gut Württemberg* 40 (1988) S. 28 f.
- 44 StAL F 181 II Bd. 18, Bezirksratsprotokoll 31. Oktober 1914.
- 45 StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksratsprotokoll 17. September 1924.
- 46 Ebd., Bezirksratsprotokoll 2. März 1925.
- 47 Ebd., Bezirksratsprotokoll 22. Mai 1925.
- 48 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 5. Oktober 1925.
- 49 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 3. Mai 1927.
- 50 StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksratsprotokoll 2. Dezember 1925.
- 51 StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksratsprotokolle 9. Februar 1926 und 25. März 1926.
- 52 Ebd., Bezirksratsprotokoll 25. März 1926.
- 53 Ebd., Bezirksratsprotokoll 20. April 1926.
- 54 Ebd., Bezirksratsprotokoll 7. Juni 1926.
- 55 Ebd., Bezirksratsprotokoll 2. Dezember 1926.
- 56 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 3. Mai 1927.
- 57 StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksratsprotokoll 14. April 1927.
- 58 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 3. Mai 1927.
- 59 StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksratsprotokoll 2. Juni 1927.
- 60 Ebd., Bezirksratsprotokoll 28. Juni 1927.
- 61 Ebd., Bezirksratsprotokoll 16. September 1927.
- 62 Ebd., Bezirksratsprotokoll 31. Oktober 1927.
- 63 StAL F 181 III Bü 532.
- 64 Amtsvorsteher (wie Anm. 7) S. 234.
- 65 Seit der Eröffnung des Krankenhauses 1903 versahen Olgaschwestern den Pflegedienst. 1937 wurden sie von freien Schwestern abgelöst; StAL F 181 II Bd. 34, Kreisratsprotokoll 13. April 1937. Das männliche Pflegepersonal bestand bis 1914 und dann wieder ab 1921 aus Lehrbrüdern von der Karlsruhöhe; StAL F 181 II Bd. 20, Bezirksratsprotokoll 25. April 1921.
- 66 StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksratsprotokolle 30. August und 29. November 1929.
- 67 Ebd., Bezirksratsprotokoll 7. März 1930.
- 68 Ebd., Bezirksratsprotokoll 28. März 1930.
- 69 Ebd., Bezirksratsprotokoll 30. Dezember 1927.
- 70 *Statistisches Handbuch* 1928 (wie Anm. 4) S. 68 und *Statistisches Handbuch* 1937 (wie Anm. 6) S. 69.
- 71 StAL F 181 II Bd. 34, Kreisratsprotokoll 17. Januar 1935.
- 72 *Statistisches Handbuch* 1937 (wie Anm. 6) S. 12.
- 73 KrALB, Kreisratsprotokoll 3. Mai 1937. Die Zahl der Verpflegungstage ging zwischen 1930 und 1935 von 96 000 auf 62 000 zurück; StAL F 181 II Bd. 34, Kreisratsprotokoll 13. April 1937. Dass dieser Rückgang unmittelbar mit dem Ausscheiden Zuffenhausens aus dem Oberamtsbezirk zusammenhing, belegt unter anderem auch die Statistik für alle württembergischen Krankenhäuser, die für die Jahre 1931 bis 1935 einen leichten Zuwachs bei der Zahl der Verpflegungstage verzeichnet; *Statistisches Handbuch* 1937 (wie Anm. 6) S. 239.

- 74 StAL F 181 II Bd. 34, Kreisratsprotokoll 18. Februar 1937. Im Juli 1936 wurde konstatiert, dass die AOK »ihre Versicherten nur in den dringendsten Fällen und meist für sehr kurze Zeit einweist«; KrALB, Kreistagsprotokoll 17. Juli 1936.
- 75 KrALB, Kreistagsprotokoll 3. Mai 1937.
- 76 Vgl. hierzu Adolf Heller: Die wirtschaftlichen Verhältnisse, in: Ludwigsburg und das Land um den Asperg, hrsg. von Oskar Paret, Ludwigsburg 1934, S. 225-280, hier S. 267 f.
- 77 StAL F 181 II Bde. 21 und 22, Bezirksratsprotokolle (passim).
- 78 Eduard Theiner: Als Ludwigsburg gleislos fuhr. Die Oberleitungsbahnen nach Aldingen und Hoheneck 1910-1926, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 54 (2000) S. 151-173, hier S. 158.
- 79 Die Regelung, dass die Amtskörperschaft den Gemeinden bei »neuen Straßenanlagen als auch Korrekturen von Nachbarschaftsstraßen« ein Drittel der Baukosten erstattete, war seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Observanz und galt seit 1904 statutarisch; KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 4. Juni 1904. Angaben zur Länge der Nachbarschaftsstraßen und die Verteilung der Baulast zwischen der Amtskörperschaft und den Gemeinden aus StAL F 181 II Bd. 34, Kreisratsprotokoll 22. August 1935.
- 80 KrALB, Amtsversammlungsprotokoll 18. Mai 1926.
- 81 Heller (wie Anm. 76) S. 271; vgl. auch die Bemerkungen zum »Voranschlag für die Straßenbauverwaltung der Amtskörperschaft Ludwigsburg im Rechnungsjahr 1931« in StAL F 181 III Bü 523.
- 82 Statistisches Handbuch 1937 (wie Anm. 6) S. 186.
- 83 Heller (wie Anm. 76) S. 271.
- 84 KrALB, Kreistagsprotokoll 3. Mai 1937.
- 85 StAL F 181 III Bü 860; vgl. auch Eberhard Pfeil: Die Straßenbahn nach Kornwestheim, in: Kornwestheimer Geschichtsblätter 14 (2004) S. 28-35.
- 86 Detaillierte Angaben hierzu bei Pfeil (wie Anm. 85) S. 29.
- 87 StAL F 181 III Bü 860, Schreiben vom 5. Juli 1928.
- 88 Ebd.
- 89 StAL F 181 III Bü 860, Neues Tagblatt 24. August 1924.
- 90 Die Reichsbahn hatte die seinerzeit wiederholt gemachte Anregung, zwischen Kornwestheim und Ludwigsburg einen zusätzlichen Haltepunkt einzurichten, stets mit der Begründung abgelehnt, dass dies zu einer von niemandem gewünschten Verlängerung der Fahrzeiten von und nach Ludwigsburg führen würde.
- 91 StAL F 181 III Bü 860, Neues Tagblatt 22. August 1928; StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksratsprotokoll 21. August 1928.
- 92 StAL F 181 III Bü 860, Protokoll vom 19. Februar 1929.
- 93 Pfeil (wie Anm. 85) S. 33.
- 94 StAL F 181 III Bü 860, Protokoll vom 19. Februar 1929.
- 95 Andreas M. Rantzsch: Stuttgart und seine Eisenbahnen. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Raum Stuttgart, Heidenheim 1987, S. 310.
- 96 StAL F 181 II Bd. 22, Bezirksratsprotokoll 18. März 1927.
- 97 Das Darlehen wurde durch eine mit 4,5 Prozent zu verzinsende Geldaufnahme bei der Oberamtssparkasse finanziert; StAL F 181 III Bü 523.
- 98 Regierungsblatt 1929, S. 333 ff.
- 99 StAL F 181 III Bü 526.
- 100 StAL F 181 III Bü 860, Neckar-Post 8. März 1930.
- 101 Ebd., Neues Tagblatt 29. Dezember 1930.
- 102 Die Stuttgarter Presse drehte dieses Argument ins Gegenteil um. Es sei der letzte verzweifelte Versuch, ein unsinniges und in Anbetracht eines erwarteten Betriebsdefizits von jährlich 350 000 Mark wirtschaftlich nicht vertretbares Projekt doch noch zu retten. Am 10. Februar 1931 schrieb das »Neue Tagblatt«: »Das einzige, womit man die Bahn vor der Öffentlichkeit entschuldigen zu können glaubt, ist die Aussicht, dass Arbeitslose daran beschäftigt würden. Das ist jedoch die teuerste und verkehrteste Art, Sozialpolitik zu treiben. Wer ein unnötiges Werk unternimmt, um Arbeitslose zu beschäftigen, der schafft dadurch viel mehr neue Arbeitslose bei denen, die die Kosten zahlen müssen.«
- 103 StAL F 181 III Bü 526, Schreiben vom 5. Mai 1931.

- 104 Ebd., Kornwestheimer Zeitung 8. Juni 1931.
- 105 KrALB, Amtsversammlungprotokoll 6. August 1932.
- 106 StAL F 181 III Bü 860. Wenigstens ein kleiner Teil der Pläne wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von der Stuttgarter Straßenbahnen AG wieder aufgegriffen und dann auch realisiert. Die am 13. Mai 1950 eröffnete Straßenbahnverbindung von Zuffenhausen nach Stammheim war die erste Neubaustrecke in der Nachkriegsgeschichte der SSB.
- 107 KrALB, Amtsversammlungprotokoll 18. März 1931; StAL F 181 II Bd. 23, Bezirksratsprotokoll 4. März 1932.
- 108 Rantzsch (wie Anm. 95) S. 310 f.
- 109 Zur Finanzierung der Kosten für die Elektrifizierung trug die Amtskörperschaft Ludwigsburg, wie schon beim viergleisigen Ausbau der Strecke Stuttgart-Ludwigsburg, durch die Gewährung eines Darlehens bei. In langwierigen Verhandlungen gelang es, die ursprünglich geforderte Darlehenssumme (400 000 Mark) zu halbieren. Der Versuch, die Hingabe des Darlehens von der Genehmigung für eine Buslinie zwischen Ludwigsburg und Kornwestheim abhängig zu machen, scheiterte jedoch; StAL F 181 III Bü 826.
- 110 Vgl. hierzu Paul Sauer: Die Kreisreform der zwanziger und dreißiger Jahre in Württemberg, in: Landkreisnachrichten Baden-Württemberg 27 (1988) S. 127-132; Wolfram Angerbauer: Vom Oberamt zum Landkreis Heilbronn. Der lange Weg zur Kreisreform am Beispiel des württembergischen Unterlandes, Heilbronn 1988; Karl Moersch: Der Größte war's im ganzen Land. Anmerkungen zur fünfzigjährigen Geschichte des Kreises Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 43 (1989) S. 111-126.
- 111 Hermann Schick: Werden und Vergehen des Oberamts Marbach, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 53 (1999) S. 133-152, bes. S. 144 ff.
- 112 Zu Vaihingen vgl. die Akten im KrALB, VAI 010.11 und HStAS E 130b Bü 995.
- 113 Gutachten des Reichssparkommissars über die Landesverwaltung Württembergs, Stuttgart 1930 (Exemplar in der Landesbibliothek Stuttgart, Signatur AHa 34).
- 114 In dem Gutachten heißt es hierzu (Anlagenband zu § 3, S. 15): »Durch die weite Ausdehnung des Bezirks nach Westen hin, wie sie durch den Verlauf der Landesgrenze notwendig wird, ist die Stadt Ludwigsburg, die größte Stadt des Bezirks, an die südöstliche Peripherie gerückt. Sie würde daher, wenn sie Oberamtsstadt des neuen Bezirks würde, von dem gesamten westlichen Teil des Bezirks weiter abgelegen sein, als es auch unter heutigen Verkehrsverhältnissen für eine Oberamtsstadt angemessen erscheint. [...] Vor allen übrigen Gemeinden des Bezirks würde die Stadt Bietigheim als Oberamtsstadt des neuen Bezirks den Vorzug haben, dass sie der ausgesprochene Verkehrsmittelpunkt des gesamten Bezirksgebiets ist.«
- 115 KrALB, Amtsversammlungprotokoll 12. Mai 1930.
- 116 Sauer (wie Anm. 110) S. 129 f.
- 117 Vgl. Paul Sauer: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Ulm 1975, S. 115 ff.; zu Ludwigsburg Moersch (wie Anm. 110).
- 118 1922 Obertürkheim, Hedelfingen, Kaltental und Botnang, 1929 Hofen.
- 119 StAL F 181 III Bü 522, Ludwigsburger Zeitung 11. Oktober 1929 (Bericht über eine Gemeinderatssitzung in Neckargröningen am 27. September 1929).
- 120 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 2, Ludwigsburg 2004, S. 223.
- 121 StAL F 181 II Bd. 21, Bezirksratsprotokoll 16. Juli 1923.
- 122 Zu den Hintergründen vgl. Frank Raberg: Zuffenhausen zwischen Reichsgründung und NS-Diktatur (1871-1931), in: Zuffenhausen. Dorf, Stadt, Stadtbezirk, hrsg. von Albrecht Gühring, Stuttgart 2004, S. 339-410, bes. S. 394 ff.
- 123 KrALB, Amtsversammlungprotokoll 27. September 1929.
- 124 Raberg (wie Anm. 122) S. 396.
- 125 StAL F 181 II Bd. 23, Bezirksratsprotokoll 17. März 1931; KrALB, Amtsversammlungprotokoll 18. März 1931.
- 126 Regierungsblatt 1931, S. 228.
- 127 Willi A. Boelcke: Kornwestheim. Vom Alemannendorf zur Industriestadt, Kornwestheim 1972, S. 95, 160.
- 128 Manfred Scheck: Unter dem Diktat der Weltgeschichte. Vaihingen im 20. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Vaihingen an der Enz, Vaihingen 2001, S. 457-634, hier S. 492.

- 129 Thomas Schnabel: Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46, Stuttgart 1986, S. 148 ff.
- 130 StAL F 181 III Bü 523.
- 131 Georg Fiesel (1880-1962) war von 1907 bis 1923 Schultheiß in Aldingen, von Januar 1924 bis Oktober 1936 Vorstand des Bezirkswohlfahrtsamtes und anschließend bis 1945 Verwaltungsdirektor des Kreiskrankenhauses Ludwigsburg.
- 132 StAL F 181 III Bü 523, Schreiben 24. November 1931.
- 133 Ebd., Schreiben 10. Februar 1932.
- 134 StAL F 181 II Bd. 23, Bezirksratsprotokoll 12. Februar 1932.
- 135 KrALB, Amtsversammlungprotokoll 6. August 1932.
- 136 Beispiel: Oberamtsbaumeister Fränkel hatte 1928 ein Gehalt von 9333 RM. 1929 waren es 8868 RM, 1930 8779 RM, 1931 8336 RM und 1932 7096 RM; StAL F 181 III Bü 523 und 524.
- 137 KrALB, Amtsversammlungprotokoll 6. August 1932.
- 138 Die vom Statistischen Landesamt veröffentlichten Zahlen bezogen sich immer auf den Bezirk des Arbeitsamts Ludwigsburg, der wesentlich umfassender war als der des Oberamts Ludwigsburg; vgl. zum Beispiel Statistisches Handbuch 1937 (wie Anm. 6) S. 165.
- 139 Gemeinde- und Bezirksstatistik (wie Anm. 5) S. 90 f.
- 140 Ebd. S. 206.
- 141 Ebd. S. 90 f.
- 142 Ergebnisse der Reichstagswahlen von 1930 und 1932, jeweils aufgeschlüsselt nach den einzelnen Städten und Gemeinden des Oberamtsbezirks, in StAL F 181 III Bü 18.
- 143 StAL F 181 III Bü 522, Enzbote 23. Juni 1930.





# 50 Jahre Marbacher Stadtteil Hörnle

von Albrecht Gühring

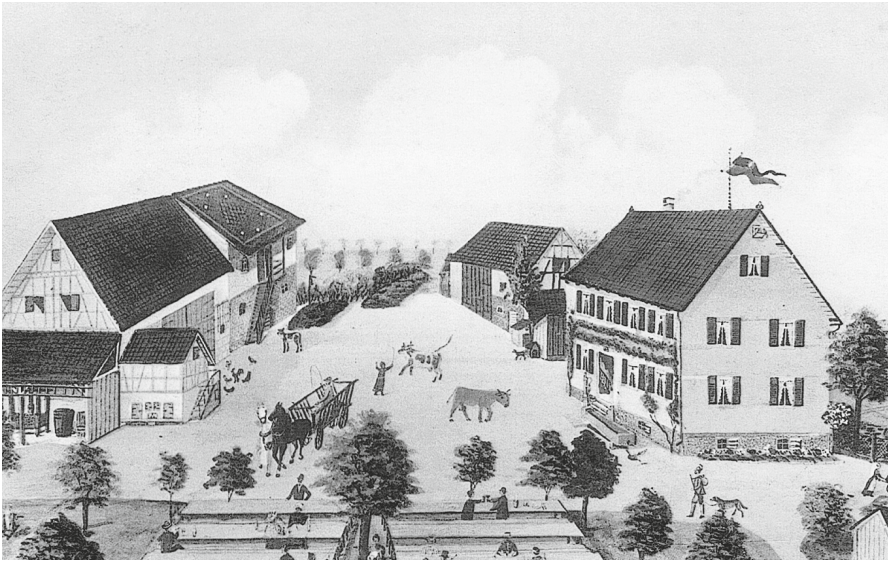
»Eine Stadt mitten im Grünen inmitten eines herrlichen, weiten Naturparks mit reiner, himmlisch duftender Luft. Ideal für alle, die der Großstadt mit ihrer verpesteten Luft und ihrem hektischen Getriebe entfliehen wollen.« Dieses Zitat beschreibt recht gut die Wohnverhältnisse im Marbacher Stadtteil Hörnle, stammt aber aus dem Asterix-Comic-Heft »Die Trabantenstadt«. Und tatsächlich bezeichnete die Marbacher Zeitung vom 15. April 1967 das Hörnle als »Die Trabantenstadt von Marbach«.

Das Gelände, auf dem der Stadtteil Hörnle entstand, gehörte zum Makenhof, dessen Gebäude heute noch erhalten sind. Der anfänglich rund 40 ha große Bauernhof wurde 1880 durch den Marbacher Bürger Johann Gottlieb Mak (auch Mack geschrieben) und seine Ehefrau Friederike erbaut. Die Güter lagen jedoch nur zu einem kleineren Teil auf Marbacher Markung, der Großteil mitsamt den Gebäuden gehörte zu der damals noch selbständigen Gemeinde Neckarweihingen. Der Hof konnte übrigens nur durch einen eigens dafür angelegten Weg vom Neckartal aus erreicht werden. Marbach hatte damals rund 2300 Einwohner. Allein das Hörnle sollte 80 Jahre später über 2000 Menschen beherbergen.

Der Sohn des Hofgründers, Hermann Mak, starb 1959. Zu diesem Zeitpunkt war ein Großteil der Güter bereits für den Bau des Stadtteils Hörnle verkauft worden. Den Rest des Hofes verkauften die Erben Maks zwischen 1963 und 1965 an die Württembergische Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft-Raiffeisen, die dort einen Versuchs- und Demonstrationshof zur Prüfung und Weiterentwicklung von Betriebsmitteln und Produktionsverfahren einrichtete, der 1975 aufgegeben wurde.

Inzwischen hatte der Hof auch einige Jahre zur Marbacher Markung gehört, denn 1941 war das Neckarweihinger Gewann Lachenwiesen, auf dem auch der Hörnleswald und der Makenhof standen, als Ausgleich für die Auflösung des Oberamts Marbach 1938 nach Marbach umgemeindet worden. Entscheidend hierfür war der Bau des neuen Kraftwerks in den Lachenwiesen gewesen, weshalb schon im Mai 1945 im Rahmen der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts Rückgliederungsforderungen von Neckarweihingen geltend gemacht wurden. Die Einigung brachte Neckarweihingen 1948 die Rückgliederung von 47 der 107 ha mit dem Makenhof und dem Großteil des Hörnleswaldes, hingegen verblieben ein Teil des Waldes und das Kraftwerk bei Marbach. Zudem erhielt Neckarweihingen auf 25 Jahre 37,5 % der Gewerbesteuer aus dem Kraftwerk. Fast zeitgleich mit dem Ende dieser Zahlungen im Jahr 1973 erfolgte dann die Eingemeindung nach Ludwigsburg.

Das Hörnle-Gelände war aufgrund seiner Geschlossenheit schon bald attraktives Siedlungsland geworden. Im Gegensatz zu Marbach-Süd, das damals auch für eine Bebauung zur Debatte stand, musste man beim Hörnle nur mit wenigen Grundbesitzern verhandeln. Schon 1952 gab es erste Bauabsichten durch die Rohkostvegetarische Religionsgemeinschaft der Mazdaznaner. Ein Jahr später erkundigte sich die Energieversorgung Schwaben (EVS) nach Baugelände für Werksangehörige. Anscheinend war sogar eine FKK-Vereinigung an diesem abgelegenen Gelände ernsthaft



*Ansichtskarte des Ausflugslokals Makenhof um 1910.*

interessiert. Abschreckend waren jedoch von Anfang an die damals noch stadtferne Lage und die hohen Erschließungskosten.

Etwaigen Bauabsichten wollte der Gemeinderat nicht grundsätzlich entgegenreten, jedoch sollte die Bebauung nur nach einem einheitlich geschlossenen Konzept erfolgen. Am 8. Januar 1957 stimmte er daher in einer »nichtöffentlichen Sondersitzung«, über die erstaunlich öffentlich in der Presse berichtet wurde, der geplanten Siedlung mit ca. 375 Wohneinheiten im Gewann Hörnle, einem Geländeteil des Makenhofs, zu. Die geplante Bevölkerung von ca. 1500 Menschen wurde mit einem mittleren Dorf verglichen. Die Bebauung sollte »im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten so schnell wie möglich erfolgen«. Der namentlich nicht genannte Bauträger machte jedoch deutlich, dass »kein Spatenstich ohne hundertprozentige Finanzierung« erfolgen würde.

Es handelte sich um die Firma Dr. Koppe & Co. in Mainz, der es im Februar und Mai 1957 gelang, mit Hermann Mak und dessen Ehefrau Kaufverträge über 9,14 ha abzuschließen. Ein entscheidender Schritt war die Zustimmung des Bauerngerichts in Ludwigsburg, denn keiner der Landwirte war natürlich über den Verlust von Ackerland glücklich. Der zweitgrößte Grundherr war der vor einigen Jahren verstorbene Hans Volz, dem nach eigener Aussage »das Haus eingelaufen« wurde, damit er verkaufe, denn nur mit seinem Land war das Projekt realisierbar. Immerhin wurden anstelle der damals üblichen 80 Pfennig pro Quadratmeter Ackerland 3,50 DM geboten. Der Boden war äußerst lehmig, so Hans Volz, so dass sich sein Onkel mit dem Gedanken getragen hatte, dort eine Ziegelei einzurichten.

In den Rahmen geschlossen gebauter Wohnsiedlungen passte die Eröffnung des Hansviertels in Berlin am 6. Juli 1957, eines sozialen Wohnungsbauprojekts von renommierten Architekten. Die Siedlung bildete den Mittelpunkt der zugleich eröffneten internationalen Bauausstellung im Berliner Bezirk Tiergarten, bei der

auch das – heute leider verschollene – Modell der Marbacher Siedlung Hörnle gezeigt wurde. Das Hansaviertel bestand aus viergeschossigen Stahlbetonbauten für 5000 Menschen mit technischen Neuerungen wie Müllschlucker, Hausteleson und Fernheizung.

Das Projekt Hansaviertel leitete mit dem Bekenntnis zum technischen Fortschritt eine Wende in der westdeutschen Architektur der 50er Jahre ein, die auch den Bau der Siedlung Hörnle möglich machte. Zuvor war von der Mehrheit der deutschen Architekten internationale zeitgenössische Architektur abgelehnt worden mit der Begründung, sie stehe unter dem Einfluss des »Amerikanismus« und sei »monoton«.

Keine zwei Wochen nach Eröffnung dieser Ausstellung stimmte der Marbacher Gemeinderat in öffentlicher Sitzung am 16. Juli 1957 dem Bebauungsplan im »Hörnle« endgültig zu, und zwar ohne Zwangsenteignung. Nachdem zuerst der Eichgraben als Hauptzufahrtsstraße geplant war, war es jetzt der »Feldweg Nr. 85« von der Poppenweiler Straße her.

Nach dem Bebauungsplan sollte »unkontrolliertes Bauen« in der geschlossenen geplanten Siedlung Hörnle durch strenge Vorschriften vermieden werden. Dadurch sollte »vor allem auch die landschaftlich schöne Lage erhalten bleiben«. Der Vorschriftenkatalog enthielt aber auch zum Beispiel das Verbot, Wäsche auf dem Balkon zu trocknen, denn »dadurch würde vor allem in den Hochhäusern ein recht unschönes Bild entstehen«.

Inzwischen war in der Planung vorgesehen, rund 2000 Menschen in 311 Wohneinheiten im Reihenaub, drei Turmhäusern mit hundert Wohnungen sowie in 159 Mietwohnungen unterzubringen. Die reinen Baukosten wurden auf 17 Millionen DM beziffert. Für damalige Verhältnisse war dies eine Menge Geld; ein Vierteljahrhundert später reichte diese Summe dann gerade noch aus, um ein Großprojekt wie das Marbacher Seniorenstift zu finanzieren. Die geplanten sog. Kaufeigenheime, die übrigens der Siedlung ihren ersten Namen als »Eigenheimsiedlung Makenhof« gaben, wurden in der Presse mit einem serienmäßig hergestellten Auto verglichen.

Das durchschnittliche Mittelreihenhaus »Haustyp R« sollte 34 400 DM bei 8400 DM Eigenkapital kosten. Die monatliche Belastung wurde auf 145 DM beziffert. Ein solches Haus hatte fünf Zimmer mit Küche, WC und Bad, die Wohnfläche betrug 80,84 Quadratmeter. Aber auch die Mietpreise von 1,35 DM pro Quadratmeter muten für heutige Verhältnisse traumhaft an. Zum Vergleich einige andere Preise des Jahres 1957: Einen Liter Wein konnte man für weniger als zwei Mark erwerben, hingegen kostete ein Pfund Kaffee fast 10 Mark. Die Philipps-Musik-Truhe »Jupiter« mit »Druckstanzentennplattenwechsler« wurde für 568 Mark angeboten.

Die Presse berichtete Ende 1957: »Wer sich heute ein Haus bauen will, muss erst einmal einen aufreibenden Papierkrieg mit den Behörden führen. Dabei wird er jedoch feststellen, dass viele der Vorschriften, die er angeblich zu beachten hat, in Wirklichkeit nur auf dem Papier stehen.« Wenige Zeilen weiter unten lesen wir: »Chancen des Städtebaus sollen genutzt werden.«

Marbach lag also voll im Trend mit der Siedlung Hörnle, deren Bebauungsplan Architekt Richard Gall aus München erstellte. Im Gemeinderatsprotokoll heißt es, die Siedlung habe eine »Sonderstellung als ein in sich abgeschlossener und absonderter Bauteil im Baugesicht der Stadt«. Über die Farbgebung der Gebäude erfahren wir: »Zu vermeiden sind stichige Farbtöne wie grün, violett, blau. Zu empfehlen sind dagegen weißgrau über ocker bis erdbräun.« Bereits in der Bauplanung

war Gelände für die Schule, die Kirche, das Postgebäude sowie für die Kaufläden und die gewerblichen Gebäude vorgesehen.

Der Bau der Turmhäuser war, so die Presse, nicht nur wirtschaftlich begründet, etwa durch bessere Ausnutzung der Grundfläche und der Kanalisation, sondern auch »ästhetisch« bedingt, um Gleichförmigkeit und Eintönigkeit zu vermeiden. Die Turmhäuser sollten zugleich ein Gegengewicht zu dem Kirchturm auf der anderen Seite bilden, der dann jedoch nicht gebaut wurde.

In der Presse wurde diskutiert, warum das Projekt gerade in Marbach realisiert wurde. Die Antwort war: »Es konnte kein anderes Gelände in unserem Land ausfindig gemacht werden, auf dem in so günstiger Lage eine Grundstücksfläche wie hier auf dem Makenhof zur Verfügung stand.« Damit war aber nur die zu überbauende Fläche gemeint, denn das gesamte Gelände mit Grünflächen sollte 16 ha einnehmen. Immerhin fand man es bedauerlich, dass das landwirtschaftliche Gelände seiner bisherigen Nutzung entzogen werde, hingegen wurde die Wohnraumschaffung für rund 550 Familien als ungleich wichtiger angesehen, zumal damals allein im Regierungsbezirk Nordwürttemberg rund 100 000 Wohnungen fehlten.

Die Finanzierung war durch die Deutsche Pfandbriefanstalt Wiesbaden und die Württembergische Landes kreditbank gesichert. 3500 DM zinslose Mittel pro Eigenheim und 2500 DM pro Mietwohnung zahlte das Bundesministerium für Wohnungsbau, da die Siedlung als Demonstrativbauvorhaben galt. Das Land Baden-Württemberg stellte 350 000 DM für den ersten Bauabschnitt zur Verfügung.

Doch entgegen zuversichtlicher Prognosen über einen baldigen Baubeginn verzögerte sich dieser wegen weiterer Kaufverhandlungen um einige Monate, doch man hoffte, dass wenigstens mit dem Bau der Zufahrtstraße oder, bei günstiger Witterung, sogar mit der »Siedlung Makenhof im Gewand Hörnle« selbst noch im Jahr 1957 begonnen werden könne. Besonders der Bauträger Dr. Koppe wollte unbedingt noch im Jahr 1957 mit dem Projekt beginnen. Auch der Name wurde festgelegt. Die Marbacher Zeitung teilte am 21. November 1957 ihren Lesern mit, dass der Gemeinderat beschlossen habe, der neuen Siedlung den Namen »Stadtteil Hörnle« zu geben.

Über die Namensgebung hatte es im Gemeinderat eine »interessante und aufschlussreiche Debatte« gegeben. Es wurde hervorgehoben, dass »entgegen altem Brauche« auf Wunsch des Bauträgers Koppe der Gemeinderat seine Sitzung vorverlegt habe, da ein Name für die Siedlung anlässlich der Grundsteinlegung gebraucht werde. Heimatforscher Eugen Munz und Schüler des Progymnasiums wurden befragt und lehnten beispielsweise »Makenhofsiedlung« ab, da die Besitzerfamilie des Hofes wechseln könne. »Aich« wurde für gut befunden, da der Name für »sumpfiges Gelände durchaus hier zurecht bestünde«. Der Bauträger Dr. Koppe lehnte aber diesen nicht gerade werbewirksamen Vorschlag ab. Weitere Vorschläge der Schüler waren »Neckarblick«, »Schönblick« und »Römerberg«. »Hörnle-Siedlung« sei schlecht, da die Siedlung nach gewisser Zeit in die Gesamtgemeinde aufgehen werde. Heiterkeit erntete der Vorschlag von Stadtrat Fünffinger, das Projekt »Hermann-Zanker-Siedlung« – und somit nach dem amtierenden Bürgermeister – zu nennen. Stadtrat Dr. Gerhard Kopf schlug »Marbach a. N., Stadtteil Hörnle« vor, was auch im Sinne des Bauträgers war. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

So konnte vor 50 Jahren, am 11. Dezember 1957, einem »anfangs etwas freundlichen, hernach recht kühlen Dezembervormittag«, durch Regierungspräsident Dr. Schöneck in Anwesenheit von Landrat Dr. Ebner, Bürgermeister Zanker und fast des gesamten Gemeinderats der Grundstein gelegt werden. Im Bericht der Lokal-



zeitung ist ausdrücklich von einem »symbolischen Beginn« die Rede, denn die eigentlichen Bauarbeiten begannen erst 1958 und der dritte und letzte Bauabschnitt wurde ins Jahr 1960 datiert.

Bürgermeister Zanker, der zwei Monate zuvor die Marbacher Stadthalle eingeweiht hatte, machte in seiner Ansprache deutlich, dass die Realisierung dieses Projekts für eine Stadt mit 7000 Einwohnern nicht leicht sei und zitierte Schiller: »Das Werk ist angefangen, nicht vollendet. Nun Brüder tut uns Mut und Eintracht not.« Der neue Stadtteil sollte in wenigen Jahren über 2000 Einwohner zählen, ebenso viele wie ganz Marbach 100 Jahre zuvor gehabt hatte.

Mitte Januar 1958 wurde mit dem Bau der Zufahrtsstraße und der Kanalisation sowie mit dem Ausheben der Baugruben für die ersten 20 Häuser begonnen. Die Bauarbeiten schritten zügig voran und im März war die Zufahrtsstraße zur Hälfte fertig. Auch die ersten sechs Häuser hatten bereits ihre Außenmauern. Die Verkehrsübergabe der Zufahrtsstraße fand am 2. April 1958 im Rahmen einer kleinen Feier statt.

Im Mai 1958 beschloss der Gemeinderat die ersten Straßennamen, die alle Vorschläge des Architekten waren: Dreibronnenstraße, Heilbronner Straße, Kirchstraße, Mainzer Straße, Makenhofstraße und Stuttgarter Straße sowie Pestalozziplatz. Noch im Juni 1958 konnte das Richtfest des ersten Bauabschnitts mit 99 Eigenheimen und 112 Mietwohnungen begangen werden. Zum 1. Oktober 1958 waren die ersten Häuser bezugsfertig und auch in den darauf folgenden Wochen herrschte reger Betrieb im Hörnle. Anfang Dezember 1958 wohnten bereits 51 Familien mit fast 200 Personen im neuen Stadtteil und endlich war auch der Fußweg von der Schillerhöhe über den Eichgraben begehbar, nachdem die 120 Stufen betoniert waren. Von Anfang an wurde sowohl der mangelnde Zufahrtsweg über den Eichgraben als auch die schlechte Fußgängerverbindung zur Kernstadt bemängelt. Schon in einer Gemeinderatssitzung im Juli 1958 hatte Stadtrat Haaß die sicherlich umstrittene Ansicht vertreten, dass es das einfachste gewesen wäre, wenn man den Eichgraben aufgefüllt und



*Die ersten Häuserzeilen im Robbau, 1958.*

so einen direkten Zugang zur Stadt gehabt hätte. Er glaube, dass dies in 50 Jahren doch soweit sein werde.

Mit Jahresbeginn 1959 verkehrte zehnmal täglich eine Omnibuslinie, aber die Verbindung für Fußgänger war weiterhin »ausgesprochen schlecht« und die Hörnle-Bewohner seien in der Stadt »von weitem an ihren Lehmschuhen zu erkennen«. Bei einer Aussprache fiel der Satz: »Man bleibt noch fest im Dreck stecken« und sehe oft Schuhe zum Trocknen an den Bäumen hängen. Außerdem sei der Briefkasten dort, wo niemand wohnt. Obwohl Postkarten oft durchnässt und kaum leserlich zugestellt wurden, erhielt die Postbotin, die wohl wahre Pionierarbeit verrichten musste, ein dickes Lob von den Hörnle-Bewohnern.

Anfang Februar 1959 waren die Turmhäuser fertig gestellt und mit ihrem Bezug wuchs die Einwohnerzahl im Hörnle schlagartig. Im April wurde die »Bürgergemeinschaft Hörnle« gegründet, deren Leitung Dr. Friedrich Bran und Robert Radu übernahmen. Wesentliche Diskussionspunkte waren immer noch eine Verbesserung der Busanbindung und der Ausbau des Fußwegs zur Stadt, den man wenigstens kinderwagentauglich haben wollte. Auch der Ausbau des Eichgrabens wurde gefordert, und sehr großen Unmut erregte, dass die vorgesehene Schule nach wie vor nur auf dem Plan existierte. Bürgermeister Zanker meinte diplomatisch, dass das 1954 neu bezogene Volksschulgebäude in der Stadt selbst für bis zu 1200 Kinder erweitert werden könne. Erst dann würde der Bau einer Schule im Hörnle notwendig. Im Klartext hieß dies: Verzicht auf die »Hörnlesschule« zugunsten einer Erweiterung der bestehenden Volksschule.

Im Mai 1959 berichtete die Ludwigsburger Kreiszeitung: »Die Großsiedlung findet weit über die Kreisgrenze hinaus Beachtung und Interesse.« Der erste Bauabschnitt war jetzt vollständig bezogen und im Juni wurde in der schon 1200 Einwohner be-



*Stand der Bauarbeiten am 24. Oktober 1958.*

herbergenden Siedlung mit dem dritten Bauabschnitt begonnen, dessen letztes Gebäude am 23. Oktober 1959 Richtfest feierte.

Über dieses Richtfest hatte auch die Stuttgarter Zeitung berichtet. Weitere Berichte und ein Leserbrief folgten in der Ausgabe vom 30. Dezember 1959 mit der Überschrift »Das ›Hörnle‹ nur eine ›Schlafzimmervorstadt?‹« und dem Untertitel »Großstädter in die Kleinstadt verpflanzt«. Kernpunkt der Diskussion waren nach Ansicht der Zeitung die sozialen Probleme, die »entstehen, wenn wie im Hörnle Wohnungen im Rahmen irgendwelcher Sozialprogramme gebaut werden und dann in der Hauptsache von Flüchtlingen bezogen werden, die aus ganz anderen örtlichen Verhältnissen kommen und außerdem vielleicht schon jahrelang in Massenlagern gelebt



*Kücheneinrichtung im Haustyp »R«.*

haben«. Die andere Partei, so der Schreiber, seien die Menschen, die »weiter in der Großstadt arbeiten und nur zum Wohnen hinausgezogen sind, weil in der Stadt selbst keine erschwinglichen Bauplätze mehr zu haben waren«. Man muss sich, so der Artikel weiter, »damit einmal befassen, denn solche Fälle gibt es rund um Stuttgart«. Nun folgte der eigentliche Leserbrief, dessen Schreiber sich dafür aussprach, dass das »Hörnle« sich von Marbach distanzieren, denn »viele der neuen Bewohner gehören gesellschaftlich, geschäftlich und kulturell zu Stuttgart und wollen so bleiben«, obwohl

»das Städtchen die neuen Marbacher vom Zug nach Stuttgart ablenken und kassieren« wolle. Nur als »Schlafzimmervorstadt« von Ludwigsburg und Stuttgart habe das Bauvorhaben seine Berechtigung. Doch, so der Bericht der Zeitung weiter, sei die Stadtverwaltung immerhin um Besserung bemüht, da der Bus schon öfter verkehre. »Böses Blut« sei entstanden, weil entgegen früheren Ankündigungen keine Schule gebaut wurde. Auch treffe der Begriff »Schlafzimmervorstadt« nur für die Männer zu, die Frauen müssten den ganzen Tag dort leben, die Kinder dort aufwachsen. Fazit der Stuttgarter Zeitung war: »Eine Satellitenstadt, ein neuer Stadtteil, bringt unseren Städten um Stuttgart herum nicht nur finanzielle, sondern auch soziale Sorgen.«

Mit den »sozialen Sorgen« war natürlich auch der Kleinkrieg der Jugendlichen gemeint. Es gab laut Presse Bandenbildungen wie die »Hochhäusler« und die »Schorschbande«. Von beiden gleich gehasst, so lesen wir, waren die »Eigenheimler«, die mit Gründung einer eigenen Bande darauf antworteten. Noch 1982 grassierte im alten Marbach als Vorurteil die Mär von den »Hörnle-Banditen in Klein-Chicago«.

Vor allem die Verkehrsanbindung, sowohl für die Fußgänger als auch die Auto- und Radfahrer, blieb ein Dauerbrenner und sorgte immer wieder für Diskussionen. Zum Jahresende 1960 bestand das größte Bauvorhaben in der Geschichte Marbachs aus 573 Wohnungen, in denen immerhin 2226 Menschen lebten. Von den etwa 700 Berufstätigen arbeiteten 90 % auswärts. Rund 200 Personen benötigten täglich zwei bis drei Stunden für den Hin- und Rückweg, weitere 100 weit über eine Stunde. Überfüllte Omnibusse und Eisenbahnabteile wurden schon damals bemängelt, denn nur 25 % benutzten einen PKW. Als dringend erforderlich sah die Bürgervereinigung, die nach einer Umfrage diese Ergebnisse vorwies, den Ausbau



einer Schnellstraße durch den Eichgraben oder in Richtung Neckarweihingen an.

1961 wurde schließlich noch der Kindergarten fertig gestellt und Ende 1963 das Christophorushaus eingeweiht. Der eigentlich als ästhetischer Gegenakzent zu den Turmhäusern vorgesehene Kirchturm wurde nicht gebaut. 1989 wurde der Stadtteil Hörnle endlich eine eigenständige Kirchengemeinde und im darauf folgenden Jahr erhielt das Christophorushaus Glocken in Form eines elektronischen Läutewerks. Doch die Freude währte nur wenige Jahre, denn schon 1995 war es mit der Selbständigkeit der Kirchengemeinde wieder vorbei.

In den 1960er Jahren fließen die Nachrichten spärlicher. Im Juli 1966 hieß es, die Poststelle im Hörnle habe in den letzten Jahren immer mehr Arbeit zu bewältigen gehabt, so dass ein Ausbau dringend notwendig sei. Kurzfristig konnten dazu geeignete Räume angemietet werden und die neue Poststelle am Wiesbadener Platz 10 wurde 1983 eingeweiht. Und dann genau das Gegenteil: Zum Jahresbeginn 1996 wurde diese Poststelle aufgelöst und keine neue Agentur eingerichtet.

Die zahlreichen, zum Teil jungen Familien hatten natürlich auch viele Kinder. Daher gab es bald ein neues »Hörnlesproblem«: den Mangel an Spielplätzen. Im Juni 1972 erhielt Bürgermeister Zanker eine Unterschriftenliste von »Kindern, die einen Spielplatz wollen«. Darin heißt es: »Wir dürfen nirgends spielen, überall werden wir weggejagt. Wir hätten so gerne einen Spielplatz, bitte lassen Sie doch einen richten.« Zanker schrieb zurück, er wolle »sehen, was sich machen lässt«, immerhin sei eine Spielwiese vorhanden. Er kam jedoch nicht mehr dazu, sich eingehender mit der Sache zu befassen, denn er schied 1973 aus dem Amt. Erst 1974 befasste sich der Technische Ausschuss des Gemeinderats mit dem Spielplatzproblem, nachdem vier Hörnleskinder sozusagen das Rathaus gestürmt hatten, um beim neuen Bürgermeister Keppler vorzusprechen. Dieser packte sie geradewegs in seinen Dienstwagen, um mit ihnen das Problem vor Ort zu besichtigen. Sie sollten Verbesserungsvorschläge machen, meldeten sich aber zum Bedauern von Keppler nicht mehr. In der Stuttgarter Zeitung wurde gemeldet: »Die vier Rathausstürmer hat der Mut verlassen.«

So richtig optimal wurde es für die Kinder und Jugendlichen nie. Viele Spielplätze entstanden im Eigenbau. Ein neuer offizieller Spielplatz bei den Hochhäusern scheiterte 1992 und 1994 aus Geldmangel. 1997 stand eine Verbesserung des Spiel- und Bolzplatzes an der Mainzer Straße auf der Tagesordnung des Gemeinderats. Der alte Eichgrabenspielplatz wurde 2006 umfassend saniert.

Ein bis in die neuste Zeit diskutiertes Thema waren bauliche Veränderungen. 1976 hieß es, »Marbachs Stadtväter haben Kummer mit dem Stadtteil Hörnle«. Die Wohnungsbedürfnisse hatten sich gewandelt, aber es waren auch durch »allzu viel Individualismus und Einfallreichtum Auswucherungen entstanden, die den Gesamteindruck der geschlossenen Wohnanlage stören und zu zerstören drohen«. Noch biete das Hörnle einen guten Gesamteindruck. Der Gemeinderat beschloss sofort einheitliche Regelungen für den Bau von Geschirrhütten, Lauben, Überdachungen u.ä. Ansonsten hat der Stadtteil seit seiner Erbauung nur kleinere Bebauungsplanänderungen erfahren. So wurde beispielsweise ab etwa 1980 die Mannheimer Straße geschaffen.

»Nicht vorauszusehen«, so schrieb Hermann Schick 1992, »war 1957 allerdings das Anwachsen der Motorisierung, deshalb (und aus Kostengründen) gab es keine Garagen. Diese sollten am Eingang, etwa im Bereich der Mannheimer Straße erstellt werden und wurden nie gebaut. Deshalb wurde das Garagenproblem ein Dauerbrenner, der untrennbar mit dem Begriff Hörnle verbunden ist.« Ende 1976 wurde



*Ansichtskarte aus den 1960er Jahren.*

die Suche nach weiteren Parkplätzen als »fast eine Quadratur des Kreises« bezeichnet. Der Verkehr nahm aber zu und schon 1984 wurde heftig über die Einführung von Tempo-30-Zonen diskutiert, die allerdings erst 1989 Realität wurden. Auf eine Umfrage bei einer Projektwoche der Grundschule in den achtziger Jahren antworteten die meisten Bürger auf die Frage, was ihnen im Hörnle nicht gefalle: »zu wenig Parkplätze, zu viele Autos«.

Große Unzufriedenheit verursachte weiterhin die fehlende Anbindung an die Kernstadt. An einen Steg wagte anfänglich niemand zu denken, man war schon mit einem kinderwagengerechten Weg durch den Eichgraben zufrieden. An diesem Weg und seiner Beleuchtung, so wissen wir von Zeitzeuge Walter Banger, war jeder Eigenheimbesitzer mit 300 DM beteiligt. Der Weg führte über die einzig erhaltene Bogenbrücke auf Marbacher Markung, die Teil des alten Weges nach Neckarweihingen war. Diese Brücke wurde zur Freude der Hörnle-Bewohner 1984 mit den alten Steinen nach fast kompletter Demontage neu aufgemauert.

Bereits in den 1970er Jahren wurde ein Steg über den Eichgraben angedacht. Mitte der 1980er Jahre entstand dann eine »heiße Diskussion um den Brückenschlag über den Eichgraben«. Ein Fußgängersteg war technisch machbar, sollte aber ca. 2,5 bis 3 Millionen DM kosten. Obwohl der Technische Ausschuss des Gemeinderats und auch Bürgermeister Keppler für den Bau waren, wurde aus Kostengründen nur die Erneuerung der Treppenanlage beschlossen. Das Jahr 1991 brachte schließlich die entscheidende Wende: Der Steg wurde als Radweg deklariert, wodurch 60 % Zuschüsse zu den Baukosten erwartet werden konnten. Bald hieß es: »Hörnle-Steg nimmt Form an.« Die Äußerungen der Gemeinderäte zu dem Modell gingen von »Ich vermisse etwas Pffiffigkeit« über »akzeptables Projekt« bis »klassisch anmutend«.



Im Juni 1992 wurde das Projekt vom Gemeinderat genehmigt. 1994 übergab Stadtrat Hager im Namen des 1989 gegründeten Bürgervereins Hörnle eine Stegspende von 12 000 DM und eine Unterschriftenliste. Am 9. Mai 1995 war der erste Baggerbiss und am 15. Juni 1996 konnte das 117 Meter lange und rund 3,5 Millionen DM teure Bauwerk eingeweiht werden.

1982 wurde das 25-jährige Jubiläum der Grundsteinlegung mit einem zweitägigen Fest begangen. Den Festvortrag hielt Walter Banger. Die Stuttgarter Nachrichten wür-



*Ansichtskarte der Siedlung Hörnle, um 1965. Im Hintergrund die Stadt Marbach.*

digten das Hörnle unter Rückgriff auf alte Klischees: »In ›Klein Chicago‹ sind Vögel statt Autos zu hören.« Der Ruf sei geblieben, die Siedlung sei wegen sozialer Spannungen in schiefes Licht geraten. Walter Banger aber war anderer Meinung und pries die Idylle des Stadtteils. Die Alt-Marbacher, so Banger in seinem Vortrag, urteilten oft negativ über die »Starenkästen oder Scheibenhäuser« genannten Gebäude. Immerhin hatten sich seinerzeit nur 50 einheimische Käufer gefunden, die meist selbst noch nicht lange in der Kernstadt ansässig gewesen waren. Vor allem lobte Banger die 1959/60 ins Leben gerufene Nachbarschaftshilfe und erinnerte daran, dass manche Kinder damals noch nicht einmal ein eigenes Bett hatten. Dass die ursprünglich geplante Schule nicht gebaut wurde, empfand er als positiv, denn dadurch seien die Kinder besser in Marbach integriert worden.

Ein weiteres wichtiges Thema war – und ist immer noch – die Frage der Haus-erweiterungen. Schon 1995 wollten die Hörnle-Bewohner ihre Häuser aufstocken. Dazu musste ein Gutachten eingeholt werden, das Prof. Dieter Hermann, der Erbauer des Kollegienhauses auf der Schillerhöhe, im Oktober 1995 vorlegte. Für ihn war das Hörnle ein »einmaliges Zeugnis seiner Zeit« und ein architektonisches

Vorzeigeprojekt, das er am liebsten ganz unter Denkmalschutz stellen wollte. Das war eine verwegene Idee, die auf wenig Gegenliebe stieß. Es wurde überlegt, ganze Hausreihen mit bis zu sieben Häusern einheitlich aufzustocken. Aber die Chance war klein, alle Eigentümer einer Hausreihe dazu zu bewegen, zumal für die rund 40 qm neuen Wohnraums ca. 50 000 bis 100 000 DM investiert werden sollten. So war bei der Kandidatenvorstellung zur Bürgermeisterwahl im Dezember 1996 im Hörnle eine der wichtigsten Fragen: Soll sich eine Familie durch Aufstockung Wohnraum schaffen können oder ist die einheitliche Geschosshöhe im Hörnle wichtiger? Keiner der Kandidaten bot natürlich eine Patentlösung an.

Im Oktober 1997 kam die Frage wieder aufs Tapet, denn viele Hauseigner wollten nach wie vor mehr Wohnraum. Bürgermeister Pötzsch hielt eine Firstanhebung für störend und Stadtrat Hager nahm sich daraufhin vor, Argumente für bauliche Veränderungen zu sammeln, um »das Hörnle auch für junge Familien attraktiv zu machen«. Es dauerte jedoch noch sechs weitere Jahre, bis im Oktober 2003 »eine hauchdünne Ratsmehrheit die Weichen für eine Änderung des Bebauungsplans Hörnle« stellte, die eine Aufstockung der Häuser ermöglichte. Man versprach sich davon, ohne zusätzlichen Flächenbedarf neuen Wohnraum in der Größenordnung eines kleinen Stadtviertels schaffen zu können. Im Mai 2005 wurde der neue Bebauungsplan schließlich genehmigt und im gleichen Jahr erfolgte auch die Aufnahme des Stadtteils in das bundesweite Forschungsprogramm »Experimenteller Wohnungs- und Städtebau«, da die Siedlung modellhaften Charakter habe. Im Frühjahr 2007 wurden Modelle zu einer möglichst einheitlichen Aufstockung der Häuser vorgestellt, aber auch eine Erweiterung der Erdgeschosse ist inzwischen möglich. Hindernisse sieht man allenfalls im Einspruchsrecht der Nachbarn.

An den Schluss dieser Ausführungen soll eine Aussage einer Projektwoche der Grundschule Marbach in den 1980er Jahren gestellt werden. Auf die Frage »Was gefällt Ihnen im Hörnle?« antworteten die meisten Bewohner: »die Ruhe, das Grün und die netten Menschen«.

### Quellen und Literatur

- Stadarchiv Marbach: Gemeinderatsprotokolle 1957-1960; Zeitungsausschnittsammlung 3.3.2 Eichgraben und Hörnle; Sachakten Hörnle AZ 632 und 644; Historisch-Genalogische Sammlung (daraus: Walter Banger: Vortrag 1982 zum 25-jährigen Jubiläum der Grundsteinlegung des Stadtteils Hörnle, und Dokumentation von Walter Banger zum Stadtteil Hörnle).
- Hans Besch: Alte Stadtansichten von Marbach am Neckar (Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte Bd. 2), Marbach 1980.
- Albrecht Gühring: »... daß man suchen sollte, sich eine Wasserkraft zu sichern«. Stuttgarter Kraftwerke in Marbach, Stuttgart 1996.
- Albrecht Gühring: Marbach am Neckar. Ein Führer durch die Schillerstadt und ihre Stadtteile, Marbach 2004.
- Marbacher Zeitung Jahrgänge 1957-1960.
- Eugen Munz (bearbeitet von Else Schäfer): Aus der Geschichte des Makenhofs und des Stadtteils Hörnle (Manuskripte zur Marbacher Stadtgeschichte Nr. 2), Marbach 1983.
- Eugen Munz und Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972.
- Hermann Schick: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar Bd. 2 (1871-1959), Marbach 1992.



# Marksteine in der Geschichte der Ludwigsburger Katholiken zwischen 1798 und 2006\*

von Paul Kopf †

## *Der Weg zur Pfarrei (1798-1806)*

Mit dem Tod des Herzogs Friedrich Eugen am 22. Dezember 1797 endete die Zeit der katholischen Herzöge in Württemberg. Diesem war es 1753 gelungen, in das königlich-preußische Haus einzuheiraten. Der Preis zu solch vornehmer Verbindung war allerdings die Zusage, die Kinder evangelisch erziehen zu lassen. Als Herzog Friedrich, ältester Sohn von Friedrich Eugen und Friederike Sophie Dorothea geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, Ende 1797 die Herrschaft in Württemberg übernahm, musste daher auch die Frage der Ausübung des katholischen Glaubens an den Hofgemeinden zu Stuttgart und Ludwigsburg neu geordnet werden.

Die Zahl der Geistlichen an den seitherigen (katholischen) Hofkapellen Stuttgart und Ludwigsburg wurde nach und nach reduziert. Die Gottesdienste konnten aber in der bisherigen Form vorläufig weitergeführt werden. Herzog Friedrich, dem aufgrund der gemischten Ehe seiner Eltern religiöse Toleranz und Vertrautheit mit katholischen Riten nicht fremd waren, war allerdings consequent darauf bedacht, die Regelung des katholischen Kultes eigenständig, ohne »bischöflichen Schatten« vorzunehmen. Mit Dekret vom 7. März 1798 hat er die Errichtung von katholischen Kirchenstellen für den künftigen Staatsetat geregelt. Für Ludwigsburg (5833 Einwohner, davon 188 Katholiken) wurde katholischer Privatkult mit einem eigenen Geistlichen zugestanden, dessen Besoldung bei freiem Logement 600 Gulden und eineinhalb Ofenportionen Holz betrug. Die herzogliche Kammer verordnete allerdings die Ablieferung nicht benötigter Kultgegenstände aus der bisherigen katholischen Hofkapelle an die Gewölbeverwaltung. Das aus dem Verkauf gewonnene Kapital wurde zum Grundstock des katholischen Kirchenfonds zur Bestreitung der Kultkosten, der bei der königlichen Domänenkammer zu 5 % unkündbar angelegt wurde. Von den Zinsen sollte Ludwigsburg jährlich 150 Gulden erhalten. Zur Zeit der katholischen Herzöge war freilich ein Vielfaches dieses Betrages zugewiesen worden. Am 30. Juli 1798 erließ Herzog Friedrich nach Beratung mit Landschaft und Konsistorium, dem geistlichen Kollegium der Landesverwaltung, die Stiftungs- und Fundationsurkunde für ein katholisches privates Bethaus sowohl in Stuttgart als auch in Ludwigsburg.

Die Stelle des Geistlichen am neuen Betsaal in Ludwigsburg erhielt der ehemalige Hofkaplan Gregorius Frey, Kapuziner aus Biberach. Am 3. August 1798 wurden er und der neu ernannte Pfarrer von Stuttgart, Petrus Wiehn, zur Eidesleistung und

---

\* Erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 13. Dezember 2006 anlässlich des 200-jährigen Bestehens der Kirchengemeinde »Zur Heiligsten Dreieinigkeit« gehalten wurde. Der Verfasser hat den Beitrag wenige Wochen vor seinem Tod am 16. März 2007 der Redaktion der Geschichtsblätter zur Veröffentlichung übergeben.

Prüfung beim evangelischen Konsistorium einbestellt. In Anbetracht ihrer bisher schon geleisteten Dienste wurden sie jedoch vom Examen dispensiert, hatten aber die Konfirmationsgebühr von 8 Gulden zu leisten.

Nur ungern haben die Ludwigsburger Katholiken die Schlosskirche – die nun evangelische Hofkirche wurde – verlassen, um in die zugewiesenen Räume in der Kanzleikasernen umzuziehen. Schmerzlich empfanden sie zudem die Auflage, ihr privates Gebetshaus dürfe äußerlich nicht als Kirche erkennbar sein.

Als der 1803 zum Kurfürsten aufgestiegene Friedrich 1804 Ludwigsburg besuchte, kam er auch in die Kanzleikasernen und sah die bescheidene katholische Kirche, worauf er anordnete, die evangelische Garnisonskirche am Marktplatz solle den Katholiken als Simultankirche zur Mitbenützung eingeräumt werden. Am Fest Peter und Paul 1805 fand dort der erste katholische Gottesdienst statt. Am Tag zuvor war Gregorius Frey, in der Geschichte der Ludwigsburger Katholiken der erste Geistliche mit dem Titel Pfarrer, im Alter von 52 Jahren gestorben.

Bis zur Wiederbesetzung der Stelle wurde auf Befehl des Kurfürsten der seit Januar 1805 in Stuttgart angestellte Zwiefalter Ex-Konventuale Franz Xaver Holzinger als Vikar nach Ludwigsburg abgeordnet, bis Pfarrer Martin Gast (1805-1812) die ihm übertragene Stelle antrat. Dieser erlebte nicht nur die Erhebung Friedrichs zum König, sondern auch dessen Religionsedikt vom 15. Oktober 1806, in dem die evangelische, reformierte und katholische Kirche im Königreich als gleichberechtigt erklärt wurden. Das inzwischen für die Verwaltung der katholischen Kirche geschaffene Organ »Katholischer Geistlicher Rat« (ab 1816 »Katholischer Kirchenrat«) teilte Pfarrer Gast durch Erlass vom 30. Oktober 1806 mit, er sei nun »wirklicher Pfarrer der Gemeinde und von aller Verbindung und Abhängigkeit von dem evangelischen Oberconsistorio« und dem evangelischen Ortspfarrer losgetrennt. Weitere Anordnungen, die das Anlegen von eigenen Kirchenbüchern, die Erteilung von katholischem Religionsunterricht und die Gottesdienstordnung betrafen, folgten 1807. Im gleichen Jahr wurde auch neben der Stadtpfarrei eine eigene katholische Garnisonspfarrei für das Militär eingerichtet und diese mit dem seit 1806 schon tätigen Garnisonspfarrer Josef Christian Caspar (1806-1810) besetzt. 1818 wurde diese Stelle in ein ständiges Vikariat umgewandelt.

Als im Oktober 1828 Königinwitwe Charlotte Auguste Mathilde starb, hatte die seitherige Schlosskirche ausgedient. Stadtpfarrer Cölestin Eichner (1812-1832) wandte sich daher mit der Bitte an König Wilhelm, die Schlosskirche den Katholiken zu überlassen. Seiner Eingabe war – nicht ohne weiteres zu erwarten und fast schon überraschend – Erfolg beschieden und so konnte dort am 1. November 1829 wieder der erste katholische Gottesdienst gefeiert werden. Die Gemeinde zählte 650 Katholiken, davon waren 160 Zivilpersonen, 490 Militärangehörige.

### *Stadtpfarrer Eduard Vogt (1814-1880)*

Die prägendste Priestergestalt des 19. Jahrhunderts in Ludwigsburg war Stadtpfarrer Eduard Vogt. Daher sei sein Lebensweg beispielhaft näher dargestellt.

Als Eduard Vogt 1844 Stadtpfarrer in Ludwigsburg wurde, hatte der am 20. April 1814 in Ehingen/Donau geborene und 1837 zum Priester geweihte Sohn eines Hauptzollamtsverwalters bereits Beachtliches geleistet. 1836 erhielt er den ersten Katechetischen Preis der Theologischen Fakultät Tübingen, 1839 wurde er zum Repe-



tenten im Wilhelmsstift bestellt. Von dort wechselte er 1841 als Kaplan nach Scheer, wo seine moderne Auffassung von der seelsorgerlichen Aufgabe ihn mit seinem Vorgesetzten in Schwierigkeiten brachte, denn Kaplan Vogt stand voll hinter der aufkommenden Erneuerungsbewegung in der Kirche, die den Klerus zunächst spaltete. Zur Vita Eduard Vogts gehört jedoch auch, dass er sich publizistisch betätigte. Bereits 1839 veröffentlichte er einen Band mit Gedichten, 1840 das Werk »Der heilige Franciscus von Assisi. Biographischer Versuch nebst dessen Liedern« und 1842 »Der heilige Rosenkranz in Gedichten und Betrachtungen«.

Den 1822 in Lyon gegründeten Franziskus-Xaverius-Verein (heute Päpstliches Missionswerk Missio) im Klerus zu verbreiten, war nur eine von vielen Aktivitäten, die er auch in Ludwigsburg entfaltete, ohne dabei seine dichterische und journalistische Begabung zu vernachlässigen. Der aufmerksame Beobachter der aktuellen politischen und kirchlichen Ereignisse stellte gerade in seiner Ludwigsburger Zeit seine Feder in den Dienst der katholischen Publizistik. Mit der Verkündigung der Pressefreiheit für Württemberg durch König Wilhelm I. war die Stunde von Stadtpfarrer Vogt gekommen. Am 14. Mai 1848, zwei Wochen nach der ersten Nummer des »Deutschen Volksblattes«, erschien zum ersten Mal das von ihm herausgegebene »Katholische Wochenblatt aus der Diözese Rottenburg«. An seine Kollegen gewandt schrieb er: »Das Wort ist frei, das Wort ist das Schwert des Geistes. Lassen Sie es nicht in der Scheide ruhen! Es gilt ein großes Gut – die Freiheit, das Gedeihen unserer Mutter der Katholischen Kirche!«

Seine Vorstellungen waren ein deutsches Bischofskonzil, Diözesansynoden, freie Wahl der Dekane, Bildung katholischer Volksvereine. Der Vorschlag des glühenden Marienverehrsers, die bis dahin unbekanntes Maiandachten zu fördern, fand begeisterte Aufnahme. Alle seine Ideen wurden namentlich in der Ludwigsburger Pfarrei umgesetzt, wobei dem Missionswesen sowie der Armen- und Waisenpflege besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Das Pastoralblatt des Ludwigsburger Dekans hat viel zur Vorbereitung der kommenden Blütezeit der Diözese, wo das katholische Leben auf allen Gebieten neu erwachte, beigetragen.

In die Mühle der Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche geriet Eduard Vogt im Revolutionsjahr 1848. Bischof Josef Lipp ernannte ihn zum Dekan von Stuttgart-Neuhausen, was der Staat aber nicht anerkannte. So blieb seine Ernennung für zehn Jahre ein Provisorium, das dann sanktioniert wurde.

Über sein Wirken in Ludwigsburg schrieb er in der Pfarrchronik: »Zu der Seelsorge in der paritätischen Stadt, wo die katholische Gemeinde die Minderheit bildet, wo die Gemeindeangehörigen viel wechseln, wo viele gemischte Ehen sind, [...] kommt noch die Garnison, die den größten Teil der katholischen Gemeinde bildet, und einerseits die Pastoration von Gebildeten und Vornehmen, die man kaum mit Samthandschuhen berühren darf, andererseits die der ärmsten, verlassensten und sittlich verkommensten Menschen – der Sträflinge des Arbeitshauses.«

1864 wechselte der Vorkämpfer und Pionier der katholischen Caritasarbeit, der Förderer des aufkommenden Wirkens der Glaubensverbreitung, der Vater der katholischen Kinderrettungsanstalten auf die Pfarrei Betzenweiler, Dekanat Riedlingen. Dort wurde der Ritter des Friedrichsordens 1. Klasse 1867 zum Dekan gewählt und ist er am 8. Mai 1880 gestorben. August Hagen, der Verfasser der 1956/60 erschienenen dreibändigen »Geschichte der Diözese Rottenburg«, bezeichnete Eduard Vogt als einen »der begabtesten und tüchtigsten Geistlichen der Diözese«.

Beim Amtsantritt von Pfarrer Vogt 1844 lebten in Ludwigsburg, das damals 5324

Einwohner zählte, 1233 Katholiken (davon 943 Militärpersonen). Sein Programm lautete ganz klar: Die Kirche in die Öffentlichkeit führen, die Errungenschaften der Revolution von 1848 nutzen, Schwerpunkte in der Pfarrei setzen, Position beziehen, den beginnenden Neuaufbruch der katholischen Kirche im Land fördern. Die nun grundsätzlich mögliche Gründung von Vereinen bot eine vielfache Gelegenheit zu gesellschaftlichem Wirken, ein ganz neues Phänomen für die Katholiken. Dem ersten von Stadtpfarrer Vogt gegründeten Verein gab er – um die staatliche Genehmigung zu erhalten – den harmlosen Namen »Leseverein«, der dann 1850 im katholischen Kirchengesangsverein aufging. Der Kirchenchor sollte für ein volles Jahrhundert die nach außen prägendste katholische Gruppierung werden, da deren Chorleiter bis nach dem Zweiten Weltkrieg auch außerhalb der Gemeinde als die politisch Aktivsten wirkten.

In der Amtszeit von Eduard Vogt erfüllte sich auch der Wunsch nach einer eigenen katholischen Schule für die katholischen Schüler (1855). Ein eigenes Schulhaus hierfür zu erwerben, schien allerdings zunächst völlig aussichtslos. Doch am 24. Oktober 1860 konnte das neue Schulhaus in der Hinteren Schlosstraße 4, unmittelbar neben dem von Stadtpfarrer Vogt erworbenen Pfarrhaus, bezogen werden. Die Pflege der Liturgie, die Sorge um die Bildung der Kinder, die Caritas als ständiges Programm schufen Grundlagen, die weit über Stadtpfarrer Vogts Ludwigsburger Wirken hinaus Bestand hatten, ja für Jahrzehnte zur Grundlage einer gedeihlichen Weiterentwicklung der Gemeinde wurden.

### *Kirche und Politik im Geflecht einer Minderheit*

Das am wenigsten in der seitherigen Geschichtsschreibung und auch in den Akten dokumentierte Kapitel Ludwigsburger katholischer Kirchengeschichte ist dem Thema Kirche und Politik gewidmet. Aus der bruchstückhaften Überlieferung lassen sich aber trotzdem Konturen ablesen.

Zweifelsohne bildeten die schon genannten kirchlichen Vereine eine gute »vopolitische« Grundlage, um auch die Spuren außerkirchlicher Entwicklungen in Reich und Land aufzugreifen. In der Zeit der Stärkung des Katholizismus auf Reichs- und Landesebene nach 1848 entwickelte sich die Zentrumsparlei ab 1870 zur bedeutendsten konfessionellen Gruppierung im Reich, die in der Auseinandersetzung mit Reichskanzler Otto von Bismarck gestärkt aus dem Kulturkampf hervorging. Die Gründung der Partei hatte zum Ziel, den Katholizismus gegen den Liberalismus abzugrenzen, die katholische Kirche im Geiste der »ultramontanen Bewegung«, jener Zuwendung zum Papsttum, die von vielen bekämpft wurde und im 1. Vatikanischen Konzil 1870 ihren Höhepunkt erlebte, zu profilieren. Diese Entwicklung schuf Raum für ein spezifisches katholisches Milieu, das bedeutende Politiker und Geistliche hervorbrachte, das andererseits aber mit Argwohn beobachtet wurde. Die Angst ging um, diese Intensivierung politischer Kräfte könnte sich noch verdichten, was für den Staat und die prägende evangelische Kirche im Land nicht von Vorteil wäre, weil deren Einfluss durch den »politischen Katholizismus« geschwächt werden könnte.

Trotz der Minderheitenposition der Katholiken in Ludwigsburg sind diese Spuren von Emanzipation im Reich und Land auch hier nachweisbar, wenngleich nicht in solcher Dichte wie im katholischen Kernland des jetzigen Württemberg. Für die Entwicklung hinderlich wirkte auch die besondere Zurückhaltung des Rottenburger Bi-

schofs Carl Josef Hefe (1869-1893) gegenüber einer rein katholischen Partei. Für Bischof Hefe war das zufriedene Zusammenleben im Staat wichtiger als eine Profilierung der Katholiken im politischen Bereich. So ergab sich der merkwürdige Zustand, dass ab 1881 vier Abgeordnete aus Württemberg im Reichstag in der Zentrumsfraktion vertreten waren, obwohl die Partei im Land nominell noch gar nicht existierte. Die Zentrumspartei im Land wurde erst 1895, zwei Jahre nach dem Tod von Bischof Hefe, gegründet. Bei der folgenden Wahl zum Landtag erhielt sie auf Anhieb 18 Sitze und wurde damit zweitstärkste Fraktion im württembergischen Parlament. Dieses Signal wurde auch in Ludwigsburg verstanden, obwohl die Zentrumspartei hier wenig Chancen auf direkten Erfolg haben konnte. Ihre Existenz trug aber zur politischen Willensbildung in der katholischen Gemeinde bei.

In Mönchengladbach wurde 1881 der so genannte Volksverein für das katholische Deutschland gegründet, eine Bildungsorganisation des Zentrums, zumeist in Personalunion mit der Partei geleitet, die sich zur größten politischen Bildungseinrichtung der katholischen Kirche bis 1933 entwickelte und bis ins letzte Dorf deutschlandweit vertreten war. In Ludwigsburg wurde 1891 eine Gruppe mit 30 Personen gegründet, die sich hauptsächlich an den Gesang- und Leseverein angliederte. Eine erste selbständige Versammlung mit 63 Mitgliedern fand 1902 statt. 1903 hatte der Verein schon 125 Mitglieder, 1914 waren es 260. Getragen und gefördert wurde diese Vereinigung von den Geistlichen und Lehrern in der katholischen Gemeinde.

Eine weitere Welle von Vereinsgründungen erfolgte während der Amtszeit von Stadtpfarrer Franz Müller (1917-1940): 1917 Katholischer Frauenbund, St. Josefverein zur Linderung außerordentlicher Not; 1918 Katholischer Arbeiterinnenverein, Marianische Jungfrauenkongregation; 1919 Wiederbelebung des 1913 gegründeten Gesellenvereins mit Turn- und Sportabteilung (DJK), Verein für die männliche Jugend, Jugendbund für die weibliche Jugend; 1921 Elisabethengruppe; 1928 Familienverein »Casino«. Für die Schüler an höheren Schulen wurde Neudeutschland gegründet, eine Gruppe, die noch eine besondere Rolle übernehmen sollte.

Um das allmählich konkurrierende Vereinswesen koordinieren zu können, wurde am 14. Juli 1919 eine Arbeitsgemeinschaft katholischer Vereine zur Vorbereitung und gemeinsamen Durchführung von Kundgebungen der Katholiken gegründet. Die erste gemeinsame Veranstaltung dieses Kartells der Vereine fand am 18. April 1920 mit einer Theateraufführung im Bahnhof statt.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg lag die Gründung einer Ortsgruppe der Zentrumspartei in der Luft. Doch noch zögerten die Verantwortlichen vor einer zu katholisch-politischen Profilierung in der evangelisch geprägten Stadt. Am 23. Juli 1917 wurde daher ein katholischer Bürgerverein gegründet mit Oberlehrer Müller als Schriftführer und Oberreallehrer Dr. Bauer als Vorsitzendem. Der Verein zählte 1919 115 Mitglieder. Nicht weniger einflussreich in der katholischen Kirchengemeinde wirkte der um 1890 entstandene Stammtisch »Vatikan«, Treffpunkt der katholischen Honoratioren, ein Umschlagplatz von Ideen, eine politische Vereinigung auf den Grundlagen der katholischen Soziallehre. Sowohl Oberlehrer Johann Müller als auch später sein Sohn Gebhard Müller blieben diesem Treffpunkt zeitlebens verbunden.

Trotz aller Organisation waren die Katholiken im Ludwigsburger Gemeinderat ohne direkte Vertretung. Da bot die Nationalliberale Partei 1917 dem Bewerber des katholischen Bürgervereins, Bankdirektor Schädel, einen Listenplatz an und ging auch auf die Bedingung ein, wenn es Platz drei wäre, würde zugestimmt. Die Ernüchterung folgte nach der Wahl. Der als sicher gehandelte Kandidat war nicht gewählt

worden. Der Vorschlag der Liberalen, bei der Wahl des Bürgerausschusses 1918 ebenso zu verfahren, wurde daher abgelehnt. Nach der katastrophalen Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg und den demütigenden Friedensbedingungen der Siegermächte entschlossen sich die Ludwigsburger Katholiken endlich zur Gründung einer eigenen Ortsgruppe der Zentrumspartei. Bedenken, diese Entscheidung könnte den politischen wie religiösen Frieden in der Stadt stören, wurden nun zurückgestellt.

Am 10. März 1919 löste sich der katholische Bürgerverein auf und ging in die neu gegründete Ortsgruppe der württembergischen Zentrumspartei über. An den Volksverein wurde die Bitte herangetragen, die Zentrumspartei zu unterstützen, da diese die katholischen Interessen am besten wahre. Eine noch engere Verflechtung von Kirche und Politik hatte sich damit vollzogen. Bei der Wahl zum Gemeinderat 1919 trat die Zentrumspartei erstmals erfolgreich an. Bis 1933 hielt sie ihre Sitze im Gemeinderat.

Zentrumsversammlung und Pfarrgemeindeversammlung fanden 1920 gemeinsam statt, 1922 zusammen mit den katholischen Verbänden. Die wirtschaftliche Not nach 1920 schlug sich auch in der Zahl der Zentrums-Mitglieder nieder, die von 155 auf 89 im Inflationsjahr 1923 zurückging.

Sowohl für die Pfarrgemeinde wie für die Partei und die zahlreichen Vereine wirkte sich das Fehlen einer eigenen außerkirchlichen Begegnungsstätte sehr schmerzhaft und nachteilig aus. So mussten 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, die Versammlungen wegen zu teurer Saalmiete ausfallen.

1927 übernahm der 1920 nach Ludwigsburg zugezogene, bereits seit 1906 dem Zentrum angehörige Lehrer Robert Fischer den Vorsitz der jetzt wieder auf 150 Mitglieder gewachsenen Ortsgruppe der katholischen Partei. Der eifrige Förderer des Zentrums, Stadtpfarrer und Dekan Müller, forderte bei der Versammlung am 19. November 1931 die Anwesenden auf, für die Liste des Zentrums einzutreten: Zwar stehe auf dem Rathaus im Allgemeinen weniger die Parteipolitik als das allgemeine katholische Interesse im Vordergrund, dies würde aber von den Vertretern des Zentrums gut gewahrt.

Unter dem politischen Druck der Nationalsozialisten musste sich die Zentrumspartei im Juli 1933 auflösen. Die letzte Sitzung der Ludwigsburger Ortsgruppe, der zuletzt noch 140 Mitglieder angehörten, fand am 16. November 1933 statt. Kommentarlos beschloss der Protokollant des Ortskartells der katholischen Vereine dieses Kapitel der Partei- und Pfarregeschichte. Bei der im Februar beschlossenen Gemeinde-Weihnachtsfeier im großen Saal des Bahnhofs am 30. Dezember 1933 wirkten noch alle Vereine des Ortskartells, darunter auch der Volksverein unter Leitung von Hauptlehrer Fischer, mit. Eine einmalige Symbiose zwischen Kirche und Politik war beendet.

Als Ende April 1945 zur Wiederherstellung geordneter Rechtsverhältnisse in der Stadt ein Komitee als Vorläufer des Gemeinderates gegründet wurde, griff man auf die Parteienlandschaft aus der Zeit vor 1933 zurück. Sieben Kommunisten, sechs Sozialdemokraten, zwei Demokraten, drei Zentrumsvertreter und sechs weitere Personen – »ohne Parteizugehörigkeit, aber demokratisch gesinnt« – wurden berufen. Vertreter des Zentrums waren Robert Fischer (Hauptlehrer), Paul Rothacker (Architekt) und Johannes Ziegler (Angestellter).

Der im Dritten Reich schikanös behandelte Lehrer Robert Fischer, seit 1945 Rektor der Bruckner-Schule, wurde 1946 maßgeblicher Begründer der CDU in Lud-

wigsburg und war von 1946 bis 1965 CDU-Fraktionsvorsitzender im Gemeinderat und im Kreistag. Die starke katholische Präsenz im öffentlichen Leben brachte zumindest vorübergehend die CDU in den Ruf, eine zu katholischen Partei zu sein, zumal auch auf Landesebene »umständehalber« Katholiken bei der Parteigründung überproportional vertreten waren. Der Ludwigsburger Bürger Dr. Gebhard Müller stand dabei an vorderster Front und war trotz seiner betont katholischen Herkunft ein energischer Verfechter einer überkonfessionellen Partei und gegen die Wiederbelebung des Zentrums, dem er bis 1933 in Rottenburg, seiner damaligen Wirkungsstätte, vorgestanden hatte. Manche kirchlichen Kreise beider Konfessionen taten sich zunächst schwer, die politische Vertretung in einer überkonfessionellen Partei anzunehmen.

Durch die Veränderung des Parteienspektrums auf Bundes-, Landes- und Kommunalebene nach dem Zweiten Weltkrieg ist es heute nicht ganz einfach, die einstmals so enge Verzahnung von katholischer Kirche und Zentrumspartei bis 1933 nachzuvollziehen. Im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte hat sich das Verhältnis der Kirche zu den Parteien gelockert. Engagierte Christen beider Konfessionen finden sich in allen demokratischen Parteien der Gegenwart wieder.

### *Die Jugendbünde als Gegenpol zum »politischen Katholizismus«*

Die staatliche Neuordnung nach dem Ersten Weltkrieg machte es möglich, dass nun auch Männerorden im Land Einzug halten konnten, was ein Jahrhundert lang durch den Staat und die evangelische Kirche in Württemberg verhindert worden war. Dadurch ergaben sich neue Chancen für die Seelsorge in der katholischen Kirche. Im Großraum Stuttgart entwickelte sich durch die Ansiedlung einer Niederlassung der Jesuiten (1920) im Haus »Stella Maris« in Stuttgart eine neue Form der Jugendseelsorge. In der bürgerlichen Jugend entstand eine antibürgerliche Bewegung mit verschiedenen Gruppierungen. Im Bereich der katholischen Kirche entwickelte sich ab 1919 der Verband katholischer Schüler an höheren Lehranstalten, der Bund Neudeutschland (ND).

Anfang der 20er Jahre etablierte sich die Gemeinschaft auch in Ludwigsburg. Naturgemäß gab es alsbald Spannungen zwischen den zahlreichen politischen Vereinen und der neuen Gruppe mit dem Konzept, die Kirche nicht über die Politik, sondern durch ein intensives Glaubensleben zu verkörpern. Der seitherige Kurs der Seelsorge wurde zumindest teilweise in Frage gestellt.

Die Politisierung der Kirche führte zu einer Verengung, die auch von der kirchlichen Hierarchie bedauert wurde. Der römischen Kurie war die intensive Verbandsarbeit der deutschen Kirche ein Dorn im Auge. Sie war ihr zu verselbständigt und sollte durch die so genannte »Katholische Aktion« – eine Gegenbewegung, welche die Verbände enger an die Kirche heranhöhrt – korrigiert werden. Dieser Richtungskampf wurde erst im Reichskonkordat von 1933 beendet. Der Vatikan war, um die ordentliche Seelsorge sicherzustellen, bereit, den »politischen Katholizismus« um des Konkordates willen zu opfern. Am Beispiel der Ludwigsburger Kirchengemeinde, einer Minderheit in der Gesellschaft, kann diese Entwicklung fast modellhaft nachgezeichnet werden. Romano Guardini, der große Förderer der kirchlichen Jugendbewegung, sprach vom »Erwachen der Kirche in den Seelen« und die Konvertitin



Gertrud von Le Fort verwies in ihren Dichtungen auf den Weg in die Innerlichkeit, der in Ludwigsburg auf fruchtbaren Boden fiel.

Während der politische Katholizismus, repräsentiert durch zahlreiche Vereinigungen wie Volksverein für das katholische Deutschland und Zentrumspartei, dem Nationalsozialismus zum Opfer fiel, konnte sich die auf Bibel und Liturgie zentrierte Jugendarbeit – trotz aller Verbote – auch in der Zeit der NS-Diktatur halten. Hierfür gewährte das mit Hitler abgeschlossene Reichskonkordat einen teilweisen Schutz. Zugute kam Ludwigsburgs Katholiken auch ihre Minderheitenposition und die geringe Berührung mit dem herrschenden System. Für einen Kirchenkampf war den Nationalsozialisten diese katholische Gemeinde zu wenig bedeutend. Ebenso wichtig war aber auch die klare Haltung der inzwischen drei Geistlichen (Stadtpfarrer und ab 1926 zwei Vikare), die im Binnenraum der Kirche, von manchem bisherigen Zwist entlastet, nun als Seelsorger wirken konnten und wollten. So gestalteten sich die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg bis um 1960 zu einem Höhepunkt kirchlicher Jugendarbeit, einem intensiven Leben aus der Kraft des Glaubens.

Zwar sind »religiöse Erfolge« nicht leicht mess- und darstellbar, an einigen Beispielen aber vermittelbar. Schon wenige Jahre nach der Errichtung der Stuttgarter Jesuitenniederlassung trat 1923 nach abgeschlossenem Studium der Mathematik und Physik und beendetem Vorbereitungsdienst für den Staatsdienst Franz Xaver Müller (1897-1974), Sohn des Oberlehrers Johann Müller, in den Jesuitenorden ein. Ein Jahr später folgt ihm sein Bruder Alfons (1901-1988). Franz Xaver Müller wirkte von 1945 bis 1951 als Provinzial der Oberdeutschen Jesuitenprovinz und später als Mitbegründer der Universität der Jesuiten in Gijón/Spanien, wo er als Gelehrter und Seelsorger hohes Ansehen genoss. Auch Gebhard Müller (1900-1990), der dritte Sohn des Oberlehrers Müller, wollte ursprünglich in den Dienst der Kirche treten, wechselte jedoch 1922 vom Theologiestudium zum Studium der Staatswissenschaften. Er sollte der bedeutendste Bürger aus der katholischen Kirchengemeinde Ludwigsburg werden, der er zeitlebens verbunden blieb. Dem Ehrenbürger von Füramoos (1953), New Orleans (1955), Stuttgart (1975) und Tübingen (1978) wurde diese oder eine ähnliche Ehrung in seiner Heimatstadt, in der er bis 1958 lebte, allerdings nicht zuteil. Auch ein vor wenigen Jahren gestellter Antrag, eine Schule nach dem ehemaligen Ministerpräsidenten und langjährigen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts zu benennen, fand keine politische Mehrheit.

Die Primiz von Pater Franz Xaver Müller am 28. Juli 1929 in der Dreieinigkeitskirche wurde vor allem wegen dessen Ordenszugehörigkeit in Ludwigsburg über die katholische Gemeinde hinaus registriert, wurde zum Impuls für weitere Priesterberufe, die als Ergebnis einer intensiven kirchlichen Jugendarbeit zu werten sind. Der Ludwigsburger fruchtbare Boden für kirchliche Berufe – die zahlreichen Ordensschwester sind leider nicht verzeichnet – wurde landesweit wahrgenommen. Eine Gemeinde der Diaspora wurde von der bisher versorgten Gemeinde zu einer Stätte, um andere versorgen zu können.

Die »zurückhaltende« Jugendarbeit konnte im Dritten Reich, unter einigen Schikanen, und in der Nachkriegszeit trotz der Enge der Räume – nur die Dreieinigkeitskirche und das Pfarrhaus standen zur Verfügung – ohne Bruch weitergeführt werden. Zum bekanntesten Ludwigsburger, der, von der Jugendarbeit geprägt, den geistlichen Beruf ergriffen hat, wurde Eberhard Mühlbacher, 1981 bis 1993 Generalvikar der Diözese Rottenburg-Stuttgart. 1958 fanden drei Primizen statt (Rainer Ruß, dessen Schwester Maria 1964 als Benediktinerin in das Kloster Steinfeld /Eifel

eingetreten ist, Hilmar Kneer, Hans Kürner). Die bündische Jugend in der katholischen Kirchengemeinde hat aber nicht nur künftige Geistliche geprägt, sondern auch eine Generation von kirchlich engagierten Männern und Frauen, letztere in den Gruppen des »Heliand-Bundes«, hervorgebracht, von denen nicht wenige im Krieg gefallen sind, andere jedoch das Glück hatten, Krieg und Nationalsozialismus zu überleben, so dass sie beim Neuaufbau nach 1945 ihre Grundhaltung einbringen konnten.

Für diese Gruppe steht Hans Lorensen (1916-1989), der Mitte September 1945, zwei Wochen nach seiner Rückkehr aus amerikanischer Gefangenschaft, in seiner Heimatstadt die undankbare Aufgabe des Leiters des Kreisernährungsamtes übertragen bekam und 1947 zum Verwaltungsdirektor am Kreis Krankenhaus Ludwigsburg berufen wurde. Hans Lorensen besaß die Gabe, Christentum und Politik überzeugend zu vereinen. 1953 wurde er für die CDU in den Ludwigsburger Gemeinderat gewählt, wechselte aber bereits 1954 als Wirtschaftsreferent zur Stadt Ulm, wurde 1955 dort zum Bürgermeister gewählt und vertrat von 1964 bis 1972 den Wahlkreis Ulm für die CDU im Landtag von Baden-Württemberg. 1972 wurde der Abgeordnete zum Oberbürgermeister der Stadt Ulm gewählt. Bei der Wiederwahl 1980 erhielt er 91,5 Prozent der Stimmen. Bund, Land und Stadt würdigten den verdienten Oberbürgermeister mit höchsten Ehrungen (Großes Bundesverdienstkreuz, Landesverdienstmedaille, Ehrenbürger). Papst Johannes Paul II. verlieh dem aktiven Christen 1985 auf Vorschlag von Bischof Georg Moser den Päpstlichen Silvesterorden.

Seine einzige Schwester Margarethe Rothacker fand, ebenfalls aus der kirchlichen Jugendarbeit kommend, nach dem 2. Vatikanischen Konzil vor allem ihre Aufgabe als Diözesanrätin und Leiterin der Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen in Ludwigsburg.

### *Heimatvertriebene überfluten die Gemeinde*

Eine unvorstellbare Herausforderung kam nach 1945 auf die Kirchengemeinde zu. Bereits durch Zuzüge während des Krieges wuchs sie von 6963 Mitgliedern (1939) auf 13 345 (1946) an. 1950 zählte sie 17 496 Mitglieder, kurze Zeit später 20 000. Ludwigsburg war damit die größte Pfarrei der Diözese. Die Einwohnerzahl der Stadt stieg in dieser Zeit von 49 000 auf über 58 000. Aus der einstigen katholischen Minorität war eine Gruppierung geworden, an die hohe Erwartungen gestellt wurden: den Heimatvertriebenen, die zu 2/3 der katholischen Kirche angehörten, einen Weg zur Integration zu ebnen.

Diesen Problemen fühlte sich der Stadtpfarrer Alfons Sauter (1901-1964), der Nachfolger des 1940 verstorbenen Dekans Franz Müller, nicht gewachsen und so übertrug Bischof Joannes Baptista Sproll diesem 1947 das Amt des Superiors der Kongregation der Barmherzigen Schwestern von Untermarchtal. Von Alfons Sauter übernahm der seither in Ellwangen/Jagst als Kaplan und Direktor der St. Anna-Schwestern wirkende Josef Zörlein (1901-1988) die Leitung der Gemeinde. Mit Weitsicht und Tatkraft, unterstützt von einer Gruppe tüchtiger junger Geistlicher und alsbald auch heimatvertriebener Priester, schuf er ein dichtes Netz der Seelsorge, das weit über die Stadt Ludwigsburg hinausreichte und 33 Gemeinden erfasste, die seit 1806 nominell zur Pfarrei Dreieinigkeitskirche zählten, in denen bis 1945 aber nur vereinzelt Katholiken gelebt hatten. Die Dreieinigkeitskirche, einziger Ort für katholische



*Gottesdienst mit Bischof Sproll am 23. Mai 1948 in der Dreieinigkeitskirche.*

Gottesdienste weit und breit (nur im Kloster St. Josef in Hoheneck bestand seit 1930 eine Hauskapelle), wurde zu einer Stätte der Begegnung und im Laufe von drei Jahrzehnten die Mutterkirche für 15 neue Pfarreien und für ein Dekanat (1949 errichtet), das 1971 99 146 Katholiken zählte und damit an Zahl zum größten in der Diözese Rottenburg heranwuchs.

In der Stadt Ludwigsburg selber wurden kirchliche Substrukturen mit baulichen und juristischen Provisorien geschaffen, aus denen sich neue Pfarreien mit stattlichen Kirchen entwickelten: Grünbühl (damals politisch noch zu Kornwestheim gehörig) 1947 Barackenkapelle, 1965 Kirche St. Elisabeth; St. Johann (Weststadt) 1959 Kirche, 1960 Pfarrei; Thomas Morus (Eglosheim) Kirche 1955, Pfarrei 1962; St. Paulus (Oststadt mit Oßweil) 1968 Seelsorgestelle mit provisorischem Kirchenraum.

Besondere Höhepunkte gottesdienstlichen Lebens wurden schon sehr bald die großen Festtage. An Weihnachten 1946 fand um 16 Uhr ein eigener Vertriebenen-gottesdienst in der Dreieinigkeitskirche statt, der fast hoffnungslos überfüllt war. Bei der Auferstehungsfeier an Ostern 1947 standen die Leute sogar bis zum Marktbrunnen. Bei den folgenden Ostergottesdiensten reichte die Kirche ebenfalls für die Zahl der Gläubigen nicht aus.

1947 konnte mit der evangelischen Kirche eine Vereinbarung über die Benutzung der früheren Garnisonskirche, jetzt Friedenskirche genannt, abgeschlossen und dort Weihnachten gefeiert werden. Aber auch in dieser größten Kirche Ludwigsburgs herrschte beängstigende Enge bei den Gottesdiensten. 1949 gingen 425 Kinder zur Erstkommunion.

Anfang 1948 teilte Bischof Sproll, der von 1938 bis 1945 von den Nationalsozialisten wegen seines Widerstandes gegen das NS-Regime verbannt worden war und

nach seiner Rückkehr 1945 sich besonders der Vertriebenen annahm, dem Ludwigsburger Stadtpfarrer mit, er wolle die Gemeinde am 23. Mai besuchen. Diese Nachricht wurde mit großer Freude aufgenommen und die Gottesdienste in der Friedenskirche und der Dreieinigkeitskirche waren von Tausenden von Gläubigen besucht. Wohltuend vermerkt wurde an diesem Tag, dass der von den Leiden der Verbannung gelähmte katholische Bischof auch von den Repräsentanten der evangelischen Kirche in Ludwigsburg besonders begrüßt wurde.

Stadtpfarrer Josef Zörlein tat sich sehr schwer, sich von den sich emanzipierenden neuen Gemeinden zu trennen und betrieb deshalb deren Verselbständigung – zum Ärger der dort inzwischen ernannten Seelsorger mit dem Titel Kuraten – nur wenig. Nach seinem Weggang aus Ludwigsburg (1970) wurden die noch bestehenden Ludwigsburger Provisorien zu offiziellen Pfarreien erhoben. 1973 erfolgte dieser Schritt auch für das inzwischen eingemeindete Neckarweihiingen.

Die Kirchengemeinde Dreieinigkeits, deren Sprengel sich seit 1970 auf die Ludwigsburger Innenstadt und den Stadtteil Hoheneck mit der St. Josefskirche (1959) beschränkt, hatte zweifelsohne ihre größte Bewährungsprobe zwischen 1945 und 1960 zu bestehen. Unvorstellbares wurde in diesen Jahren für den heimatlos gewordenen Menschen geleistet. Die Heimatvertriebenen selber haben ihre Aufnahme nicht nur dankbar angenommen, sondern sie wurden in den nun entstehenden Gemeinden zum Grundstock einer Entfaltung kirchlichen Lebens, das im Kreis Ludwigsburg und seinen heute 34 Pfarreien zum Neubau von 61 Kirchen und Gemeindezentren mit zahlreichen Kindergärten führte.

#### *Die Dreieinigkeitskirche als katholische Pfarrkirche (1906-2006)*

Seit 1891, dem Jahr der Gründung eines Kirchbauvereins, sparten die Ludwigsburger Katholiken auf ein eigenes Gotteshaus. 1901 waren 15 580 Mark zusammengekommen, was nicht wenig bedeutete, setzten sich die Pfarrangehörigen nach der Pfründbeschreibung von 1903 doch aus Bürgern mit mittelmäßigen Vermögensverhältnissen, Handwerkern, einigen in Fabriken und »subalternen« Beamten zusammen. Zudem waren die 2756 Mitglieder in der Stadt aufgeteilt in Zivil- und Militärpersonen. 355 Katholiken lebten in den zur Kirchengemeinde zählenden 24 politischen Gemeinden außerhalb der Stadt. Sie alle gehörten zwar zu der unter dem Patronat des Königs stehenden Pfarrei, hatten aber oft nur lockere Bindungen an die Gemeinde. Schuld daran waren nach Meinung des Stadtpfarrers Professor Dr. Wilhelm Gassenmeyer (1890-1902) vor allem die vielen Mischehen. Von 32 Katholiken, die 1900 in Ludwigsburg heirateten, gingen 15 zum akatholischen Pfarrer. Es seien vor allem Leute, die aus »gut katholischen Gegenden« hierher gezogen waren, meinte Stadtpfarrer Gassenmeyer. Bald sei »die halbe Gemeinde exkommuniziert«, vertraute er im Jahre 1900 der Chronik an.

Stadtpfarrer Gassenmeyer war dieser Diasporasituation nicht gewachsen. Bevor sich der lang gehegte Wunsch nach einer eigenen Kirche erfüllen sollte, wechselte er resigniert die Stelle und wurde Pfarrer in Ailingen am Bodensee. Stadtpfarrer Ludwig Hofmann (1903-1916) sollte daher der erste Pfarrer der Dreieinigkeitskirche werden. Wie mir Gebhard Müller, langjähriger Ministrant des Pfarrers, erzählte, war »sein« Stadtpfarrer ein begnadeter Seelsorger.

Auf Anregung von Bischof Paul Wilhelm von Kepler wurden 1903 mit der Stadt





*Der Chorraum der Dreieinigkeitskirche nach der Renovierung von 1956.*



Ludwigsburg Verhandlungen aufgenommen, um die durch den Neubau der evangelischen Garnisonskirche frei gewordene ehemalige reformierte Kirche am Marktplatz erwerben zu können. Dieses Gotteshaus, 1721 begonnen, 1738 bis auf den Innenraum vollendet, war ursprünglich für die kleine reformierte Gemeinde bestimmt gewesen, aber von dieser nie übernommen worden und diente seit 1781 als evangelisch-lutherische Garnisonskirche. Diese Kirche sollte durch ihre Weihe am 12. Dezember 1906 die erste katholische Pfarrkirche der Stadt Ludwigsburg werden, wobei von der seither benutzten staatlichen Schlosskirche das Patronat »Zur Heiligsten Dreieinigkeit« übernommen wurde.

Die Aufgabe, dem reformierten bzw. evangelischen Kirchenraum ein katholisches Gepräge zu geben, wurde Josef Cades (1855-1943) übertragen, dem damals bedeutendsten katholischen Kirchenarchitekten und Freund von Bischof Keppler. Zwei Elemente sollten bei der Umgestaltung bedeutsam werden: der bisherigen Kirche einen Chorraum anzuschließen und die Katholiken nicht vertrauten Emporen zu beseitigen. Die folgende Ausgestaltung erfolgte ganz im Sinne der damaligen Volksfrömmigkeit in farbenprächtiger Bemalung durch Hofdekoremaler Nachbauer aus Stuttgart. Die Innenausstattung lieferte das renommierte Atelier von Theodor Schnell in Ravensburg. Der in München tätige Ravensburger Kirchenmaler Gebhard Fugel schuf Bilder von Maria und Josef. Es wurde trotz Mangel an nichts gespart, um die Freude am eigenen Gotteshaus anschaulich zum Ausdruck zu bringen.

Mit dieser Kirche identifizierten sich die Menschen ein volles Jahrhundert und vor allem nach 1945 auch viele Heimatvertriebene. Die Gestaltung entsprach dem Empfinden vieler Zugezogener. Als Mitte der 1950er Jahre eine Renovierung anstand, galt es daher, das Kircheninnere mit Bedacht umzugestalten. Eine vermittelbare Nüchternheit mit dem Altar als Mitte wurde geschaffen. Als großer Vorteil erwies sich, dass Dr. Georg Sigmund Graf Adelman, der spätere Präsident des Landesdenkmalamtes, Mitglied der Gemeinde war, deren Geschichte kannte und mit dem Spagat Bau/Frömmigkeit umzugehen wusste. Nicht minder empfindsam fand die in den Erfordernissen des 2. Vatikanischen Konzils begründete Renovierung von 1971 statt, während die Innenrenovierung 1985 konservatorische Ziele verfolgte.

Zur wohl größten Zäsur wurde für die Dreieinigkeitskirche und ihre Gemeinde die 2006 abgeschlossene Erneuerung. Es musste der Spagat Bau/Frömmigkeitsgeschichte gemeistert werden. Jetzt galt es, die Geschichte des 100 Jahre in dieser Kirche bezeugten Glaubens in Formen zu bringen, die einerseits dem modernen Empfinden Ausdruck verleihen, andererseits aber auch die in dieser Kirche gelebte Tradition wahren. Nunmehr wurde auf die »vorkatholische« Baugeschichte zurückgegriffen, auf Elemente, die vor 100 Jahren als nicht passend empfunden und daher beseitigt worden waren. Dafür gibt es viele Deutungsmöglichkeiten, nicht zuletzt einen Hinweis auf die Geschichte der Ökumene oder auf den Weg Volkskirche/Gemeindekirche. Für alle Aspekte gibt es wohl Argumente. Im Blick auf 100 Jahre Pfarrkirche aber hat die Dreieinigkeitskirche bisher einen Stellenwert innegehabt, bei dem zuallererst der Ort des Betens und der Raum der Frömmigkeit gesehen wurde. Die Baugeschichte musste vor 100 Jahren übernommen werden, weil sich damals die einmalige Chance bot, mitten im Zentrum der Stadt, am Marktplatz, einen Ort des Glaubens für eine 200 Jahre heimatlose Gemeinde zu schaffen.



# Gewölbeunterstände und Häuschen aus Stein

## Typische Kleindenkmale der historischen Weinberglandschaft

von Reinhard Wolf

In den Jahren 2001 bis 2004 sind im Landkreis Ludwigsburg von rund hundert ehrenamtlichen Personen nach vorgegebenem Erhebungsbogen Kleindenkmale dokumentiert worden. Von »Anbindring« bis »Zyklopenmauerwerk« reicht die breite Palette der Objekte. Manche, wie die steinernen Ruhebänke, die steinernen Bogenbrücken oder die wenigen Steinkreuze, aber auch Einzelobjekte wie das »Kibannele« im Stromberg oder das »Erligheimer Radkreuz«, sind weithin bekannt. Andere, etwa Prellsteine, Brunnenstuben, Truppenteiltafeln, Stunden- oder Radschuhsteine, finden weit weniger Beachtung und verschwinden bei Bauarbeiten nur zu oft, ohne dass jemand davon Notiz nimmt. Viele Kleindenkmale stehen innerorts oder aber draußen in der Feldflur, manchmal auch im Wald, auffällig am Straßenrand, andere aber – und denen galt es in erster Linie nachzuspüren – stehen abseits, sind in Hecken verborgen oder befinden sich in einem so schlechten Zustand, dass man sie gar nicht mehr als Denkmale ansprechen will.

Eine recht stattliche Anzahl Objekte haben die Kleindenkmalfreunde dokumentiert: rund 1300 Kleindenkmale und zudem rund 2000 Gemarkungsgrenzsteine. 55 dicke Ordner mit Bildmaterial und Papier kamen zusammen. Diese Ordner sind heute im Landesamt für Denkmalpflege (Esslingen) archiviert, Kopien sind ins Landkreisarchiv aufgenommen und an alle Gemeindeverwaltungen gegeben worden. Aus der Zahl der Ordner lässt sich ersehen: Die Dokumentation ist noch im »vor-digitalen Zeitalter« gemacht worden; wenig später wären alle Erhebungsbögen und Bilder auf einer einzigen DVD zu speichern gewesen.

Die Aktion, die unter der Schirmherrschaft von Landrat Dr. Rainer Haas stand, war eine Gemeinschaftsaktion des Landkreises, der Heimat- und Wanderverbände und des Landesamtes für Denkmalpflege. Ausgehend von einer Initiative des Schwäbischen Heimatbundes haben sich Schwäbischer Albverein, Schwarzwaldverein und andere Verbände zusammengetan, um landesweit – Landkreis für Landkreis – an dieser Dokumentation zu arbeiten; im Landkreis Ludwigsburg kam eine ganze Reihe interessierter, nicht in Verbänden organisierter Bürger hinzu, alle aus Interesse an »Heimatkunde«.

In anderen Landkreisen wurde Vergleichbares geleistet, so im Alb-Donau-Kreis, in den Landkreisen Sigmaringen und Tuttlingen, im Enzkreis und im Ortenaukreis. Im Landkreis Konstanz und im Hohenlohekreis wird seit 2006 an Dokumentationen gearbeitet.

Vergleicht man die Ergebnisse der fertig kartierten Kreise, fällt schnell auf: In Baden-Württemberg gibt es ganz unterschiedliche »Kleindenkmallandschaften«. Schon die absoluten Zahlen verraten viel: In Oberschwaben und im Tauber- und Bauland (»Madonnenländchen«) gibt es Gegenden mit deutlich mehr Kleindenkmalen als bei uns; es gibt aber auch Landschaften, die nahezu »fundleer« sind. Am auf-



*Oberhalb der Bundesstraße 27 nördlich von Kirchheim steht, gut sichtbar zwischen Weinbergen und Gärten, dieser uralte Unterstand. Wer ihn wohl gebaut hat und wie viele Wengerter hier ein- und ausgegangen sind?*

fallendsten ist die unterschiedliche Verbreitung religiöser Kleindenkmale. Machen diese zum Beispiel im Landkreis Sigmaringen bei weitem den Hauptteil der dokumentierten Objekte aus und gehen in die Hunderte, sind Feldkreuze, Bildstöcke usw. hier im Kreis Ludwigsburg eine absolute Rarität: Nur ein knappes Dutzend gibt es hiervon, und diese sind alle neueren Entstehungsdatums. Schon an diesem Beispiel wird klar, dass sich in Kleindenkmalen Geschichte und Brauchtum dokumentiert.

Aber nicht nur geschichtliche Hintergründe bestimmen die Unterschiede in den »Kleindenkmallandschaften«. Während es im Landkreis Sigmaringen keinen einzigen Feldhüterunterstand und mangels Weinbau schon gar keinen Wengertschützen- oder Wengerterunterstand gibt, sind diese bei uns »Dutzendware«. Weil diese Kategorie von Kleindenkmalen im Landkreis Ludwigsburg etwas Besonderes ist und nähere Betrachtung lohnt, soll hier darüber berichtet werden. Die Bildauswahl soll in erster Linie die Vielfalt der Bauformen, Erhaltungszustände und Standorte zeigen.

### *Steinerne Gewölbe und Häuschen in Feld, Weinberg und Wald*

Zunächst eine schlichte Definition: Kleindenkmale sind ortsfeste, selbständige, kleine, von Menschenhand geschaffene Gebilde aus Stein, Metall oder Holz, die einem bestimmten Zweck dienen oder gedient haben oder aber an eine Begebenheit oder

eine Person erinnern sollen. Eine handwerkliche, manchmal sogar künstlerische Bearbeitung ist die Regel. Kleine Bauwerke – Kapellen, Unterstände usw. – werden Kleindenkmalen zugerechnet, wenn nicht mehr als etwa fünf Personen darin Platz haben. Diese Definition lässt manchen Spielraum für Interpretation und Ermessen, und das ist gut so, denn die Vielfalt der Objekte ist so immens groß und von Individualität gezeichnet, dass das Einordnen in Schubladen fast unmöglich ist. Bei den Objekten, die wir im Folgenden näher betrachten wollen, darf man vor allem die in ihnen Platz findende Personenzahl nicht ganz eng auslegen: Es gibt Unterstände, da ist's zu zweit eng, und es gibt Unterstände, da passen zur Not – beispielsweise während eines Gewitterregens – zehn Personen rein.

Doch weiter mit Definitionen: Als Unterstand soll bezeichnet werden ein Gewölbe, das in den Boden, beispielsweise in eine Böschung oder Weinbergterrasse, eingelassen ist oder aber in seltenen Fällen frei in der Landschaft steht. Ein Häuschen hingegen steht immer frei und hat ein Dach aus Steinplatten oder Ziegeln. Unterschieden soll aber auch werden nach der Funktion der Unterstände und Häuschen: Für den Feldschützen oder den Wengertschützen gebaute Häuschen stehen in aller Regel auf öffentlichem Grund und Boden und gehören der Gemeinde, sind also öffentliche Einrichtungen. Weinbergbesitzer bauten sich aber auch Unterstände und Häuschen, diese stehen auf Privatgrund und sind somit Privateigentum. Betrachten wollen wir im Folgenden die Feldschützen- und Wengertschützenunterstände und -häuschen sowie Wengertunterstände und -häuschen. Letztere allerdings nur, wenn sie aus Stein gebaut sind – also nicht die zahllosen Weinberghäuschen aus Holz, die in alten Mauerweinbergen und auch neuen Weinberganlagen stehen und Dutzendware sind.

Bevor wir nun wirklich zur Beschreibung der Objekte kommen, noch zwei grundlegende Informationen vorweg: Der Weinbau im Landkreis – und weit darüber hin-



*An vielen Hängen unserer Muschelkalktäler, auch dort, wo längst kein Wein mehr angebaut wird, sieht man Trockenmauern und Staffeln. Sind die Grundstücke nicht mehr genutzt, werden die Terrassen innerhalb weniger Jahre von Gebüsch überwuchert. Hier ein Bild aus dem Strudelbachtal bei Vaibingen-Riet: Rechts wird noch einmal im Jahr gemäht, links machen sich Schlebe, Hartriegel, Haselnuss und auch schon Bäume breit. Die Baumwurzeln sprengen innerhalb weniger Jahre den Verbund der Mauersteine, und weitere wenige Jahre später stürzen oder rutschen die Mauern ein. Viele Zeugnisse ehemaligen Weinbaus sind dann nur noch an Mauerresten im Wald zu erkennen.*



aus – hatte einst eine weitaus größere Verbreitung als heute. Klimatische Veränderungen, Rebkrankheiten wie Peronospora, Oidium und Reblaus, aber auch veränderte Trinkgewohnheiten und neue Handelsbeziehungen haben die Weinanbauflächen vor allem seit etwa 1850 drastisch schrumpfen lassen. Namentlich die Steillagen mit ungünstiger Sonnenexposition wurden aufgegeben. Noch heute sieht man an vielen Stellen – an den Schatthängen des Neckartals, insbesondere aber in den Waldhängen des Enz-, Glems-, Leudelsbach-, Murr- und Remstales – Reste unzähliger Trockenmauern, die fast alle auf früheren Weinbau hinweisen. Gewissheit gibt ein Blick auf alte Flurkarten – in unserer Gegend wurden um 1830 die ersten genauen Flurkarten im Maßstab 1:2500 gefertigt – und das typische Bild der streifenartigen Parzellen von Hangober- bis unterkante. Auch die allermeisten Obstbaumwiesen des Landkreises – in aller Regel ebenfalls in typisch streifenförmiger Parzellierung – stehen auf ehemaligem Weinbergländ. Ohne Übertreibung kann man sagen: Der Weinbau nahm vor 150 Jahren rund die vier- bis fünffache Fläche gegenüber heute ein! Hackländerien, Obstbaumwiesen, Gartenland, Freizeitgrundstücke und auch Wald sind die Folgenutzungen. In diesem alten Kulturland finden sich neben Mauern, Mauerresten und Weinbergstaffeln selbstverständlich auch andere Relikte der Weinbergkultur: beispielsweise Wengertschützenunterstände, deren Sinn und Zweck der heute Vorbeikommende – so überhaupt jemals jemand durch diese bewaldeten Steilhänge klettert – nur begreifen kann, wenn er die Kulturgeschichte des Weinbaus kennt.



*Für die zahllosen Weinbergmauern und auch für die steinernen Unterstände benötigte man Unmengen Mauersteine, die man möglichst in der Nähe der Stellen holte, wo man sie brauchte. Nicht selten sind inmitten der Weinberghänge Steinbrüche entstanden, so wie hier bei Hessigheim oben am Berg nahe der Ottmarsheimer Straße.*

Mancher im Folgenden gezeigte Unterstand, heute inmitten Obstbaumwiesen oder gar im Wald stehend, hatte einst also eine ganz andere Bedeutung.

Heute gibt es Häuschen verschiedenster Größe und Bauart aus dem Katalog zu kaufen: von der einfachen Geschirrhütte bis zum komfortablen Partyhaus, kessel-druckimprägniert mit Haltbarkeitsgarantie. Das war nicht immer so. Wollte man etwas Dauerhaftes, musste man es aus Stein bauen, und zwar aus Stein, den es in nächster Umgebung gab, also Muschelkalk in den Tallagen, Keupersandsteine auf den Höhen. Viele Steinbrüche wurden angelegt für die riesigen Mengen an Bruchsteinen, die man für Weinbergmauern, Haussockel und eben für die Kleinbauten brauchte.

Zwei Konstruktionsarten gab es: das Tonnengewölbe und das Häuschen mit senkrechten Wänden und Spitzdach aus schwierig zu beschaffenden und teuren großen Steinplatten oder aber aus Holzkonstruktion und Ziegeln. Ein Tonnengewölbe bedarf großer handwerklicher Kunstfertigkeit: Über einem tragfähigen Lehrgerüst werden unterschiedlich große Quadersteine so gesetzt, dass sie sich in alle Richtungen verkeilen. Wird das Gerüst entfernt, werden die Kräfte des Gewölbes selbst und die Auflast in den Fuß des Bogens abgeleitet und das Gewölbe steht frei. Der Gewölbebogen wird aus behauenen Steinen exakt gesetzt, so dass das Bauwerk auch ohne Mörtelbindung hält. Ein Bauingenieur hat das Geheimnis des »statischen Wunderwerks« einmal so beschrieben: »Der Anziehungskraft der Erde folgend möchte jeder Stein eines Bogens zuerst herunterfallen, nur lässt kein Stein dem anderen den Vortritt.« Und so hält das Gewölbe eines in eine Mauer oder Böschung eingebauten Unterstands auch der Last des darüber liegenden Erdreichs ohne weiteres stand.

### *Ein waches Auge und immer eine Hacke bei sich: der Feldschütz*

Sie waren aus der Feldflur nicht wegzudenken, die Männer mit ihrer geschulterten Hacke oder Haue, die überall gegenwärtig waren und »nach dem Rechten« sahen. Feldhüter oder Feldschützen hieß man sie, und sie waren in der Regel genauso gefürchtet wie, vor allem von Kindern, als Halbgötter der Feldflur verehrt. Als Vertreter der gemeindlichen Obrigkeit, also als verlängerter Arm des Schultheißen, hatten sie an vielem etwas auszusetzen; und mancher Kerle, der Äpfel oder Zwetschgen von Nachbars Baum stibitzt hat, wird die Hiebe und Schimpfworte des Feldschützen auch ewig in Erinnerung behalten, was ja wohl beabsichtigt war.

Der Feldhüter sollte ein unbescholtener, robuster Mann sein, der täglich die Markung abging und nach dem Rechten sah. Stubenhocker konnte man nicht brauchen. Ob am Feldweg die Wasserablaufrinne verstopft war, am Hohlweg ein gebrochener Baum die Durchfahrt versperrte, ob ein Wegzeiger frisch zu malen oder ein Zaunpfosten neu zu setzen war, der Feldschütz war für alles Öffentliche zuständig und hatte darüber hinaus eingeschränkte Polizeifunktion, insbesondere bei Felddiebstählen. Er achtete auch auf die Grenzsteine, die gelegentlich heimlich verrückt wurden. Wenn die Bäume und Sträucher im Herbst voller Früchte hingen, war das wachsame Auge des Gesetzes besonders nötig, damit Diebstahl und Zerstörungen nicht überhand nahmen. Der »Schütz«, wie man ihn meist nur nannte, hatte auch dafür Sorge zu tragen, dass von Privateigentum keine Nachbarschaftsprobleme ausgingen, dass also Hecken zurückgeschnitten, Bäume nicht zu nahe an die Grenze gepflanzt und Quellwasser nicht ohne weiteres aufs eigene Grundstück geleitet wurde.





*Ein handwerklich besonders schön und gleichmäßig ausgeführtes Gewölbe besitzt der große alte Feldbüterunterstand nordwestlich von Großbottwar an der Zufahrt zum Bärenal – heute Gartenhausgebiet, früher Weinberg. Sicher war einst auch eine Frontmauer mit einer Türe vorhanden.*



*Zum Typus des frei stehenden Gewölbes zählt der Feldbüterunterstand auf der Wolfstallheide im Nordwesten von Oberriexingen. Einst mitten auf dem Allmendgelände in der weiten Feldflur errichtet, hat man eine Kastanie als Schattenbaum davor gepflanzt. Heute nehmen Robinien das einst offene Gelände ein, und der Unterstand dient als wilder Jugendspielplatz und wohl auch gelegentlich als Nachtlager. Kein Wunder, dass es innen und drum herum oft unerfreulich aussieht und auch die vor Jahren vorgenommenen Restaurierungsmaßnahmen immer wieder beschädigt werden.*



*Kaum jemand wird diesen Rest eines Gewölbeunterstandes kennen, denn er ist in Gebüsch verborgen und umgeben von Stroh- und Reisighaufen und mancherlei Abfall: Bei Oberriexingen, an der alten Hauptzufahrt zur Feldflur Wolfställen, stand der Feldbüterunterstand auf einer einstigen Allmendparzelle auf der Westseite der Sersheimer Straße. Längst ist die einstige Schaf- und Geißenweide zu einem Robinienwäldchen geworden, längst braucht man den Unterstand nicht mehr und seit langem messen immer mal wieder »Halbstarke« ihre Kräfte an den Gewölbesteinen ...*



*Eingelassen in die Böschung eines uralten Hohlweges (»Römerstraße«) östlich von Kleinglattbach steht dieses steinerne Häuschen des Feldschützen. Mächtige Steinplatten bilden das Dach; die Türe fehlt seit langem. Seit der Flurbereinigung der 1980er Jahre führt der landwirtschaftliche Verkehr über einen neuen Asphaltweg oberhalb des Häuschens, und der schöne Hohlweg verwächst und verkommt leider zusehends. Ein Kulturdenkmal, bestehend aus Hohlweg und Feldschützenhäuschen, droht allmählich verloren zu gehen.*



*Im Westen von Bönningheim, am Übergang von der Feldflur zu den Weinbergen des Gewannes Winterhalde, steht dieses schöne, sauber gearbeitete Häuschen. Man kann es ohne weiteres als das am aufwändigsten gebaute Feldbüterhäuschen im Landkreis bezeichnen. Es hat bis heute die Funktion einer allgemein zugänglichen Unterstandsmöglichkeit.*



*Im Nordwesten von Bietigheim, unweit neuer Bebauung, ist nahe der Löchgauer Straße an der Zufahrt zum Abendberg dieser Feldschützenunterstand in die Wegböschung eingelassen. Sein Ende ist absehbar: Innen ist er mit Schutt und Gerümpel angefüllt, und von der Fassade bröckelt Jahr für Jahr Stein um Stein. Schade, an einem solch viel begangenen Weg wäre ein solches Kulturlandschaftszeugnis eigentlich auch in weiterer Zukunft schön.*



Dass sich der Feldschütz in jedem Winkel der Markung auskennen musste, war selbstverständlich, ebenso, dass er jeden Eigentümer und Pächter kannte. Er war auch gefragte Auskunftsperson für die Bauern und Gütlesbesitzer – kurzum: jemand, der tagein, tagaus, winters wie sommers, bei Sonne, Regen und selbst bei Schnee draußen zu tun hatte. Wenn er was taugte, waren die Wege der Gemeinde und das Allmendland im Schuss und es herrschte Recht und Ordnung. Hatte er mit Recht und Ordnung aber selbst Schwierigkeiten, dann gab es Grund für Anstände bei der Gemeinde und den üblichen Ärger. Und so gibt es in mancher Gemeinde dicke Aktenbündel über das Feldschützenwesen, mit erbaulich zu lesenden Beschwerden, Schlichtungsversuchen und Ortsterminen.

Nun hatte der Feldschütz natürlich weder Auto, Moped noch Fahrrad, sondern war ausschließlich auf seine Füße angewiesen. Und war die Markung groß, so war es unmöglich – und manchmal wegen der »Diebe der Nacht« auch nicht zweckdienlich –, jeden Abend heimzugehen. Deshalb bauten manche Gemeinden einfache Feldhüterunterstände, meist weit draußen im Feld, oft an einem »strategisch« bedeutsamen Ort, am Rand der Weinberge – damit im Herbst der Wengertschütz hier hausen konnte –, an einer Wegkreuzung oder auf der Allmendweide. Nicht wenige dieser einfachen Unterkünfte haben sich bis heute erhalten, und manchmal sind auch heute Wanderer und Spaziergänger froh, wenn sie sich bei einem plötzlichen Gewitter in diese schützenden Gewölbe flüchten können.

Manchmal sind die Unterstände in Wegböschungen eingelassen, dann stabilisiert der Boden das Gewölbe und dichtet es ab, oft aber stehen sie völlig frei. Vorder- und Rückseite sind aufgemauert, hinten ein Rauchausslass, vorne eine einfache Tür. Spartanisch war die Einrichtung: ein paar Nischen für das Vesper und den Mostkrug, eine größere für das wärmende Feuer, ein Brett und ein Strohsack, das war in der Regel alles.

#### *In ständiger Abwehr von Staren und anderen Traubendieben: der Wengertschütz*

Wer bei unwirtlichem Wetter und tiefen Temperaturen im Wengert schafft, wer das Jahr durch ständig die steilen Stäffele hinauf und hinunter steigt, hackt, bindet, schneidet und nach dem Rechten sieht, wer viel Arbeit und Zeit in seinen Weinberg investiert, will dann auch etwas davon haben. Diebe, tierische wie menschliche, sind da unerwünscht. Schlimm genug, dass der launische Wettergott einem die Ernte verhegeln kann. Dagegen war man früher machtlos. Gegen Stare und irdische Störenfriede wusste man sich aber zu schützen: Die Gemeinde stellte Wengertschützen an.

Der Wengertschütz war sozusagen ein »Zeitangestellter«. Er hatte nur im Spätsommer und Herbst zur Traubenreife tätig zu werden und dann auch im Weinberg zu übernachten. Oft war es ein Wengertler, der diese Aufgabe im Auftrag der Gemeinde und gegen Entgelt übernahm. Bezahlt wurden diese gemeindlichen Aufseher nicht gerade üppig: 1875 gab es in Steinheim, um nur ein Beispiel zu nennen, sechs Mark in der Woche. Zum Vergleich: Ein Tagelöhner erhielt 1,80 Mark am Tag. Und der Weinbergkontrolleur wurde noch selbst überwacht. Ist er nächstens nicht in der Hut angetroffen worden, gab's einen empfindlichen Lohnabzug.

Die Weinberghüter hatten mit Rätschen, Peitschenknall und Schüssen die Starenschwärme zu verscheuchen, die hungrig in den Weinberg einfielen; heute übernimmt diese Aufgabe meist der Gasdruck-Selbstschussautomat. Auch Wildschweine aus dem nahen Wald mussten sie verjagen, wenn sie sich an den Trauben gütlich tun wollten.





*Dieses Weinberghäuschen am Käsberg bei Mundelsheim sah bis etwa 1985 noch ganz anders aus und hatte kein Ziegeldach. Im Inneren befindet sich ein Gewölbebogen eines alten erdüberdeckten Unterstandes. Mit der schönen Kletterrose gehört das Häuschen zweifelsohne zu den Idyllen der Neckar-Weinberglandschaft.*

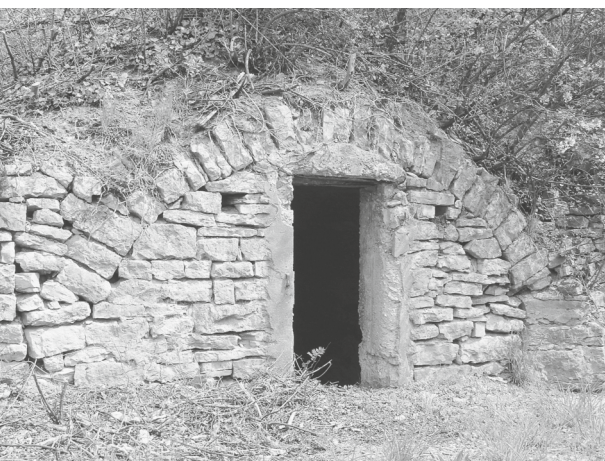




*Einer der bekanntesten Wengerschützenunterstände ist in den »Kulturlandschaftslehrpfad« am Geigersberg bei Ochsenbach integriert. Die Frontmauer samt Türe fehlt seit langem. Ob der Wengerschütz auch die schöne Aussicht genießen konnte, wegen der heutzutage viele Wanderer und Spaziergänger hierher kommen, ist allerdings fraglich; er hatte sicher Wichtigeres zu tun, als in die Ferne zu schauen.*



*Hoch über dem Neckartal, oberhalb der Weinberge am Südhang und direkt an einer Abzweigung eines Fußweges vom Hauptzufahrtsweg gelegen, steht dieser frei stehende Gewölbeunterstand. Er gehört zur Markung Beihingen, steht aber direkt an der Markungsgrenze zu Pleidelsheim. An diesem Unterstand sieht man noch die Frontmauer, die anderen Unterständen fehlt, und auch eine Türe und das Rauchabzugsloch der »Heizung«.*



*In unmittelbarer Nähe des heutigen Fernsehumsetzers und Wasserbehälters oberhalb von Hessigheim an der Ottmarsheimer Steige hatte einst der Wengerschütz einen guten Überblick über weite Teile der Weinberge. Und alle Wengerter, die zu ihren Grundstücken wollten, mussten hier vorbei; so hatte der Schütz eine gute Kontrolle über alles, was vorging.*

*Weit entfernt von Löchgau, direkt an der Markungsgrenze zu Freudental, steht an markantem Bergsporn mit bester Übersicht über die Weinberghänge die »Berghütte«. Man kann es sich gut vorstellen, dass hier den ganzen Herbst über der Wengertschütz hauste. Und dort, wo heute in unmittelbarer Nähe Sitzbänke zur Rast einladen, dürfte früher auch manches Fest zur Leszeit gefeiert worden sein.*



*In das Türgewände der Löchgauer »Berghütte« haben die Wengertschützen ihre Initialen eingritzelt. Einer hat, wie man ganz oben erkennen kann, mit dem Herzchen zum Ausdruck gebracht, dass er während seiner Tätigkeit nicht nur an Stare und andere Traubendiebe gedacht hat.*



*Im Rahmen der Rebflurberreinigung Kleinbottwar wurde dieser Wengertschützenunterstand dank privater Initiative gerettet und an einen markanten Punkt auf dem Benning versetzt. Zahlreiche aus den alten Weinbergmauern geborgene Denksteine wurden eingebaut – ein kleines Lapidarium oder Museum also.*





Abschießen durfte sie der Wengertschütz freilich nicht. Vor allem galt es, dem Diebstahl zu wehren, weshalb die Wengertschützen auch ortspolizeiliche Befugnisse hatten. Während der Lese hatten sie darüber zu wachen, dass alles nach der festgelegten Ordnung verlief.

Im 18. und 19. Jahrhundert errichteten die Gemeinden an geeigneten Stellen einfache Unterstände oder Häuschen, die Schutz gegen Unwetter boten und ein Übernachten erlaubten. Die Wengertschützenhäuschen sind noch heute im Gemeindebesitz. Oft hat man sie an Standorten gebaut, von denen aus das Jahr über der Feldschütz agieren und im Herbst der Wengertschütz »wohnen« konnte. Etwa zehn Quadratmeter groß sind sie und drei bis vier Meter hoch. Meist stehen sie an markanten Punkten in der Weinberglandschaft: an den Hauptzugangswegen, an Wegabzweigungen, an Stellen, von wo aus man den ganzen Hang überblicken konnte. Bei Flurbereinigungsverfahren sind die alten Wengertschützenunterstände zum größten Teil beseitigt worden. Dem Engagement einzelner Bürger ist es meist zu verdanken, dass der eine oder andere erhalten blieb oder an eine günstige Stelle versetzt worden ist. Heute werden sie oft verkannt und als Müllkippe missbraucht. Manchmal sind diese Kleindenkmale so von Gestrüpp zugewachsen, dass man sie beim Vorbeigehen gar nicht erkennt.

Heute benötigt man die Häuschen nicht mehr. Aber Wanderer sind über die Kleindenkmale froh, wenn der Himmel die Schleusen öffnet und das Auto oder das nächste Haus noch weit weg sind. Beim Warten, bis der Regen wieder aufhört, hat man dann Zeit, über die Geschichte nachzudenken. Und man wünscht sich, dass diese kleinen Nutzbauten nicht nur als Zeugen der lokalen Heimat- und Wirtschaftsgeschichte erhalten bleiben. Als Wetterschutz möchte man sie auch heute nicht missen.

### *Jahraus, jahrein im Weinberg tätig: der Wengerter*

Kein anderer hat den schwäbischen Wengerter und sein Wesen besser beschrieben als Johann Philipp Bronner (*Der Weinbau im Königreich Württemberg*, Band 1, 1837, Seite 155 ff.; stellenweise gekürzt):

»Wer je Gelegenheit hatte, das Geschäftsleben des württembergischen Weingärtner kennen zu lernen, der wird mit mir übereinstimmen, daß nicht wohl jemand andrer mit so vieler Ausdauer und Hingebung sich dem edlen Weinstocke widmet, als der Würtemberger. Der Gedanke an seinen Beruf begleitet ihn Morgens beim Aufstehen und Abends beim Niederlegen. Der Weinbau ist die Achse, um welche sich alle seine Lebensverhältnisse drehen. Nach seinem Gott ist er allein seine Sonne, um die sich die Welt seines Berufes dreht, und nur Planeten sind ihm alle andere Arbeiten. Keine Hitze an den brennenden Mauern, keine Kälte, keine schneidende Winde auf den Bergeshöhen scheuet der Weingärtner, wenn es gilt, seine Lieblinge zu pflegen, unverdrossen steigt er Tag für Tag seine Berge himmelan, und nur zu oft wankt er mit zitternden Knien des Abends seinem Lager zu, um den künftigen Tag mit gleicher Ausdauer das gestrige Werk wieder zu beginnen. Weder Sommer noch Winter verläßt er seine Weinberge, sie sind seine Welt, der Tummelplatz seines Lebens und seiner Gewohnheiten. Nur die unerbittlichen Elemente können ihn abhalten, die Stätte seines Wirkens zu besuchen. Keinen Tag kennt er, im Laufe des ganzen Jahres, wenn es nur möglichst die Witterung erlaubt, wo er nicht eine Beschäftigung im Weinberge fände.

Wenn sich die ganze Natur zur Ruhe begiebt, so kann er nicht ruhen, seine Sorge umfaßt alle Lebensperioden seiner Schützlinge. Gestattet diesen das große Gesetz – die Natur – ihre Ruhe, so kommt der Weingärtner wie eine sorgliche Mutter, die ihre Kinder im Schlafe zudeckt, damit sie sich nicht verkälten, er befreit seine Rebstöcke von ihren Banden, legt sie um, und deckt sie mit Erde, mit Mist, mit Pfählen, mit Steinen oder Rasen, je nachdem es üblich ist, damit nicht ein harter Winter ihnen Schaden bringe.

Ist er damit fertig, so holt er, manchmal aus tiefer Grube, sich Erde hervor und trägt sie, den Rücken schwer belastet, bergan, oft auf beschwerlichem Gestäffel, eine der härtesten Arbeiten, die man nur verrichten kann, wenn man den ganzen Tag noch bei karger Kost schwer beladen bergan und bergab steigen muß.

Endlich gebieten ihm die Elemente Ruhe, und er ergreift ungerne eine andere Beschäftigung, als z. B. Dreschen, Holzmachen u. dgl. Sobald die Sonne ihre wohlthuende Strahlen wieder spendet, so ruft sie ihn zu neuer Thätigkeit, entweder hat er eine neue Stelle anzurotten, oder er trägt wieder Erde, Dünger, räumt die Wassergräben und Wasserabzüge aus, und kann kaum den Tag erwarten, wo er seine Reben wieder aus der Decke ziehen kann. Ist dieser heran gekommen, dann wird mit allem Eifer die Rebe zur Hand genommen und mit Hilfe des Messers dieselbe zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet.

Sind die Reben nach dem Schnitte zusammen gelesen und in Bogen geformt, dann wird der Boden aufgehackt, damit er locker werde, worauf die Pfähle eingesteckt werden, an welche man die Bögen festbindet. Nach diesem wird der Bogen wieder gefelgt, die jungen Triebe und unnöthigen Auswüchse werden weggebrochen, und die Reben, welche das künftige Tragh Holz bilden sollen, werden an den Pfahl leicht geheftet, nach dem Blühen wird abermal geheftet, zum zweitenmal gefelgt, später wieder aufgebunden, oft zum drittenmal gefelgt, und zuletzt, wenn die Trauben anfangen weich zu werden, schneidet man die Gipfel ab, man überhauet, und bricht oder schneidet die Aberzähne weg. Zu gleicher Zeit werden die etwaigen Nebenbenutzungen nach Hause gebracht, wodurch so die Zeit bis zur Lese herumgebracht wird. Die Lese und das Keltern beschäftigt den Weingärtner wieder; hat er sein Geschirr aufgeräumt, dann hat er theils Dünger, theils Rasen (wo es gebräuchlich ist) herbeizuschaffen, die Stöcke auszurüsten, von den Pfählen zu trennen, die Pfähle auf Haufen zu setzen und die Reben umzulegen, bis die Arbeit am folgenden Jahre von Neuem wieder beginnt.

Dieß ist ein ewig wiederkehrender Turnus, der besorgt wird und besorgt werden muß, ob der Weinstock etwas trägt oder nicht. Der fleißige Weingärtner hat so viel nebenher zu tun, dass kein Tag unbeschäftigt vorübergehen darf. Der Weingärtner von Profession ist auch schon so daran gewöhnt, daß er, wenn er auch keine bestimmte Beschäftigung hat, dennoch nie ohne ein Arbeits-Werkzeug in den Weinberg geht, wenn er auch nur etwas mit Stroh aufbindet oder sonst ein leichtes Geschäft hat, er muß, wo nicht seine Butte, wenigstens seine Felghaue auf dem Rücken haben. Er kann sich schon selbst nicht ohne ein Werkzeug sehen und hält es für eine Schande, ohne ein solches sein Haus zu verlassen, weil er die Meinung hat, man halte ihn für einen Müßiggänger.«

Diese amüsant zu lesende Schilderung der Wesenszüge schwäbischer Wengerter erklärt das Aussehen der Weinberge und unter anderem die Wengerterunterstände: Die Unterstände waren für den Wengerter Teil des »Tummelplatzes des Lebens« und der »Stätte seines Wirkens«. Die Unterstände sind in der Regel höhlenartig in den Hang hineingebaut. So nahmen sie keinen einzigen Quadratmeter der kostbaren An-





*Das Gewann Altach bei Remseck-Hochberg ist heute ein weitläufiges Obstwiesengebiet. Außer dem streifenförmigen Parzellengefüge, etlichen Mergelgruben und Mäuerchen verrät nichts mehr, dass hier einst durchgehend Weinbau betrieben wurde. In ein Zwetschgen-Gebölz eingewachsen, im Sommerhalbjahr nahezu unsichtbar, steht ein altes steinernes Häuschen – das Refugium des früheren Wengertschützen. Das Dach ist aus mehreren großen Sandsteinplatten zusammengefügt, während die Wände im Wesentlichen aus Muschelkalk gemauert sind. Leider sieht es im Häuschen und drum herum nicht gerade ansprechend aus, so dass man ohne Änderung der Zustände nichts Gutes für das Kleindenkmal erwarten kann.*



*Der Erbauer dieser Mauer bei der Ruine Alt-Hobeneck war ein Könnner. Die Steinquader sind sorgfältig gesetzt, die obere Steinreihe krägt etwas vor und der Sturz des Türloches ist perfekt eingebaut. Der dahinter sich verborgene Unterstand ist recht klein und wirkt ungemütlich, war aber früher sicher so hergerichtet, dass man sein Handwerkszeug unterbringen und auch drinnen vespern konnte.*



*Der größte private Unterstand des Landkreises befindet sich am Wurmberg auf Besigheimer Gemarkung. Kunstvoll in eine Trockenmauer eingebaut und ringsum – selbst auf dem »Dach« – von Reben bestanden, bietet der Unterstand mit seinen drei Fenstern viel Platz für zahlreiche Gerätschaften.*



*Unweit des Schreyerhofes, hoch über dem Neckar befindet sich auf Mundelsheimer Markung im Steilhangwald ein uralter Unterstand, der direkt in den Muschelkalkfels eingebaut ist. Seit rund einhundert Jahren ist hier Wald; die Hälde, ein Osthang, gehört zu den am frühesten aufgegebenen Weinberglagen am Neckar. Dieses von Ortsfremden kaum ausfindig zu machende Relikt aus der Weinbauzeit ist ein einmaliges Geschichtszeugnis.*



*Nur im Winter kann man an den Waldhängen des Glemstals zwischen Markgröningen und Unterriexingen die Reste zahlreicher Trockenmauern erkennen. Und zwischendrin befindet sich auch der Rest eines Gewölbes eines früheren kleinen Wengerterunterstandes. Man konnte nur gebückt drinnen stehen – im Fall eines überraschenden Gewitters aber immer noch besser als durchnässt zu werden.*



*Oberhalb der Straße von Unterriexingen nach Untermberg zeugt inmitten der heutigen Obstbaumwiesen dieser Unterstand von der alten Weinbauzeit. Hier wurde einst kein erstrangiges Steinmaterial mit akkuraten Kanten verwendet, was zur Folge hat, dass sich die Frontmauer in keinem guten Zustand befindet und jederzeit einzustürzen droht.*



baufäche weg. Sicher waren sie nicht so unwirtlich, wie sie heute manchmal aussehen, sondern zweckdienlich hergerichtet. Gemütlich und der Gesundheit förderlich dürften die Mauernischen allerdings nie gewesen sein, und so wurden dann im Lauf der Zeit doch lieber hölzerne Weinberghütten gebaut. Diese gingen zwar auf Kosten von Nutzfläche, aber man brauchte sie auch aus anderem Grund: Ab etwa 1850 verlangten aufkommende Rebkrankheiten mehrfaches Spritzen von Kupfervitriol und Schwefel. Dazu brauchte man Wasser, das man von den Dachflächen ableitete und in Zisternen



*Nur ein schmales Schlupfloch neben der Weinbergstaffel führt in einen kleinen Raum unter der Weinbergmauer auf Gemarkung Besigheim. Dies ist ein Beispiel für einen privaten Unterstand auf privatem Gelände, der wirklich keinerlei Platz beanspruchte und dennoch seine Funktion im Weinberg erfüllen konnte.*

im Innern sammelte. Die Sprühgeräte stellte der Wengerter dann der Einfachheit halber im Weinberghäuschen unter.

Die Reben wuchsen über dem Unterstand, der etwa vier bis sechs Quadratmeter groß ist. Die Raumhöhe orientiert sich an der Höhe der Terrassenmauer, die gewöhnlich den vorderen Abschluss des Unterstandes bildet. Ist die Terrasse zu nieder, musste das Bodenniveau des Unterstandes abgesenkt werden, damit der Wengerter in dieser Höhle gerade noch stehen konnte. Stufen führen dann vom Weg in den Unterstand hinab. Die Wengerterunterstände bieten Platz für ein einfaches Nachtlager mit Strohsack. Sie haben manchmal eine Wandnische zum Abstellen des Lichts oder des Vespers und bieten vor allem Schutz vor Wind und Regen.

Da der Nutzen dieser Kleinbauten heute begrenzt und nicht jedermann offensichtlich ist, unterliegen die privaten wie die öffentlichen Unterstände und Häuschen der Gefahr des Vergessenwerdens und der unabsichtlichen oder absichtlichen Zerstörung. Manches Gewölbe bröckelt. Kümmert sich niemand drum, steht man eines Tages vor einem Trümmerhaufen. Deshalb: Augen auf für die Kleindenkmale unserer Heimat! Im Zusammenwirken zwischen einer aufgeschlossenen Gemeindeverwaltung und ehrenamtlichem Handanlegen kann mancher Unterstand und manches andere Kleinod vor dem Untergang gerettet werden!

# Berichte und Notizen

## Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2006/2007

### I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2006/2007 im Staatsarchiv Ludwigsburg

**1. Donnerstag, 12. Oktober 2006:** Professor Dr. Paul Sauer: »Vom Herzogtum zum Königreich. Die Schaffung des modernen württembergischen Staates durch König Friedrich.« Der Vortrag ist in Heft 60/2006 der Ludwigsburger Geschichtsblätter abgedruckt.

**2. Donnerstag, 9. November 2006:** Dr. Christian Bollacher: »Hohenasperg, Ipf und Heuneburg. Neue Forschungen zu frühkeltischen Fürstensitzen.«

Auf größtes Publikumsinteresse stieß der Vortrag des Archäologen Dr. Christian Bollacher über die keltischen Fürstensitze der Hallstattzeit. Mit Abstand am besten erforscht ist die Heuneburg an der oberen Donau. Inzwischen haben Archäologen dort ein Drittel des Burgbergs ergraben und Kulturschichten von der Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter gefunden. Bei Untersuchungen im Umfeld des Burghügels stieß das Grabungsteam überraschend auf eine steinerne Toranlage, die einzige nördlich der Alpen aus dieser Zeit. Sehr gut erhaltene Bauhölzer im ehemaligen Graben aus der Zeit um 580 v. Chr. waren eine sensationelle Entdeckung. Möglicherweise stammten sie von einer Zugbrücke. Außerhalb der Heuneburg existierte eine sehr große, stadtähnliche Siedlung von mehr als hundert Hektar Fläche.

Ebenfalls als keltischer Fürstensitz seit langem bekannt ist der Ipf bei Bopfingen, wo erste Grabungen schon vor hundert Jahren stattfanden. Heute bevorzugen die Wissenschaftler zerstörungsfreie Untersuchungsmethoden, wie geomagnetische Messungen. Deutlich zeichnen sich dabei Wälle und Gräben ab, die ein besiedeltes Gebiet auf dem Ipf umschlossen. Eine Außensiedlung, wie bei der Heuneburg, konnte dagegen bislang nicht nachgewiesen werden. Ausgrabungen auf der neuen Nato-Pipeline von Aalen nach Leipheim förderten nur wenige Funde aus der Hallstattzeit ans Tageslicht.

Der Hohenasperg ist das »Sorgenkind« der Archäologie. Durch den Bau der Renaissance-Festung wurden alle vorgeschichtlichen Spuren vernichtet. Nur indirekt lässt sich daher der Hohenasperg als Fürstensitz nachweisen, vor allem durch sein Umfeld reicher Fürstengräber, von Hochdorf über das Kleinaspergle bis zum Römerhügel in Ludwigsburg.

Die keltischen Fürstensitze vor mehr als 2500 Jahren waren charakterisiert durch »protourbane« Großsiedlungen, wie bei der Heuneburg. Landwirtschaftliche Überproduktion und zentralisierte Güterverteilung machten die Freistellung von Arbeitskräften für Großbauten möglich. Die Fürstensitze waren bewohnt von einer sozialen Elite, geprägt vom Prestigegüterverkehr (vor allem Importe aus dem Mittelmeerraum), durch ein aufwändiges Bestattungszeremoniell und einen Hang zur Monumentalisierung (Grabhügel). Doch die »Fürstensitz-Gesellschaft« kollabierte am Ende der Hallstattzeit. Eine massenhafte Abwanderung setzte ein und wenige Jahrzehnte später standen die Kelten vor den Toren von Rom. *ev*

**3. Donnerstag, 14. Dezember 2006:** Dr. Eberhard Fritz: »Der württembergische Hof im frühen 19. Jahrhundert.« Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht.



**4. Donnerstag, 11. Januar 2007:** Reinhard Wolf: »Auf Spurensuche im Landkreis Ludwigsburg. Kleindenkmale und ihre Geschichte.«

»Wenn Steine reden könnten...«, so sagt man, aber Steine sind stumme Zeugen und daher vom Verschwinden bedroht. Dagegen arbeitet die Dokumentation der Kleindenkmale, deren Koordinator Reinhard Wolf ist. Zusammen mit fast hundert ehrenamtlichen Helfern wurden in vierjähriger Arbeit mehr als 3000 Objekte erhoben. Aus dieser Fülle stellte er in seinem Vortrag exemplarische Kleindenkmale vor. Denkmale, die mit Wasser zusammenhängen: Dazu gehören Brunnen, aber auch Hochwassermarken oder das Pegelhäusle von Benningen. Denkmale, die im Wald sind: Davon gibt es nur wenige im waldarmen Landkreis Ludwigsburg, zu nennen sind zum Beispiel alte Weinbergmauern oder Prinz Friedrichs Kochherd.

Weinberge dagegen sind Fundgruben für Kleindenkmale, bis hin zu den Unterständen für Wengerter und Feldschützen (vgl. hierzu den Aufsatz von Reinhard Wolf im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter). Im Landkreis Ludwigsburg wurden ganze sechs Denkmale zu Religion und Glauben (vorwiegend Holzkreuze) gezählt. Zum Vergleich: Im überwiegend katholischen Landkreis Sigmaringen sind es rund 1700 religiöse Kleindenkmale! Auf geschichtliche Ereignisse weisen Gedenksteine hin, wie Kriegerdenkmale, Kaisersteine, das Denkmal für den Schimmel Helene in Freudental. *ev*

**5. Donnerstag, 8. Februar 2007:** Dr. Jürgen Obmann: »Der Limes. Antike Reichsgrenze und Weltkulturerbe.«

Der Limes ist seit 2005 Weltkulturerbe. Er durchzieht vier Bundesländer auf einer Länge von 550 km. Von den 800 Türmen und 60 Kastellen sind aber nur noch 20 Prozent sichtbar, 59 Prozent sind nicht mehr sichtbar und elf Prozent sind zerstört. Um die antike Grenzanlage zu schützen, existiert eine 30 Meter breite Kernzone entlang der Limeslinie.

Ein Management-Plan war integraler Bestandteil des Welterbe-Antrags. Hier wurden die Konzepte für den weiteren Umgang festgelegt. Für den Schutz vor Denkmalverlust durch Landwirtschaft, Waldnutzung, Vandalismus, Zersiedelung, überdimensionierte »Wanderwege« und falsch verstandene »Aktivitäten« sind Pflegemaßnahmen notwendig; die Kosten hierfür bleiben aber an den Kreisen und Kommunen hängen. Geld kostet auch die neue Beschilderung, das Informationssystem für Bodendenkmäler. Die 180 Schilder entstehen in einem einheitlichen Design und werden rund 200 000 Euro kosten. Das Land Baden-Württemberg wird diese Beschilderung finanziell fördern. Als Führer treten »Limes-Cicerones« auf, die durch das Archäologische Landesmuseum ausgebildet und geprüft wurden und sich laufend ständig fortbilden müssen. Als nächster Schritt erscheint demnächst eine Handreichung für Gemeinden zum Umgang mit dem Weltkulturerbe Limes.

Die Visualisierung erfolgt durch das Pflanzen von Hecken auf dem Limesverlauf und durch Schneisen im Wald. Die Rekonstruktion, der Nach- und Wiederaufbau des Limes, ist durch die Unesco stark eingeschränkt. Daher weichen die Archäologen vermehrt auf virtuelle Römerwelten aus. Diese virtuellen Rekonstruktionen sind zur Zeit noch aus finanziellen Gründen menschenleer. Um an zusätzliche Informationen zu gelangen, setzten die Wissenschaftler auf zerstörungsfreie Prospektion, Quellenzusammenführung, neueste Technik (Lidar), aber auch auf historische Bildquellen und die Dokumentation der Restaurierungen. *ev*



**6. Donnerstag, 8. März 2007:** Im Anschluss an die Mitgliederversammlung referierte Dr. Thomas Schulz über »Das Oberamt Ludwigsburg in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts«. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht.

## II. Die Sommerfahrten 2007

### **1. Samstag, 28. April 2007:** Halbtagesfahrt nach Weil der Stadt.

Ziel der Frühjahrsexkursion war die ehemals Freie Reichsstadt Weil der Stadt, eigentlich »Weil die Stadt« im Unterschied zu Weil im Schönbuch, Weilimdorf u. a. Es führte der Stadthistoriker Studiendirektor a. D. Wolfgang Schütz.

Das Stadtmuseum am Marktplatz ziert ein hübscher, vor einigen Jahren gestalteter Ausleger, dessen Ornamentik die Geschichte der Stadt erzählt. Hier ist an einer Straßenkreuzung eine alamannisch-fränkische Siedlung entstanden, die um 1060 in den Besitz des Klosters Hirsau überging. 1133 kam sie an die Welfen und 1191 an die Staufer, die sie zur Stadt erhoben. Wohl um 1275 wurde Weil der Stadt reichsunmittelbar. An vielen Stellen prangt noch heute der Reichsadler. Ebenso begegnet uns das SPQR (Senat und Volk von Rom). Die Bürgermeister nannten sich zeitweise Konsuln, die Stadträte Senatoren, um ihre enge Verbindung zu Reich und Kaisertum zu zeigen. Kaiser Karl IV. verlieh der Stadt 1373 eigene Gerichtsbarkeit und König Wenzel 1398 den Blutbann. In der Schlacht von Döffingen (1388) fielen 60 Bürger. 1526 war die Stadt fast ganz lutherisch, dann gewann sie die Gegenreformation zurück. 1648, als schon die Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück begonnen hatten, wurde die Stadt noch von den Franzosen zusammengeschnitten. Ihr Wiederaufbau gestaltete sich schwierig. Die kleine Stadt, im 14. Jahrhundert unter pfälzischem und dann unter badischem Schutz stehend, war zuletzt gänzlich von württembergischem Territorium umschlossen und fiel 1803 an Württemberg.

Am Kopf des Marktplatzes steht das Rathaus mit Bogenhalle, zwei Brunnen zieren ihn. Der eine trägt einen Wappner, der andere einen Löwen. Beide halten den Reichsadlerschild. In Weil der Stadt sind Johannes Kepler, der große Astronom, und Johannes Brenz, der Reformator Württembergs, geboren, ferner Josef Anton Gall, späterer Bischof von Linz, und Franz Josef Gall, der Arzt und Begründer der Phrenologie, damals Schädellehre genannt, möglicherweise auch Lucas Moser, der Meister des Tiefenbronner Magdalenenaltars, der sich »Maler aus Will« nannte.

In der Heiligkreuzkapelle nordwestlich vom abgegangenen Oberen Tor hängt ein Kreuzifixus von Michel Erhard, der auch in Blaubeuren arbeitete. Er ist für Passionsspiele verwendet worden. Dies zeigen die Seitenwunde, die mit Wein zum »Bluten« gebracht werden konnte, aber auch die Arme, die mit Scharnieren versehen sind. Vom Kloster der Augustiner-Eremiten erhielten sich zwei Kreuzgangflügel mit Maßwerkfenstern. Die Kirche wurde abgebrochen und in Dätzingen wieder aufgebaut. Das Kloster war zeitweise Schule, in die auch Carlo Schmid ging. Sein Vater Josef war Schulleiter. Heute ist der östliche Bau Katholisches Pfarramt. Die Kapuziner hatten in der Stadt eine »Missionsstation« und betreuten im 18. Jahrhundert u. a. auch die italienischen Schlossbauleute in Ludwigsburg. Diese waren, wie neuere Forschungen ergaben, beim Bau der Kapuzinerkirche in Weil der Stadt behilflich. Die dreitürmige katholische Stadtpfarrkirche Peter und Paul, aus rotem Buntsandstein erstellt, beherrscht die Stadt. Sie ist das Werk von Henßlin von Heimsheim und

Aberlin Jörg. Bau- und Wappeninschrift beweisen es. Von der reichen Ausstattung sind das Sakramentshaus, das der Spätrenaissance zuzurechnen ist, eine sehr realistische Kreuzigungsgruppe und die Glasfenster des Künstlers Huber zu nennen, auf deren einem Hitler als Versucher des Herrn dargestellt ist. Das Fenster wurde 1940 (!) geschaffen.

Mit herzlichem Dank an Herrn Schütz endete die Stadtbesichtigung. Ihr schloss sich eine Einkehr im Sportrestaurant Renningen an. *wb*

**2. Samstag, 15. September 2007:** Ganztagesfahrt nach Wertheim mit Hofgartenschlösschen und Kloster Bronnbach.

»Die bedeutendste Kunststätte im badischen Teil des Taubergrunds ist das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach« (Lacroix-Niester). Es verdankt seine Entstehung den Rittern von Lindenfels, Krensheim und Zimmern und gilt als Filiale von Maulbronn. 1157 wurde auf dem rechten Tauberufer mit dem Bau der Kirche begonnen und diese von Kloster- und Wirtschaftsgebäuden umschlossen. Vögte des rasch aufblühenden Klosters, das zeitweise 40 Mönchen und 120 Laienbrüdern (*fratres barbati*) ein Dach bot, waren die Grafen von Wertheim. 1525 wurde das Kloster von Bauernhaufen geplündert und 1552 führte Abt Clemens Leusser gegen den Widerstand eines Teils des Konvents die Reformation ein. 1558 wurde dem Würzburger Bischof die Wiedereinsetzung eines Konvents gestattet. 1631 eroberte König Gustav Adolf von Schweden das Kloster. Dabei wurde die Inneneinrichtung zerstört. 1803 fiel das Kloster an die Grafen von Löwenstein-Wertheim. Heute gehört es dem Main-Tauber-Kreis und beherbergt neben verschiedenen Institutionen, darunter den Archivverbund Main-Tauber, auch eine kleine Abordnung der Kongregation der Missionare von der Heiligen Familie.

Die Klostergebäude sind mehrfach umgebaut und durch den Betrieb einer Brauerei teilweise verunstaltet worden. Manche Bauteile sind statischer Probleme wegen schief. Dies gilt auch für den Kreuzgang mit einem ummauerten Armarium (Wandschrank für liturgische Geräte und Bücher). Besonders hervorzuheben ist die namentlich durch Altäre mit gewundenen Säulen barockisierte romanische Kirche mit einem Zugang vom Dormitorium her, einem von dem Bronnbacher Klosterbruder Daniel Aschauer gefertigten Chorgestühl und einem erhöhten Chor mit zwei Thronesseln, zu denen einmal drei und einmal zwei Stufen hinaufführen. Sie waren dem Bischof von Würzburg und dem Abt von Bronnbach vorbehalten. Die Blicke in Parlatorium, Calefaktorium, Scriptorium, Kapitelsaal und Refektorien, in das Abtzimmer mit Gewehrschränken (wer Herr ist, muss jagen) vermittelten Eindrücke vom ehemaligen Klosterleben. An den Kapitelsaal im Süden schließt das rechtwinklig zum Kreuzgang gelegene Sommerrefektorium an, das nach seinem Erbauer Abt Joseph Hartmann (1699-1724) »Josephsaal« genannt wird. Es ist mit figürlichem Schmuck und einem großen Deckengemälde geschmückt und dient heute als Konzertsaal. Zum Abschluss wurde noch ein Blick auf das größte Außenfresko Europas an der Orangerie geworfen, das die Weltläufigkeit der Klosterleitung symbolisieren sollte, indem es die vier damals bekannten Erdteile und die vier Jahreszeiten darstellt.

Das verwinkelte Wertheim, im Mündungsdreieck von Main und Tauber gelegen und vom Burgberg mit Festungsanlage überragt, hat den Charakter einer altfränkischen Stadt bewahrt. Von der mittelalterlichen Fortifikation sind mehrere Türme erhalten, darunter der »Spitze Turm« an der Taubermündung, von dem aus die autofreie Altstadt betreten wird. Die meisten der vornehmlich im 16. Jahrhundert entstandenen Bürgerhäuser in Fachwerkbauweise sind gut renoviert, was insbesondere

für diejenigen gilt, die am Marktplatz stehen. Wertheim war zu dieser Zeit durch Mainzoll, Geleitrecht von Markttheidenfeld bis Bürgstadt und Tuchhandel zu Wohlstand gelangt. Allerdings hatte die Stadt immer wieder unter Überschwemmungen zu leiden, was die Hochwassermarken eindrucksvoll beweisen. Die bisher schlimmste Flut war wohl 1764.

Von den herausragenden Bauten sind zu nennen der 1575 errichtete Engelbrunnen und das »Haus der vier Gekrönten«. Es ist nach den vier Kronen tragenden Gestalten an den Kragsteinen benannt. Das Haus ist heute zusammen mit dem gegenüber liegenden Alten Rathaus, mit dem es durch einen modernen Übergang verbunden ist, das Grafschaftsmuseum. Neben dem Alten Rathaus befindet sich das »Blaue Haus«, seines blau angestrichenen Fachwerks wegen so bezeichnet. Die Marienkapelle in der Kapellengasse ist 1447 über der ehemaligen Synagoge oder Judenschule erbaut worden und nur noch schwer als Denkmal zu erkennen. An der Nordostecke des Kirchplatzes liegt die Kilianskapelle, die gemeinsam mit der evangelischen Stiftskirche ein gutes gotisches Architekturensemble bildet. Sie wurde zwischen 1472 und 1482 zweigeschossig angelegt, hat also »Ober- und Unterkirche«. Die Unterkirche war früher Beinhaus. In der Oberkirche befindet sich das merkwürdige Grabmal für einen Hofnarren oder Gaukler. Die Stiftskirche ist das beherrschende Bauwerk der Stadt. Der Chor ist mit zum Teil künstlerisch hochwertigen Grabmälern der gräflichen Familien Stolberg, Isenburg, Manderscheid und Löwenstein bestückt. Die Kirche hat ferner eine kostbare, freilich sehr kleine Bibliothek.

Erstmals 1142 erscheinen die Grafen von Wertheim, die über der Taubermündung eine Burg errichteten, die in der Folgezeit mehrfach baulich überformt und im Dreißigjährigen Krieg 1634 von den kaiserlichen Truppen zerstört wurde. Georg II. (1521-1530) führte in der Grafschaft die Reformation ein.

1556 starben die Wertheimer Grafen aus und ihr Territorium fiel an den Grafen Ludwig von Stolberg-Königstein-Rochefort und von diesem schließlich an den Grafen Ludwig II. von Löwenstein. Das Haus Löwenstein teilte sich 1611 in die evangelische Linie Löwenstein-Wertheim-Virneburg und die katholische Linie Löwenstein-Wertheim-Rochefort. Im Dreißigjährigen Krieg standen die Linien auf verschiedenen Seiten, was zu wirren Verhältnissen führte. 1806 fiel Wertheim an Baden.

1777 erbaute Graf Friedrich Ludwig von Löwenstein-Wertheim-Virneburg am Wege zwischen Wertheim und Eichel ein Rokokoschlösschen mit großem Park, dem Hofgarten, als Sommerresidenz. Im Jahr 2000 konnte die Stadt Wertheim das vom Abbruch bedrohte und stark heruntergekommene Bauwerk, auf das zwei Brandanschläge verübt worden waren, erwerben. Heute ist das restaurierte Kleinod Museum, das zur Zeit französisches Porzellan, Landschaftsbilder und Werke von Max Liebermann zeigt.

Dr. Peter Müller, Ltd. Staatsarchivdirektor und Mitglied des Historischen Vereins, führte die Teilnehmer durch den nördlichsten Zipfel unseres Bundeslandes, lebhaft und mit großem Detailwissen. Auf der Hinfahrt hatte Professor Dr. Paul Sauer zur Geschichte der Landesteile, die wir berührten, vorgetragen. In der »Krone« in Auenstein klang der Tag mit Dank an die beiden Herren aus. *wb*

Der vorliegende Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-)Berichten von Dr. Erich Viehöfer (ev) und Dr. Wolfgang Bollacher (wb). *Wolfgang Läßle*

# Rückblick auf das Jahr 2006

## Januar

15. Der Turngau Neckar-Enz feiert mit einem Festakt in der Vaihinger Stadthalle sein 50-jähriges Bestehen.
16. An der Besigheimer Schleuse beginnen die 2,5 Millionen Euro teuren Arbeiten zur Sanierung des in den 1950er Jahren errichteten Damms zwischen Schifffahrtskanal und Altneckar. Der über sechs Meter hohe Damm gilt als nicht mehr ganz sicher. Sein Bruch hätte schwere Schäden zur Folge.
26. Laut einer Untersuchung des Statistischen Landesamtes verfügen die Bürger im Kreis Ludwigsburg im Durchschnitt über eine Kaufkraft von 16 200 Euro im Jahr. Sie liegen damit im Vergleich der 44 baden-württembergischen Stadt- und Landkreise auf Rang zwei. Landesweit sogar an der Spitze stehen Remseck bei den großen Kreisstädten und Affalterbach bei den Gemeinden mit mehr als 3000 Einwohnern.
29. Mit dem Ausklang der traditionellen Krippenausstellung wird das Landeskirchliche Museum in Ludwigsburg für immer geschlossen. Die Weiterführung des im Juni 1994 in der Friedenskirche eröffneten Museums ist der Kirchenleitung zu teuer.

## Februar

2. Hoher Besuch in Schöckingen: Der spanische König Juan Carlos kommt zu einer privaten Stippvisite ins Schöckinger Schloss, wo ihn ein Freund zu einem Dinner im Kreis prominenter Gäste aus Wirtschaft und Politik empfängt.
5. Riesige Welle der Hilfsbereitschaft in Löchgau: Über 4200 Menschen kommen in die Gemeindehalle, um sich für eine Knochenmarkspende registrieren zu lassen. Mit dieser und anderen Aktionen wollen die Löchgauer der fünfjährigen Amy helfen, die an einer seltenen, lebensbedrohlichen Knochenmarkserkrankung leidet.
6. Der landesweite Streik der kommunalen Beschäftigten gegen eine Verlängerung der Wochenarbeitszeit von 38,5 auf 40 Stunden macht sich auch im Kreisgebiet bemerkbar. In den Kliniken müssen planbare Operationen verschoben werden, mehrere Kindergärten bleiben geschlossen, in den Ämtern kommt es teils zu längeren Wartezeiten.
19. Markgröningsens Bürgermeister Rudolf Kürner wird mit 94 Prozent der abgegebenen Stimmen für weitere acht Jahre im Amt bestätigt.

## März

22. Der Remsecker Ortsteil Neckargröningen feiert mit einem Festakt sein 1200-Jahr-Jubiläum. Der Ort wurde 806 in einer Schenkung an das Kloster Lorsch erstmals urkundlich erwähnt. Mitte Juni folgt noch ein großes Festwochenende.

26. Bei der Landtagswahl ist auch im Landkreis Ludwigsburg die CDU klarer Gewinner. Sowohl Ministerpräsident Günther Oettinger im Wahlkreis Vaihingen als auch Klaus Herrmann (Ludwigsburg) und Manfred Hollenbach (Bietigheim-Bissingen) verteidigen ihre Direktmandate jeweils mit deutlichem Vorsprung. Christine Rudolf und Claus Schmiedel von der SPD sowie Jürgen Walter von den Grünen schaffen über die so genannte Zweitauszählung erneut den Sprung in den Landtag. Wolfgang Stehmer (SPD), Monika Chef (FDP) und Franz Untersteller (Grüne) erringen ebenfalls ein Zweitmandat, so dass der Landkreis jetzt neun statt bisher sieben Abgeordnete im Landesparlament hat.

## April

1. Kornwestheim feiert mit einem großen Festakt ein dreifaches Jubiläum: die erste urkundliche Erwähnung des Ortes vor 1225 Jahren, die Stadterhebung vor 75 Jahren und die Ernennung zur großen Kreisstadt vor 50 Jahren.
23. Bei Erschließungsarbeiten für das Hessigheimer Neubaugebiet »Muckenloch« werden zahlreiche Gräber aus der Merowingerzeit freigelegt. Die Archäologen sprechen von einem »herausragenden Kulturdenkmal« und können zum Teil spektakuläre Funde sichern.

## Mai

7. Gerd Maisch gewinnt die Oberbürgermeisterwahl in Vaihingen. Der 42 Jahre alte bisherige Rathauschef von Tamm setzt sich bereits im ersten Wahlgang mit 62 Prozent der Stimmen gegen seine zwei Mitbewerber durch und tritt am 1. September die Nachfolge von Heinz Kälberer an, der nach drei Amtsperioden nicht mehr kandidiert hatte.
19. Nach einjähriger Bauzeit kann die neue Straße zwischen Pleidelsheim und Mundelsheim für den Verkehr freigegeben werden. Der Landkreis hat sich den Ausbau und die Verbreiterung der 3,5 Kilometer langen Strecke sechs Millionen Euro kosten lassen.
20. Die neue Eisenbahnbrücke über die Enz zwischen Besigheim und Bietigheim wird offiziell eingeweiht. Das 17 Millionen Euro teure Bauwerk ersetzt die über 130 Jahre alte historische Stahlgitterbrücke.

## Juni

6. Bundespräsident Horst Köhler eröffnet in Marbach bei einem Festakt das neue Literaturmuseum der Moderne. Der zwölf Millionen Euro teure Bau ergänzt das Schiller-Nationalmuseum und das Deutsche Literaturarchiv und präsentiert in einer Dauerausstellung die bedeutendsten Bestände der Literatur des 20. Jahrhunderts.
14. Auf der B 10 gilt ab sofort ein Nachtfahrverbot für schwere Lastkraftwagen über zwölf Tonnen. Mit dieser Maßnahme soll der so genannte



Mautausweichverkehr, der den Anliegergemeinden einen starken Durchgangsverkehr bescherte, eingedämmt und die Laster zur gebührenpflichtigen Benutzung der Autobahnen gezwungen werden.

## Juli

2. Remsecks Oberbürgermeister Karl-Heinz Schlumberger wird mit 75,9 Prozent der abgegebenen Stimmen für eine zweite Amtszeit gewählt.
3. Der Landkreistag, der Verband der 35 baden-württembergischen Landkreise, feiert mit einem Festakt im Forum am Schlosspark in Ludwigsburg sein 50-jähriges Bestehen.
6. Der Landkreis Ludwigsburg gestaltet dieses Jahr die traditionsreiche Stallwächterparty der baden-württembergischen Landesvertretung in Berlin. Rund 500 Gäste aus Politik, Wirtschaft und Kulturleben des Landkreises nehmen an dem Fest in der Bundeshauptstadt teil.
9. Für Fußballfreunde geht ein einzigartiges Fest zu Ende. Vier Wochen lang konnten sie in Ludwigsburg auf dem Mathildenareal und zuletzt auf dem Marktplatz die Spiele der Weltmeisterschaft auf einer Großleinwand gemeinsam verfolgen. Die Kehrseite der Medaille: Der Stadtkasse beschert der »Fußballsommer« ein Defizit von rund 220 000 Euro.
16. Erligheims neuer Bürgermeister heißt Rainer Schäuffele. Der 37-jährige Diplom-Verwaltungswirt setzt sich im zweiten Wahlgang klar gegen seinen Konkurrenten durch und tritt Mitte September die Nachfolge von Albert Leibold an, der nicht mehr kandidiert hatte und nach 32-jähriger Amtszeit in den Ruhestand geht.
20. Ministerpräsident Oettinger und Landrat Dr. Haas geben die neue »Weinstraßenkreuzung« offiziell für den Verkehr frei. Der täglich von rund 34 000 Autos befahrene Knotenpunkt der Landesstraßen Schwieberdingen-Möglingen und Markgröningen-Münchingen ist für rund 3,5 Millionen Euro ausgebaut worden.
21. Mit einem Festakt in Hemmingen feiern Landkreis, Anliegergemeinden und die Württembergische Eisenbahngesellschaft das 100-jährige Bestehen der Strohgäubahn zwischen Korntal und Weissach.
- 21./23. Großes Festwochenende in Großbottwar anlässlich des 750-Jahr-Jubiläums der Stadt.
22. Die Umgehungsstraße Sachsenheim-Sersheim wird für den Verkehr freigegeben. Die 7,6 Kilometer lange und 17,4 Millionen Euro teure Straße erschließt das interkommunale Gewerbegebiet Eichwald und entlastet die Ortskerne vom Durchgangsverkehr.
23. Mit Altarweihe und einem Fest auf dem Marktplatz feiern Ludwigsburgs Katholiken den Abschluss der Renovierungsarbeiten an der Dreieinigkeitskirche. Das Gotteshaus ist für 1,2 Millionen Euro umfassend erneuert worden.
31. Meteorologen sprechen vom heißesten Juli seit über 200 Jahren. An 29 Tagen stieg das Thermometer auf 25 Grad oder darüber, an 19 Tagen waren es 30 Grad oder mehr. Landwirte beklagen die lang anhaltende Trockenheit, rechnen aber mit keinen gravierenden Ernteeinbußen.

## August

4. Ludwigsburg ist für einige Stunden fest in der Hand von Radfahrern. Vom Marktplatz aus starten rund 2300 Radler zur 600 Kilometer langen »Tour de Ländle«.
25. Böses Erwachen in Löchgau: Der Anfang Juli nach über 25 Dienstjahren in den Ruhestand gegangene Kämmerer hat aus den Kassen einer gemeindeeigenen Immobiliengesellschaft und des Zweckverbands Wasserversorgungsgruppe Besigheim über 375 000 Euro veruntreut.
27. In Vaihingen wird nach drei Jahren Bauzeit das neue Karl-Gerok-Stift eingeweiht. Das 13 Millionen Euro teure Alten- und Pflegeheim mit 132 Plätzen ersetzt den Altbau aus dem Jahre 1960.
31. Der August endet, wie er begann: völlig verregnet und viel zu kalt. Vier Wochen lang gab es im Vergleich zum langjährigen Durchschnitt viel zu wenige Sonnenstunden und die Temperaturen fielen teilweise unter 10 Grad.

## September

7. In Ludwigsburg wird der Abschluss der Sanierung der unteren Kirchstraße gefeiert. Die Stadt hat 1,2 Millionen Mark in die Neugestaltung der Fußgängerzone investiert.
22. In Pleidelsheim wird nach rund einjähriger Bauzeit die so genannte Osttangente offiziell eröffnet. Die rund 3,5 Millionen Euro teure und 1,5 Kilometer lange Umgehungsstraße soll den stark belasteten Ortskern um täglich 5000 Fahrzeuge entlasten.

## Oktober

1. Die Stadt Bönningheim feiert das 250-jährige Bestehen des Stadion'schen Schlosses.
4. Schreckliche Verzweiflungstat in Hessigheim: Eine 38-jährige Frau tötet nach der Trennung von ihrem Mann ihre beiden Kinder und versucht anschließend sich das Leben zu nehmen.
5. Mit einer kleinen Feier wird der 1,7 Kilometer lange neue Radweg zwischen Mundelsheim und Hessigheim eröffnet. Damit ist die letzte Lücke des Neckartal-Radwegs im Landkreis geschlossen.
7. Die Ludwigsburger Filmakademie feiert mit einem großen Empfang ihr 15-jähriges Bestehen.
8. Sersheims Bürgermeister Jürgen Scholz wird bei einer Wahlbeteiligung von nur 28,2 Prozent mit 85,8 Prozent der Stimmen in seinem Amt bestätigt.
10. Zahlreiche Mitarbeiter der Bausparkasse Wüstenrot demonstrieren in Ludwigsburg gegen den von der Firmenleitung geplanten Abbau von bis zu 1000 Arbeitsplätzen.
20. Auf dem Gelände des Kernkraftwerks Neckarwestheim wird das erste atomare Zwischenlager im Land eröffnet. Der heftig umstrittene Bau des

- auf Gemrigheimer Gemarkung errichteten unterirdischen Lagers für 151 Castor-Behälter hat rund 40 Millionen Euro gekostet.
26. Die Gemeinde Kirchheim weiht ihre neue Ortsbücherei ein. Sie ist nun in der für rund 500 000 Euro umgebauten und sanierten einstigen Storchenkelter untergebracht.
  27. In Pattonville wird das neue Bürgerzentrum eingeweiht. In dem 5-Millionen-Bau finden unter anderem die Verwaltung des Zweckverbandes, der Bürgertreff, die Bücherei und ein Kindergarten Platz.
  29. Bei der Bürgermeisterwahl in Tamm fällt bereits im ersten Wahlgang die Entscheidung: Der bisherige Erste Beigeordnete Roland Zeller erhält 75 Prozent der Stimmen und tritt Anfang Dezember die Nachfolge von Gert Maisch an, der im Mai zum Oberbürgermeister von Vaihingen gewählt worden war.

## November

3. Das Kulturhaus in Kornwestheim muss wegen Asbestverseuchung geschlossen werden. Fachleute gehen davon aus, dass die erforderlichen Sanierungsarbeiten gut ein Jahr dauern und rund fünf Millionen Euro kosten werden.
11. Die vor 15 Jahren aufwändig sanierte ehemalige Kelter in Aldingen erhält eine neue Nutzung: In dem denkmalgeschützten Gebäude ist jetzt die Ortsteilbücherei untergebracht.
17. In Ludwigsburg wird die neue Innenstadt-Sporthalle an der Karlstraße offiziell eingeweiht. Der 4-Millionen-Bau verbessert sowohl die Situation für den Schulsport als auch die Trainingsmöglichkeiten der Sportvereine.
18. Ludwigsburgs Katholiken feiern das 200-jährige Bestehen der Pfarrei »Zur Heiligsten Dreieinigkeit«.
30. In Vaihingen wird der Erweiterungsbau für das Friedrich-Abel-Gymnasium eingeweiht. In dem 600 000 Euro teuren Gebäude sind vier zusätzliche Klassenräume und zwei neue Kursräume entstanden.

## Dezember

1. Viel zu trocken und im Durchschnitt viel zu warm, lautet die Wetterbilanz für die Herbstmonate. Nach Auskunft der Meteorologen war der diesjährige Herbst so warm wie noch nie. Vielerorts setzen die Pflanzen schon wieder Knospen an.
5. Die Verbandsversammlung des ehemaligen Landeswohlfahrtsverbands beschließt, die Orthopädische Klinik in Markgröningen für rund 11,8 Millionen Euro an die Kliniken Ludwigsburg-Bietigheim gGmbH zu verkaufen.
14. Der neue Straßenkreisel an der Schweißbrücke bei Erdmannhausen wird nach 14-monatiger Bauzeit offiziell für den Verkehr freigegeben. Rund 2,6 Millionen Euro haben Land und Landkreis investiert, um den unfallträchtigen Kreuzungsbereich sicherer zu gestalten. – Der Marbacher Gemeinderat beschließt, die kommunale Gasversorgung für 6,1 Millionen

- Euro an die Stadtwerke Ludwigsburg zu verkaufen. Der Erlös soll überwiegend zur Schuldentilgung verwendet werden.
18. Ein Großbrand zerstört weite Teile der ehemaligen Kelter in Benningen. Der Schaden an dem als Fest- und Veranstaltungsstätte genutzten historischen Gebäude wird auf rund 700 000 Euro beziffert. Die Polizei geht von Brandstiftung aus.
31. Im Landkreis sind 12 087 Menschen ohne Arbeitsplatz, 2825 weniger als vor zwölf Monaten. Die Arbeitslosenquote ist im Laufe des Jahres von 5,5 Prozent auf 4,4 Prozent zurückgegangen. Im Landesdurchschnitt beträgt sie 5,4 Prozent, im Bundesdurchschnitt 9,6 Prozent. *Thomas Schulz*

# Buchbesprechungen

**Gertrud Bolay: Zweihundert Jahre Gipsabbau am Hohenasperg.** Ein Beitrag zur Asperger Industriegeschichte. [Asperg] 2005, 129 S., Abb.

Die Verfasserin stammt aus einer alten Asperger Familie. Schon ihr Vater Theodor Bolay (1900-1989), langjähriger ehrenamtlicher Kreisarchivpfleger und Schullektor in Asperg, hat sich intensiv mit der Erforschung unserer Heimatgeschichte beschäftigt, wovon nicht zuletzt seine zahlreichen Veröffentlichungen, vor allem auch über die Stadt Asperg und den Hohenasperg, zeugen. Ganz in dieser Tradition eingebunden, legt nun seine Tochter, Schullektorin a. D., eine Arbeit über die Gipsverarbeitung am Fuße des Hohenaspergs vor, die den Zeitraum von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Einstellung des Gipsabbaus im Jahre 1939 umfasst. Ausgewertet wurden hierfür die in verschiedenen Archiven verwahrten Unterlagen und Quellen.

Der Bogen des Buches spannt sich von einer kurz gehaltenen Darstellung der Geschichte Aspergs über allgemeine Angaben zu Gips- und Gipsgewinnung bis hin zu den Asperger Gipsmühlen und deren Betreibern. Die flüssig und anschaulich geschriebene Arbeit ist für die Industriegeschichte unserer Heimat ein wichtiger Beitrag, der durch zahlreiche aussagekräftige Fotos und Pläne sinnvoll ergänzt wird.

*Wolfgang Läßle*

**Marco Nimsch: Der Militärstandort Kornwestheim.** Kornwestheim 2006, 80 S., Abb.

Mit der größeren, jedoch jüngeren Nachbarstadt Ludwigsburg, dem »schwäbischen Potsdam«, kann und will sich Kornwestheim nicht vergleichen, weil aber Kornwestheim viel älter ist als Ludwigsburg, reicht auch seine Militärgeschichte viel weiter zurück. Marco Nimsch spannt den Bogen weit von der württembergischen Landmiliz des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des Militärstandorts bzw. der Konversion, der Umnutzung der ehemaligen Kasernenareale in den letzten Jahren.

Während Kornwestheim in der ersten Zeit das Schicksal der vielen Einquartierungen von Soldaten, solange es noch keine oder nur wenige Kasernen gab, mit vielen anderen Orten teilte, stieg es im Ersten Weltkrieg zu einem besonders frequentierten Militärstandort auf. Die Kasernen Stuttgarts und Ludwigsburgs konnten die vielen für diesen Krieg aufzustellenden Regimenter gar nicht fassen, und so mussten alle Möglichkeiten zur Unterbringung von Truppen und Stäben in Schulen, Gasthäusern und Privatquartieren der umliegenden Orte genutzt werden.

Zu einem echten Militärstandort wurde Kornwestheim aber erst in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg, als die Wehrmacht immens vergrößert wurde. Zwei große Kasernenanlagen entstanden.

Marco Nimsch schildert mit vielen Details und Fotos den Bau, die hier garnisonierenden Truppen und ihr Schicksal im Krieg. Er schließt die Zeit der Internierungs-, Gefangenen- und Flüchtlingslager an und die erste zivile Nutzung der Kasernen nach



Kriegsende, die dann durch die Vermehrung der amerikanischen Truppen in Deutschland zur Zeit des Koreakrieges jäh und drastisch unterbrochen wurde. Für mehrere Jahrzehnte gehörten GIs zum Stadtbild Kornwestheims. Zum 1. Irak-Krieg verließen die Amerikaner 1990 Kornwestheim und kehrten nicht wieder zurück. Die Kasernen konnten den Erfordernissen einer neuen Zeit weichen.

Interessant lesbar wurde die Militärgeschichte Kornwestheims durch einen Fachmann zusammengestellt, der aus eigenem Erleben das Militär kennt und seine Geschichte deshalb gut darzustellen vermag.

*Wolfgang Klusemann*

**Petra Schad: Vom Bürgerhaus zum Haus der Bürger.** Der Wimpelinhof Markgröningen einst und jetzt. Markgröningen 2005, 72 S., Abb., Pläne.

Nach einem 2004 im 2. Band der Reihe »Markgröninger Bauwerke und ihre Geschichte« erschienenen Beitrag über den Wimpelinhof beschäftigt sich die Markgröninger Stadtarchivarin erneut mit dem markanten Gebäude, in dem neben dem Stadtarchiv auch ein kleines stadthistorisches Museum untergebracht ist. Die Bau- und Besitzgeschichte des Hofes sowie die Geschichte seiner 2001 begonnenen Sanierung stehen am Anfang des Heftes. Der Hauptbeitrag ist den bau- und kunsthistorischen Besonderheiten des Wimpelinhofes und deren Instandsetzung und Erhaltung gewidmet. Petra Schad geht detailliert auf die zeitübliche Fachwerkbauweise, die farbliche Gestaltung der Fassade und die Steinfriese um Türen und Fenster ein. Sie erklärt charakteristische Einzelheiten der Innenräume, u. a. der Täferstuben im 1. und 2. Stock, der Bohlenstube und einer ausgemalten Kammer im 2. Stock oder der Sommerstube in der Scheune.

Im zweiten Kapitel kommt der die Sanierung betreuende Architekt zu Wort und reflektiert über die Würde eines historischen Hauses und die daraus entstehenden Verpflichtungen für den Architekten. Ergänzend stellt er die Baualterspläne der drei Geschosse den ausgeführten Sanierungsplänen informativ gegenüber.

Zum Abschluss führt Petra Schad durch die auf vier Vitrinen verteilte stadthistorische Ausstellung. Themen sind die Geschichte des Wimpelinhofes und die Lebensverhältnisse in Markgröningen während des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Schäferlauf bildet selbstverständlich ein weiteres und wichtiges Thema. Das vorliegende Heft ist damit ein nützlicher Führer durch das Museum, aber auch ein handlicher und unentbehrlicher Begleiter beim Gang durch die Geschichte und die Räume des Wimpelinhofes.

*Günther Bergan*

**Petra Schad und Gerhard Liebler: Markgröningen und sein Schäferlauf** (Band 9 der stadthistorischen Reihe »Durch die Stadtbrille«, hrsg. vom Arbeitskreis Geschichtsforschung und Denkmalpflege Markgröningen). Markgröningen 2007, 123 S., Abb.

Der Titel ist gleichzeitig das Programm des Heftes. In einem ersten Aufsatz schildert die Markgröninger Stadtarchivarin die historische Entwicklung des Markgröninger Schäferlaufs, erste Erwähnung übrigens 1593. Nach Wissenswertem über mittelalterliche Märkte und die in dieser Zeit üblichen Schäfertänze zitiert Petra Schad die historisch belegbaren Quellen ebenso wie sie auch die sagenhaften Ursprünge, verbunden mit der Geschichte des treuen Bartel erwähnt. Weiter beschreibt sie den Schäferlauf als historisches Stadtfest und geht auf seine einzelnen Kompo-

nenten wie Wassertragen, Hahnentanz, Schäfertanz, Festspiel und Festzug näher ein.

Im Gegensatz zu Petra Schad kommt Gerhard Liebler erst in der zweiten Hälfte seines Aufsatzes »Das Jahr 1947« auf den 1947 zum ersten Mal nach 1939 wieder ausgerichteten Schäferlauf zu sprechen. Zuvor schildert er die allgemeine Nachkriegssituation im Land sowie in Markgröningen und beschreibt dann, veranschaulicht durch zahlreiche Fotos, die Vorbereitungen und den Ablauf des von den Markgröningern lang ersehnten ersten Nachkriegsschäferlaufs.

Ein »Schäferlauf-Alphabet« von Petra Schad, in dem sie die wichtigsten Stichworte im Zusammenhang mit dem historischen und dem aktuellen Schäferlauf kurz erläutert, steht am Ende des Heftes. Es bildet mit seinen Anmerkungen eine nützliche Ergänzung und Zusammenfassung der beiden vorangegangenen Aufsätze.

*Günther Bergan*

**Eduard Theiner: 1200 Jahre Neckargröningen 806-2006.** Remseck 2006, 52 S., Abb.

Die erste gesicherte urkundliche Erwähnung von Neckargröningen datiert vom 22. März 806. Im so genannten Lorscher Codex wird unter diesem Datum bestätigt, dass ein gewisser Engilrich aus »Gruoninheim« im Neckargau dem Kloster Lorsch eine Wiese geschenkt hat.

Der Remsecker Stadtarchivar hat im Jubiläumsjahr 2006 eine kleine Broschüre zusammengestellt, in der er in lockerer Form die 1200-jährige Geschichte des Ortes Revue passieren lässt. Locker deshalb, weil die Ereignisse nicht in trockener Form streng chronologisch abgearbeitet, sondern schwerpunktmäßig in bunter Folge dargestellt werden.

Die Jubiläumsschrift beginnt mit einem Kapitel über die letzten 60 Jahre, die durch ein rasantes Wachstum und vor allem durch die Fusion zur Reformkommune Remseck gekennzeichnet sind. In den folgenden Kapiteln wird der Leser über den langen Weg von der Postkutsche bis zum Stadtbahnanschluss, über die bäuerlichen Wurzeln der Gemeinde, über den unberechenbaren Namensgeber des Ortes, den Neckar, über das Gewerbegebiet, auf dem einmal scharf geschossen wurde, über die Vereine sowie über markante Gebäude des Ortes informiert. Theiner erinnert abschließend in sechs kurz gehaltenen Lebensbildern an bekannte Neckargröninger.

In den Text eingestreut sind neben aktuellen Farbaufnahmen zahlreiche historische Aufnahmen sowie eine Zeittafel mit den Eckdaten der Ortsgeschichte. Die letzten 20 Seiten der Broschüre dienen mit Anzeigen von Remsecker Firmen und Unternehmen gleichzeitig Werbung und Information.

*Günther Bergan*

**Der Jüdische Friedhof in Remseck-Hochberg.** Eine Dokumentation. Remseck 2003, 301 S., Abb., Register, Pläne.

1992 gaben die Gemeinde Remseck und das Landesdenkmalamt eine umfassende Dokumentation der auf dem jüdischen Friedhof von Hochberg vorhandenen Grabsteine in Auftrag. Das Ergebnis der in den Jahren 1992 bis 1998 von Pfarrerin Ulrike Sill mit Unterstützung von Gil Hüttenmeister durchgeführten Arbeit ist in dem vorliegenden Band zusammengefasst. Insgesamt werden 211 vollständig erhaltene Grabsteine und 33 Fragmente schriftlich und in einigen Fällen bei besonderer Bedeutung auch fotografisch dokumentiert.

Die für alle Grabsteine und Fragmente einheitliche Dokumentation beginnt mit der laufenden Zählnummer des Grabsteins und dessen Abmessungen, dem Namen und dem Sterbedatum des Verstorbenen. Als nächstes ist die Inschrift des Grabsteins zeilenweise in hebräischer Originalschreibweise und in der deutschen Übersetzung wiedergegeben. Ergänzende, nicht auf dem Grabstein vorhandene persönliche Daten des Verstorbenen wie Geburtsdatum, Herkunftsort, Beruf, Eltern, Ehepartner, Geschwister und Kinder schließen sich an. Die zur Ermittlung dieser Daten herangezogenen Quellen und Literaturstellen sind abschließend angegeben. Mehrere Register, geordnet nach Grabsteinnummern, Familiennamen, Geburts- bzw. Sterbedatum, Ortsnamen und Berufen, sowie ein Lageplan ergänzen die übersichtlich gestaltete und gut erläuterte Dokumentation.

Der Dokumentation vorangestellt sind vier größere Aufsätze, die Informationen zum historischen Umfeld des Hochberger Friedhofs liefern: »Die jüdische Gemeinde Hochberg« von Gertrud Bolay, »Die jüdische Gemeinde Aldingen« von Eduard Theiner, »Geschichte des jüdischen Friedhofs in Hochberg« von Ulrike Sill und »Die Inschriften des jüdischen Friedhofes in Hochberg« von Gil Hüttenmeister.

*Günther Bergan*

**Steinheim an der Murr - im Wandel der Zeit.** Ludwigsburg 2005, 144 S., Abb.

Im Jahr 2005 feierte Steinheim den 50. Jahrestag der Erhebung (vielleicht auch der Wiedererhebung?) zur Stadt. Aus diesem Anlass entstand das vorliegende Buch in Rekordzeit: Im März 2005 fanden die ersten Gespräche mit dem Verlag statt, im Juli war das Buch bereits fertig. 21 Autoren lieferten Textbeiträge. Die Spannweite der Themen reicht von der Geschichte der Kernstadt (Hans Dietl) bis zur Entwicklung des Weinbaus (Michael Graf Adelmann). So werden nahezu alle Bereiche der städtischen Entwicklung im vergangenen halben Jahrhundert behandelt. Im Anhang informieren Statistiken über die Investitionen der Stadt in den letzten 50 Jahren und über die Ergebnisse der Gemeinderatswahlen seit 1975. Der vorliegende Band soll dabei nur ein erster Baustein für ein großes Heimatbuch über Steinheim sein, das für die Zukunft geplant ist.

*Erich Viehöfer*

**Paul Sauer: Wolfsölden. Jugend in einem schwäbischen Bauerndorf.** Tübingen 2007, 286 S., Abb.

Professor Dr. Paul Sauer, der renommierte Landeshistoriker, der große Kenner und Historiograph der württembergischen Geschichte, hat ein neues Buch veröffentlicht: Diesmal sind es seine persönlichen Erinnerungen, die nun vorliegen, niedergeschrieben auf vielfachen Wunsch aus seinem Bekannten- und Freundeskreis.

Paul Sauer kam 1931 in Wolfsölden, einem Ortsteil von Affalterbach, zur Welt und wuchs in kargen Verhältnissen in einer Bauernfamilie auf. Er beschreibt unpatetisch und mit großer Anschaulichkeit eine inzwischen untergegangene Welt: den Alltag seiner Kindheit und Jugendjahre in Familie, Schule und Dorf, wobei auch seine eigenen Empfindungen nicht zu kurz kommen. Sauers positive Lebenseinstellung, die große Dankbarkeit seinen Eltern und Mitmenschen gegenüber rührt auch den Leser, der den Eindruck gewinnt, als Augenzeuge selbst Teil des Geschehens zu sein.

Gewiss war das alltägliche Leben in Sauers Kindheit und Jugend meist schwieriger

als heutzutage. Dennoch klingt, freilich ohne jegliche Verklärung, eine leise Melancholie an die Geborgenheit in einem kleinen schwäbischen Bauerndorf nach, wo es beschaulicher und weniger hektisch als in der Gegenwart zugeht. Aufschlussreich sind die Ausführungen über die Zeit des Dritten Reichs, über Krieg und Kriegsende sowie unmittelbare Nachkriegszeit, in die Kindheit und Jugend des Autors fielen.

Sauers akribisch festgehaltene Lebensgeschichte, eingebettet in die damaligen Ereignisse, ist so authentisch wiedergegeben, dass auch noch spätere Generationen darauf mit großem Gewinn zurückgreifen werden, um sich ein wirklichkeitsnahes Bild über die damaligen Verhältnisse zu machen. Die Erinnerungen eignen sich als Lektüre nicht nur für Erwachsene, sondern vor allem auch für Jugendliche, die noch auf der Suche nach Orientierung für ihr eigenes Leben sind. *Wolfgang Läßle*

**Monika Bergan: Ludwigsburger Frauenporträts.** Biographische aus vier Jahrhunderten. Ludwigsburg 2006, 98 S., Abb.

Eine willkommene Ergänzung zur Stadtgeschichte von Dr. Sting bieten die »Ludwigsburger Frauenporträts« von Monika Bergan. Die Auswahl der zwanzig Frauen aus vier Jahrhunderten geschah dabei eingestanden »subjektiv«. Denn der Begriff »Ludwigsburgerin« wurde sehr weit gefasst; zu dieser Gruppe zählt die Autorin sowohl hier geborene wie zugezogene Frauen. Die soziale Bandbreite ist ebenfalls groß, sie reicht von Mätressen über Künstlerinnen bis zu Unternehmerinnen. Der Umfang dieser biographischen Abrisse variiert dabei sehr stark. Dem Leben und Wirken bekannter Frauen, wie zum Beispiel der Grävenitz, wird oft mehr Platz eingeräumt als den weniger bekannten. Dabei hätte man gerade über die Unternehmerinnen des 19. Jahrhunderts gerne mehr erfahren: Friederike Kammerer, Christine Katherine Lotter, Friederike Louise Lotter, Rebekka Elsas und Caroline Neubert werden zusammen auf nur dreieinhalb Seiten behandelt. Ein Literaturverzeichnis und ein Namensregister runden das gelungene Bändchen ab. *Erich Viehöfer*

**Sabine Thomsen: Die württembergischen Königinnen.** Charlotte Mathilde, Katharina, Pauline, Olga, Charlotte – ihr Leben und Wirken. Tübingen 2006, 291 S., Abb.

In ihrem mit zahlreichen Farbabbildungen ausgestatteten Buch stellt die Verfasserin das Leben der fünf württembergischen Königinnen vor, denen im Land, neben dem König, immer auch eine wichtige Rolle zufiel. Wie haben sie diese schwere Verantwortung bewältigt? Wer waren diese Frauen? Charlotte Mathilde (1766-1828), die erste Königin von Württemberg, verheiratet mit König Friedrich I., stammte aus dem englischen Königshaus. Ihr folgte die ehrgeizige, schöne und junge Katharina (1788-1819), eine russische Prinzessin. Wegen ihres frühen Todes trauerte mit König Wilhelm I., ihrem Gemahl, das ganze württembergische Volk. Zweite Gemahlin Wilhelms I. wurde die bodenständige und familienliebende Pauline (1800-1873). Ihr Sohn Karl, der auf dem Thron folgte, war mit Olga (1822-1892), ebenfalls einer russischen Prinzessin, verehelicht. Die letzte Königin, Charlotte (1864-1946), verheiratet mit König Wilhelm II. von Württemberg, war eine geborene Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.

So unterschiedlich die württembergischen Königinnen auch waren – die ihnen vom Schicksal gestellten Aufgaben haben sie allesamt gemeistert: den Staat ange-

messen repräsentieren, den König unterstützen (auch wenn sie nicht immer ihr Eheglück fanden) und vor allem sich wohl­tätig engagieren. Viele heute noch existierende soziale und kulturelle Einrichtungen gehen auf die Gründung der einen oder anderen württembergischen Königin zurück.

Ein sehr lesenswertes und schön gestaltetes Buch, in dem facettenreich und anschaulich die einzelnen Frauengestalten gezeichnet sind. *Wolfgang Läßle*

**Marco Carini: Fritz Teufel.** Wenn's der Wahrheitsfindung dient. Hamburg 2003, 248 S., Abb.

Einer der bekanntesten Aktivisten der APO stammt aus Ludwigsburg. Fritz Teufel ist zwar 1943 in Ingelheim bei Wiesbaden geboren, die Familie zog aber bereits 1946 nach Ludwigsburg, wo sein Großvater lebte. In Ludwigsburg wuchs Fritz Teufel auf, hier ging er zur Schule und machte am Schiller-Gymnasium sein Abitur. Zeitweise war er sogar Mitglied des CVJM. Mit zwanzig Jahren verließ er Ludwigsburg, um in Berlin zu studieren. Dort begann sein Weg ins Rampenlicht der Medien. Seine Rolle in der Außerparlamentarischen Opposition und im Terrorismus der siebziger Jahre halten das Interesse an seiner Person bis heute wach. Das Buch des Politologen und Journalisten Marco Carini bietet eine lebendige und unterhaltsame Einführung in das Leben von Fritz Teufel, auch wenn neue Einblicke fehlen, da das Werk ohne die Mitarbeit von Fritz Teufel entstand. Es ist nicht nur eine Biographie, sondern zugleich das Porträt einer sehr bewegten Epoche der deutschen Nachkriegsgeschichte.

*Erich Viehöfer*

**Hans Dieter Flach: Johann Georg Meyerhuber - ein Ansbacher, Nymphenburger und Ludwigsburger Porzellanmaler und Pächter der Ludwigsburger Manufaktur** (in: *Keramos*, Heft 196, April 2007, S. 41-58).

Seit der letzten Besprechung in Heft 56 der Ludwigsburger Geschichtsblätter sind mehrere Beiträge von Hans Dieter Flach zum Thema Ludwigsburger Porzellan in »Keramos«, der Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde e.V. Düsseldorf, erschienen. Der Inhalt der durchweg interessanten und wie immer akribisch recherchierten und dokumentierten Aufsätze soll hier kurz wiedergegeben werden.

Im oben genannten Aufsatz stellt Hans Dieter Flach den Maler Johann Georg Meyerhuber vor und geht dabei besonders auf seine Funktion als Pächter der Ludwigsburger Manufaktur zwischen 1817 und 1819 ein. Maler gleichen Namens, aber unterschiedlicher Herkunft, die wegen ihrer Namensgleichheit schon für manche Verunsicherung oder Verwirrung bei der Werkzuweisung gesorgt haben, stehen im Mittelpunkt von zwei Aufsätzen: Im Januar-Heft 2005 sind es die Porzellanmaler Weisbrodt, im Januar-Heft 2003 die Maler Schulz oder Schultze. Im Juli-Heft 2003 analysiert der Autor den Stil später Figurenmodelle eines bisher nicht bekannten Modells und ordnet sie danach mit einiger Sicherheit Christian Prinz d. Ä. zu. Ein weiteres Modell aus der Spätzeit, »Das Mädchen mit dem Vogelnest«, das bisher nur als Ausformung in Steingut bekannt war, stellt Hans Dieter Flach zusammen mit den künstlerischen Vorbildern im Oktober-Heft 2002 vor. Dem Bataillen-Maler Christian Gotthelf Grossmann, der außer in Ludwigsburg auch noch in Meißen und Sèvres tätig war, ist ein mit farbenprächtigen Kampfszenen bebildeter Beitrag im Juli-Heft 2002 gewidmet.



Am Aufsatz im Juli-Heft 2004 dürften Rätselfreunde und Botaniker eine besondere Freude haben. Ein fünfteiliges Lever-Solitär ist mit Blumenbordüren geschmückt, die jeweils ein Akrostichon darstellen, d. h. die Anfangsbuchstaben der Namen der hintereinander aufgereihten Blumen ergeben, in der richtigen Richtung gelesen, als versteckte Botschaft jeweils einen Vornamen. Die Entschlüsselung der »Bilderrätsel« liefert Hans Dieter Flach ebenfalls und fordert Porzellanliebhaber zur Suche nach weiteren Akrosticha auf.

Hinweis: Die bisher von Hans Dieter Flach zum Thema Ludwigsburger Porzellan veröffentlichten Aufsätze sind im Stadtarchiv Ludwigsburg unter der Signatur SQ 5.5 (Kapselschriften) abgelegt. *Günther Bergan*

**Theo Kiefner: Die Waldenser auf ihrem Weg aus dem Val Cluson durch die Schweiz nach Deutschland 1532-1820/30.** Bd. 5,11: Das Ortssippenbuch der Hugenottenkolonie Cannstatt, Stuttgart, Ludwigsburg. Calw 2006, 152 S.

Theo Kiefner ist seit über 30 Jahren ein ausgewiesener Kenner der Geschichte der Waldenser in Deutschland. Das beweisen seine bisher unter dem oben genannten Titel erschienenen Bände. Der 5. Band dieser Reihe enthält die so genannten Ortssippenbücher, die, basierend auf den Kirchenregistern und anderen Unterlagen, genealogisches Material über die Gründer und Bewohner der deutschen Waldenserkolonien bis zum Beginn der württembergischen Familienregister im Jahr 1808 enthalten. Insgesamt elf Bücher beschäftigen sich allein mit Baden-Württemberg, u. a. mit den reformierten Gemeinden von Pinache und Serres, Groß- und Kleinvillars, Perouse sowie das vorliegende Buch mit den Gemeinden in Cannstatt, Stuttgart und Ludwigsburg.

Achtung! Das hier angezeigte Buch wendet sich vom Inhalt her nicht an Leser, die etwas über die Geschichte der Waldenser erfahren wollen, das besorgen die früheren Veröffentlichungen des Autors. Das Ortssippenbuch ist ein akribisch recherchiertes genealogisches Fachbuch, das sich in erster Linie an Liebhaber der Materie, an Spezialisten der Waldenser-Forschung und Familienkundler richtet. *Günther Bergan*

# Register für die Ludwigsburger Geschichtsblätter 30/1978 bis 60/2006

In den Ludwigsburger Geschichtsblättern sind seit dem Erscheinen des ersten Heftes im Jahre 1900 rund 500 Aufsätze veröffentlicht worden. Einen Überblick über die publizierten Beiträge geben für die Hefte 1 bis 51 die Zusammenstellungen in Heft 41/1988 (S. 177-196) und in Heft 51/1997 (S. 193-200), die sich jedoch jeweils darauf beschränken, Titel und Verfasser der Aufsätze zu nennen.

Um den Lesern ein noch besseres Arbeiten mit den Ludwigsburger Geschichtsblättern zu ermöglichen, hat sich die Redaktion entschlossen, die Beiträge der einzelnen Hefte durch ein Orts- und Personenregister zu erschließen. Diese Arbeit konnte nun für die Hefte 30/1978 bis 60/2006 abgeschlossen werden.

Das Register für die Hefte 30-60 kann gegen eine Schutzgebühr von 10 Euro als einfacher, nicht gebundener Papier-Ausdruck (96 Seiten im Format DIN A 4) oder als pdf-Datei auf CD-ROM erworben werden. Bei der Bestellung bitte angeben, ob Papier-Ausdruck oder CD-ROM gewünscht wird.

Bestellungen sind schriftlich zu richten an:

Redaktion der Ludwigsburger Geschichtsblätter  
Dr. Thomas Schulz, Hechinger Weg 2, 71686 Remseck  
oder per E-Mail an: [Thomas.Schulz@Landkreis-Ludwigsburg.de](mailto:Thomas.Schulz@Landkreis-Ludwigsburg.de).

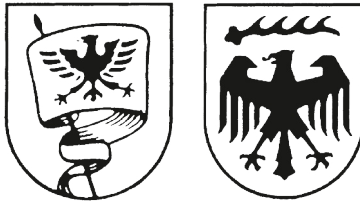
## Bildnachweis

Flach, Hans Dieter (Wenzenbach): S. 34 f., 36 (8), 37 (9-11), 38 (13), 39 (16, 17), 40, 41 (24), Umschlagbild  
Fotosammlung Aigner (Ludwigsburg): S. 103  
Gemeindearchiv Schwieberdingen: S. 137 (u.)  
Gühring, Albrecht (Möglingen): S. 142  
Kirsch (Weinheim): S. 37 (12)  
Kopf, Paul (Ludwigsburg): S. 176, 178  
Kreisarchiv Ludwigsburg: S. 133  
Landesmuseum Württemberg: S. 38 (14)  
Langeloh (Weinheim): S. 39 (18, 19)  
Schlossverwaltung Ludwigsburg: S. 51, 54, 93  
Schulz, Daniel (Freiberg): S. 67-80  
Staatliche Graphische Sammlung München: S. 36 (7)  
Staatsgalerie Stuttgart, Graphische Sammlung: S. 39 (15), 41 (25)  
Stadtarchiv Kornwestheim: S. 124, 135, 137 (o.), 145  
Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 91, 94-102, 105-113, 122, 126, 139 f.  
Stadtarchiv Marbach: S. 156-164  
Stadtarchiv Markgröningen: S. 143  
Stadtarchiv Pforzheim: S. 90  
Wolf, Reinhard (Marbach): S. 182-196

## »Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2007

| Heft                                  | Jahr | Seiten | Heft   | Jahr | Seiten |
|---------------------------------------|------|--------|--|------|--------|
| <b>Redaktion Christian Belschner:</b> |      |        | <b>Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:</b>   |      |        |
| 1                                     | 1900 | 87     | 31   | 1979 | 148    |
| 2                                     | 1901 | 100    | 32   | 1980 | 188    |
| 3                                     | 1903 | 106    | 33   | 1981 | 256    |
| 4                                     | 1905 | 186    | 34   | 1982 | 176    |
| 5                                     | 1909 | 115    | 35   | 1983 | 180    |
| 6                                     | 1911 | 88     | 36   | 1984 | 242    |
| 7                                     | 1913 | 57     | 37   | 1985 | 245    |
| 8                                     | 1916 | 48     | 38   | 1985 | 196    |
| 9                                     | 1923 | 119    | 39   | 1986 | 224    |
| 10                                    | 1926 | 107    | 40   | 1987 | 252    |
| 11                                    | 1930 | 133    | 41   | 1988 | 200    |
| 12                                    | 1939 | 46     | 42   | 1988 | 224    |
|                                       |      |        | 43   | 1989 | 188    |
|                                       |      |        | 44   | 1990 | 232    |
|                                       |      |        | 45   | 1991 | 236    |
|                                       |      |        | 46   | 1992 | 232    |
|                                       |      |        | 47   | 1993 | 168    |
|                                       |      |        | 48   | 1994 | 196    |
|                                       |      |        | 49   | 1995 | 264    |
|                                       |      |        | 50   | 1996 | 200    |
|                                       |      |        | 51   | 1997 | 244    |
| <b>Redaktion Dr. Oscar Paret:</b>     |      |        | <b>Redaktion Dr. Thomas Schulz:</b>  |      |        |
| 13                                    | 1957 | 140    | 52   | 1998 | 240    |
| 14                                    | 1960 | 66     | 53   | 1999 | 228    |
|                                       |      |        | 54   | 2000 | 220    |
|                                       |      |        | 55   | 2001 | 256    |
|                                       |      |        | 56   | 2002 | 204    |
|                                       |      |        | 57   | 2003 | 200    |
|                                       |      |        | 58   | 2004 | 296    |
|                                       |      |        | 59   | 2005 | 216    |
|                                       |      |        | 60   | 2006 | 224    |
|                                       |      |        | 61   | 2007 | 216    |
| <b>Redaktion Heinrich Gaese:</b>      |      |        | Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergriffen,<br>alle anderen lieferbar.  |      |        |
| 15                                    | 1963 | 162    |  |      |        |
| 16                                    | 1964 | 203    |  |      |        |
| 17                                    | 1965 | 207    |  |      |        |
| 18                                    | 1966 | 192    |  |      |        |
| 19                                    | 1967 | 164    |  |      |        |
| 20                                    | 1968 | 196    |  |      |        |
| <b>Redaktion Dr. Willi Müller:</b>    |      |        | Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom<br>Historischen Verein zu seinem 100-jähri-<br>gen Jubiläum herausgegebene Sammel-<br>band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus<br>Stadt und Kreis 1897–1997«. |      |        |
| 21                                    | 1969 | 92     |  |      |        |
| 22                                    | 1970 | 116    |  |      |        |
| 23                                    | 1971 | 195    |  |      |        |
| 24                                    | 1972 | 272    |  |      |        |
| 25                                    | 1973 | 141    |  |      |        |
| 26                                    | 1974 | 141    |  |      |        |
| 27                                    | 1975 | 199    |  |      |        |
| 28                                    | 1976 | 161    |  |      |        |
| 29                                    | 1977 | 179    |  |      |        |
| <b>Redaktion Dr. Paul Sauer:</b>      |      |        |  |      |        |
| 30                                    | 1978 | 128    |  |      |        |

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg



Stadt und Kreis Ludwigsburg